

Die Überschwemmung (S. 9)

Großmutter's Haus und andere Geschichten

Von Wilhelm Scharrelmann

Mit vier farbigen Einschaltbildern
und zwölf Textbildern
von
Rolf Winkler

*

19. – 28. Tausend



Verlag Georg Westermann / Braunschweig
Berlin / Hamburg



Inhalt

Der alte Laden	1
Die Überschwemmung	7
Großmutter's Haus	15
Theater	21
Die Weihnachtsgans	33
Mein erster Schultag	41
Tini	50
Der Althändler	59
Ein Opfer	69
Der Zeißig	75
Fifi	81
Der alte Garten	96
Hans	101
Die Nachtigall	109
Siffi	115
Der Droschkengaul	124
Peter Grau	132
Zuerst Mama und dann Papa	147
Die Puppenstelerin	156
Der kleine Flüchtling	162
Der Rabe	178
Der Weihnachtsengel	183
Fernweh	189
IV. Klasse	193
Kirschen	198
Der Kondor	203
Die Moorhege	206
Die Freunde	215

Zum Geleit

Ein Geschichtenbuch, wie Wilhelm Scharrelmann es hier geschrieben und mit besonderer Freude den „Lebensbüchern der Jugend“ zur Veröffentlichung gegeben hat, haben wir uns für diese Sammlung längst gewünscht. Denn durch kaum einen andern der bisher erschienenen Bände wird das schon im Titel sich aussprechende Programm der „Lebensbücher“ natürlicher und vollkommener erfüllt als durch „Großmutter's Haus“.

Vom nahen und nächsten, von dem, was jedes Kind auch in bescheidensten bürgerlichen Verhältnissen früh beobachtet und erlebt, geht es aus, all diese „alltäglichen“ und doch so wunderbaren, geheimnisreichen und bedeutungsvollen Dinge bringt es zum Atmen, Sichbewegen und Sprechen, und indem der Verfasser, oder sagen wir getrost: der Dichter von sich selber, von seiner eignen Kindheit und Jugend erzählt, deutet er zugleich all den andern, die ihm lauschen, jene von Dämmerung und Morgenduft umwobenen Tage, da jeder neue neue Entdeckungen und Wunder brachte. Im Reim liegt alles, was der Mensch auch als Erwachsener noch erlebt, sein ganzes Tun und Schicksal, schon vorgeedeutet in jenen kindlich frühen Abenteuern und Erlebnissen. Es muß nur der Berufene kommen, der es mit dem Zauberstabe der Poesie wieder zum Leben erweckt.

Aber noch in einem andern Sinne ist hier der Begriff „Lebensbuch“ erfüllt. Unter „Lebensbüchern der Jugend“, heißt es in unserm grundlegenden Programm, verstehen wir Bücher, die man aus der Kinderstube gern mit hinausnimmt auch ins selbständige Sein und Wirken, Bücher, die dauernden Lebensgehalt haben und auch dem Erwachsenen noch eine wertvolle Bereicherung des Gefühls, der Phantasie und des Herzens zu bieten vermögen. So sind auch diese Geschichten nicht ausschließlich für Kinder geschrieben, vielmehr werden auch Erwachsene sie mit Interesse und Genuß lesen, aber sie sind doch so ausgewählt, daß schon ein Kind sie leicht verstehen kann. Aus dem vertrauten Bereiche des Hauses, aus Jugend-

Zum Geleit

erinnerungen und Kindheitserlebnissen führen sie den jungen Leser ganz allmählich in den weiteren Kreis des Erlebens hinein; Tier- und Menschen- geschichten verbinden sich zu einem Bilde, das allmählich mehr und mehr an Weite zunimmt. In allen Geschichten aber ist es das Leben, wie es uns heute umgibt, das zur Darstellung kommt, mit der ganzen Frische, zuweilen auch mit der Herbheit seiner Erscheinung. Denn das heranreifende Kind will sich vor allem die Wirklichkeit, in der es aufwächst, zu eigen machen, mit allen Sinnen und aller gesunden Freude an dem, was ist und sich begibt.

Meistens ist es die Stadt, die in den Geschichten als Hintergrund vor uns aufsteigt. Da durften auch wohl ernstere Bilder aus dem Leben der modernen Großstadt, die bisher nur zu sehr in unsern Jugenbüchern vernachlässigt worden ist, nicht fehlen.

Wenn man von einem Buche, das sich aus künstlerischen Gründen von jeder Tendenz freihält, trotzdem eine sittliche Wirkung erwarten darf, so werden auch die Geschichten dieses Bandes der „Lebensbücher“ nicht ohne läuternde Kraft bleiben. Ein Kind, das „Ein Opfer“, „Fifi“, die „Weihnachtsgans“, den „Droschkengaul“ oder den „Zeisig“ gelesen hat, wird nicht nur die Tiere seiner Umgebung mit andern Augen ansehen, es wird auch ein Funke sozialen Mitgefühls in ihm entzündet sein, der so leicht nicht wieder auszulöschen ist. In den Kindheitsgeschichten dieses Buches aber wird das Kind sein eignes Erleben wiederfinden, seine Spiele, seine Träume wie seine ersten seelischen Leiden und Freuden.

Und dem Dichter ist der Zeichner mit feinem Verständnis gefolgt. So ist ein Buch entstanden, aus dem das Verlangen der Kinder nach „neuen Geschichten“ immer wieder befriedigt, aus dessen erstem Teile schon Zehn- bis Zwölfjährigen vorgelesen werden kann, das größeren Kindern aber am besten selbst in die Hände gegeben wird, ein Buch, das der Jugend zeigt, wieviel „Geschichten“ in seiner eignen Umgebung sich ereignen, für die man nur Augen und Ohren haben muß.

F. D.



Der alte Laden



Erinnere mich ganz genau daran, trotzdem nun schon Jahre seitdem verflossen sind. Viele Jahre...

Es war an einem Tage, so strahlend und hell wie der schönste Sommertag, und doch muß es wohl schon mehr zum Herbst gewesen sein, soweit ich es nachrechnen kann. Jedenfalls schien die Sonne blank und goldig in die enge Gasse, wo unser Elternhaus stand mit seinem großen Schild, auf dem die vielsagenden Worte prangten: Kolonial- und Fettwaren.

Wer durch die Haustür, die einen großen blanken Messinggriff hatte, in unser Haus trat, stand gleich vor dem langen Tresen, der gelb gestrichen war und die große Wage trug, auf der mein Vater die Tüten abzuwiegen pflegte, wenn es in die

Scharrelmann, Großmutter's Haus.

Pfunde ging. Sonst tat es die kleine Wage auch, die am Ende des Tresens neben den Zuckerhüten stand und auf der die Pfennigwaren in den kleinen Spitztüten abgewogen wurden. Die Ladenwände wurden von großen Regalen eingenommen, in denen sich Schublade an Schublade reihte, eine wie die andre gelb gestrichen und einander zum Verwecheln ähnlich.

Am vorderen Ende des Tresens, dicht hinter der Haustür, sauber aufgestellt in Reih' und Glied, standen die Bonbonbehälter, die durch ihre gläsernen Wände jedem Besucher deutlich vor Augen führten, welch verlockenden Inhalt sie bargen. Runde Glasdeckel schützten den Inhalt vor Staub und naschgerigen Händen, und die rundbauchigen Gefäße ließen die Zuckerrollen und Stangen noch dicker und farbenprächtiger erscheinen, als sie in Wirklichkeit waren.

Wir Kinder bekamen niemals etwas daraus. Schleckereien wurden nicht geduldet, trotzdem es gewiß nicht viel ausgemacht hätte, wenn wir gelegentlich einmal eine Kostprobe bekommen hätten. So blieben die Bonbongläser ein Gegenstand scheuer und ungestillter Sehnsucht, der nicht einmal in Worten Ausdruck gegeben werden durfte. Es hieß eben mit spartanischer Selbstzucht darüber hinauskommen.

Also an dem Tage, von dem ich erzählen will, schien die Sonne. Das ist wesentlich für meine Geschichte. Vielleicht würde ich sie gar nicht im Gedächtnis behalten haben, wenn die Sonne nicht so strahlend in die enge Straße geschienen hätte!

Wie mich heute dünken will, war die Sonne auch das einzig Friedliche und Freudige an diesem Tage. Alles andre war weniger erfreulich.

Ich weiß noch ganz deutlich, daß an dem Tage, den ich im Auge habe, der Tresen aus dem Laden meines Vaters, hinter dem so manches Pfund Butter und Schmalz abgewogen worden war, so manche Tüte mit Kaffeebohnen und so manches

Pfund Sauerkraut, plötzlich nicht mehr im Laden stand hinter der Haustür mit dem blanken Messinggriff, sondern draußen auf der Straße im hellen Sonnenschein, vor dem kleinen Schaufenster unsers Ladens mit seinen vielen kleinen Scheiben; denn damals hatten die Schaufenster noch nicht die riesigen dicken Glasscheiben wie heute. Selbst die Schaufenster waren noch bescheidener damals. Viele kleine Scheiben machten zusammen eben auch eine große.

Also der Tresen stand draußen auf der Straße, und ich saß oben darauf und baumelte mit den Beinen, und das schien mir ein ebenso wunderliches wie lustiges Ding.

Ich habe erst Jahre später begriffen, wie wenig lustig das alles eigentlich gewesen ist, was ich erzählen will, aber damals hatte ich noch kein Verständnis und kein Gefühl dafür.

Ich wußte damals auch nicht, warum an dem Morgen eigentlich so viele Leute da waren, warum im Laden die großen Regale von der Wand gerückt wurden und warum draußen vor der Tür eine ganze Reihe von Wagen hielt, drei, vier, hintereinander, auf die langsam Stück für Stück aus unserm Laden hinaufwanderte, eins nach dem andern: die Regale, die große und die kleine Wage, ein paar Säcke voll Mehl und einige voll Kaffeebohnen und andre mit weißen Bohnen und Erbsen und Reis, der große Schweizerkäse und zuletzt auch die Bonbongläser und die Rakestrommeln ...

Wie gesagt, ich begriff damals nicht, was das alles zu bedeuten hatte. Die Augen meiner Mutter hätten es mir vielleicht sagen können. Aber deren stumme Sprache verstand ich noch nicht. Mir schien alles über alle Maßen lustig zu sein.

Ich hatte mir von Zuckerhutschnüren, die ich in einem der leeren Auszüge des Tresens gefunden hatte, ein Pferdeleit gemacht, den Ladenschemel, der neben dem Tresen friedlich auf dem Pflaster stand, als Pferd angeschirrt, war auf den Tresen

geklüppelt und rief nun lustig Hü! und Hott!, und jedesmal, wenn jemand vollbepackt aus dem Laden trat, wo die Leute dichtgedrängt standen, fragte ich ihn, ob ich ihn schnell nach seinem Hause fahren sollte, ich hätte gerade angepannt. Damit trieb ich dann wieder den alten Schemel an, der nun, von meiner Schnur gezogen, einen wirklichen Hopser machte auf dem alten holprigen Pflaster, das damals noch in unsrer Gasse den Bürgerstiege bedeckte.

Sicher — wenn die Sonne nicht erschienen hätte, wüßte ich das alles heute nicht mehr. Die Zeit löscht so manches aus. Aber sie stand mir gerade gegenüber am Himmel und schien mir voll ins Gesicht, und ich saß und blinzelte in das helle Licht, das sie mir entgeschickte, so hell und freundlich, als sei es ein wirklicher rechter Sonnen- und Freudentag heute!

Konnte es ein schöneres Pferd geben, als meines Vaters alten Ladenschemel? Wenn er auch nur drei Beine hatte. Er lief auf den dreien besser als manch lebendiger auf seinen vieren. Und wie die Peitsche von dem lederüberzogenen Sitze niederknallte, auf dessen blankgeschuenerter Oberfläche das Sonnenlicht in matten Reflexen sich widerspiegelte.

Ich lachte und kreischte vor Freude, fuhr mit meiner Peitsche in weitem Schwunge durch die Luft und zupfte vor Übermut an den Zügeln, daß der Schemel Miene machte, zu kippen.

Und dann kamen die Spielgefährten. Neugierig guckten sie erst aus den Türen, und nach einigen Minuten war mein langer gelber Kutschwagen vollbepackt mit allen, die Platz gefunden hatten. Es sah wie ein richtiger Omnibus aus. Ich knallte mit meiner Peitsche und schrie Hurra, und jedesmal, wenn ich Hurra! schrie, dann schrien auch die andern mit, und laut klang es über die sonst so stille, sonnenbeschienene Straße: Hurra! —

Einige Jahre später habe ich erst begriffen, daß ich damals an dem hellen, strahlenden Tage in das Elend hinauskuhscherte

und in die Armut langer, trüber Jahre; denn an dem Tage, von dem ich erzähle, versteigerten die Gläubiger unsern Laden mit allem, was darin war: die Regale und Wagen und die Bombongläser und die Säcke voll Mehl und den großen schönen Schweizerkäse, der so groß wie ein Mühlstein war, und den Tresen und den Schemel auch.

Plötzlich kam nämlich jemand und jagte meine Passagiere mit einem entsetzlich langen, polternden Fluche vom Omnibus herunter.

Ich wollte nicht, weil es doch „unser“ Tresen war und meines Vaters alter Schemel und mir niemand etwas zu befehlen haben konnte.

Aber ein paar derbe Fäuste faßten mich und setzten mich auf den Boden, und während ich noch sprachlos über die Vergewaltigung auf den Mann mit den dicken, aufgequollenen Backen schaute, von dessen Lippen vorhin der Fluch gekollert war, und der mich so rücksichtslos von meinem Eigentum gejagt hatte, kamen andre und trugen den Tresen, ohne weiter ein Wort zu verlieren, vorsichtig langsam (wie damals die Totengräber den Sarg des alten Carsten Diekmann, der so schwer war, daß sie ihn einmal unterwegs niederlegen und sich verschnauften mußten) auf einen der Wagen, die dafür bereitstanden.

Und dann kam auch der Gaul dran. Mit einem Taschenmesser schnitt man rücksichtslos die Schnüre ab, die ich vorhin darangeknötet hatte.

Mit einem Ruck zogen die Pferde an, und die ganze Herrlichkeit wanderte langsam die Straße hinunter und verschwand um die Ecke.

Es war wie ein Traum.

Und dabei schien die Sonne hell und strahlend. Die Straßenlaterne, die gerade vor unsrer Haustür stand, warf einen langen, scharfen Schatten auf das Pflaster, und auf dem Dachsimslärmten die Spagen.

Alles Weiteren entfinne ich mich nur dunkel.

Ich weiß nur noch, wie wir ein paar Tage später mit dem wenigen, was uns geblieben war, umzogen ... irgendwohin ... in Zimmer, die dunkel und unfreundlich waren, eng und verdrossen, in ein Haus, das keinen Laden besaß wie das alte ... und keinen Tresen und keine Regale, wo keine Säcke voll Mehl und Zucker standen — und keine Bonbongläser ...

Eine Welt war versunken. Eine andre tat sich auf. —

Heute bin ich einmal wieder durch die Straße gegangen, wo ich damals auf dem Tresen gefessen habe. Ein Menschenalter ist seitdem vergangen.

Der Laden ist noch da. Aber das Schaufenster mit seinen vielen kleinen Scheiben, hinter denen früher die Zuckerhüte und die kleinen Schalen mit Rosinen und Mandeln standen, hat längst eine einzige große Scheibe bekommen, wie sie heute alle Schaufenster haben, die etwas auf sich halten, und statt der Petroleumlampe mit den gläsernen Prismen daran, die des Abends so lustig baumelten, brennt heute Gasglühlicht hinter der blanken Scheibe.

Noch immer wird ein Kramgeschäft in dem Hause betrieben. Ich stand eine Zeitlang und sah durch die Scheiben in den erleuchteten Laden hinein. Da hinten ist noch eine Tür, durch die es früher in unsre Kammer ging. Heute scheint das Kontor in dem Raume zu sein.

Ein behäbiger Mann steht mit zufriedenum Gesicht hinter dem Tresen an einem kleinen Pult und zählt Beträge im Anschreibebuch zusammen, weil gerade kein Kunde im Laden ist.

Ich hab' nicht daran vorbeikommen können. Ich hab' eintreten müssen und für einige Pfennige Bonbons kaufen müssen für meine Kleinen zu Hause.

Als ich sie meinem Jüngsten reiche, der sie jubelnd empfängt, sage ich: „Da, die sind aus unserm Laden.“

Aber er weiß nicht, was ich damit meine.

Die Überschwemmung

as Haus, in das wir bald darauf einzogen, lag weit draußen in der Vorstadt. Eine Heerstraße führte daran vorbei, und dicht hinter unserm Hause lag der Deich und hinter dem Deich der Fluß.

Eine neue Welt tat sich mit dem Einzug in unsre neue Wohnung für mich auf. Nachdem meine Entdeckungen im Hause beendet und alle Räume genügend besichtigt worden waren, gab es Streifzüge in die umgebenden Straßen hinaus, und eines Tages erkletterte ich auch zum erstenmal den Deich und sah plötzlich den Fluß vor mir liegen, breit und schimmernd. Ein Dampfer schleppte ein paar Rähne träge und langsam den Fluß hinauf, und der Rauch aus dem Schornstein zog ebenso träge und langsam über Wasser und Wiesen hin.

Am Deiche und vor allem unten am Wasser gab es unzählige Spiele. Man konnte sich ins Gras niederwerfen und wie ein Stein den Deich hinunterkollern, konnte Gruben im weichen Flußlande machen, Dämme bauen, kleine Teiche graben und Fische darin fangen, wobei man den Teich, der nicht größer zu sein brauchte als ein Waschgefäß, nur durch einen schmalen Kanal mit dem Flusse zu verbinden brauchte. Sobald ein paar der jungen Fische, die so gern das flache Wasser aufsuchen, in die Falle gegangen waren, warf man den Kanal mit Sand zu und konnte nun die kleinen silberhellen Fische mit Muße betrachten, wie sie hin und her durch das Wasser schossen, sobald sie merkten, daß der Ausgang versperrt war. Man konnte Muscheln suchen und unter dem täglich neu angeschwemmten Gerist, das am ganzen Ufer entlang lag, Gegenstände finden, mit denen sich spielen ließ wie mit fertigen Spielsachen. Stücke

von Rorkrinde gab es darunter und Holzstückchen, die in das strömende Wasser wieder hinausgeschleudert auf lustigen kleinen Wellen wieder davonschwammen, und tausend andre Nichtigkeiten, die der Fluß hierher getragen und abgesetzt hatte: leere Muschel- und SchneckenSchalen, bunte Kieselsteine und weißglänzende, die wie Perlmutter schimmerten und von uns Milchsteine genannt wurden, alte Büchsen, leere Flaschen usw. Oft genug kamen wir von unsern Spielen mit schmutzigen Hosen und nassen Füßen heim, aber das Wasser lockte uns trotz allen Strafen doch immer wieder zu sich herüber. Besonders schmutzten wir uns im weichen Lehme ein, den es am Ufer in großen Klumpen gab. Aber mit nichts auf der Welt ließ sich's so schön spielen. Besonders gern kneteten wir kleine Kugeln daraus, die wir auf die Spitze unsrer Pfeile steckten, damit sie die nötige Schwere bekamen. Warme Plätze am Ufersand gab es, wo die Sonne den Sand getrocknet hatte, daß er, lose und trocken wie Pulver, kitzelnd durch Strümpfe und Kleider drang.

Mit einem Wort, der Fluß war unser bester Freund. Daß er auch böse, gewalttätig und grausam sein konnte, sollte ich bald genug erfahren.

Es war im Frühjahr, zur Zeit der Schneeschmelze. Der Fluß stieg mit jedem Tag, bald hatte er das Vorland und die Wiesen vor der Stadt weithin überschwemmt und stieg nun langsam am Deiche hinauf, höher, immer höher.

Regen und Wind kamen dazu. Es wehte, daß man sich kaum auf der Deichkappe halten konnte, so schnob und brauste der Sturm über das Wasser und peitschte die Wellen gegen den Deich, daß sie mit weißem Gischt am Ufer aufspritzten.

Raum zwei Meter stand das Wasser noch von der Deichkappe entfernt. Wohin man sah, nichts als Wasser. Aus dem Flusse schien ein Meer geworden zu sein, so breit war er geworden, so wild gingen die Wellen.

Am Abend lief ich noch einmal heimlich zum Deich, trotzdem man es mir verboten hatte. Ich mußte sehen, wie hoch das Wasser jetzt stand. Als ich hinkam, waren schon viele Menschen dort.

Alle standen und blickten besorgt auf den Fluß hinaus, der düster schaukelnd unter dem grauen Himmel lag, mit aufblitzenden weißen Rämmen auf den Wogen, die eine nach der andern heranrollten und sich gegen den Deich wälzten, der ihnen im Wege war, die einzige Wehr, die die Stadt vor dem Wasser schützte. Und dabei stand das Wasser jetzt so hoch, daß einzelne Spritzer bereits die Deichkappe neigten.

Wenn der Wind weiter so anhielt, mußte es ein Unglück geben. Wohin ich lauschte, hörte ich dieselben Befürchtungen und Sorgen.

„Wenn dat got geit,“ sagte ein alter Mann mit langem grauem Barte und einer Schiffermütze auf dem grauen Kopfe, „wenn dat got geit disse Nacht, will ick nich Jan Marks heten. Son Dik holt allerhand ut, aber wat to veel is, is to veel.“

Hier und dort fing man bereits an, Sandsäcke zurechtzumachen und an die Deichkappe zu legen, um sie zu erhöhen und zu befestigen, falls das Wasser noch weiter steigen sollte.

Allenthalben waren Deichwachen aufgestellt. Das waren Leute in hohen, langschäftigen Wasserstiefeln, jeder mit einer Laterne, um sich während der Nacht damit Winke geben zu können, falls irgendwo Gefahr drohte.

Schauerlich, wie der Fluß ausah, nun die Dämmerung tiefer und tiefer sank. Schäumend und spritzend rollten die Wogen aus der Dunkelheit heran und klatschten gegen den Deich.

Niemand schien nach Hause gehen zu wollen. In Gruppen standen die Menschen beieinander und blickten auf das wilde Schauspiel hinaus, das ihnen der Fluß bereitete. Angstliche, besorgte Gesichter überall.

Auch mir war nicht wohl bei alledem zumute. Angstvoll klopfte mir das Herz. Aber die ganze Größe der Gefahr begriff ich doch noch nicht recht.

Durchfroren und verweht kam ich endlich wieder zu Hause an, wo man mich bereits vermisst hatte. Als ich erzählte, wie es am Flusse aussehe, ging auch mein Vater noch hinaus, um nachzusehen, wie es stand.

Als er heimkam, brachte er die Nachricht mit, daß das Wasser seit einer Stunde langsam zu fallen beginne. Erleichtert atmeten wir auf, und alles ging zur gewöhnlichen Stunde zur Ruhe, ohne zu ahnen, was uns in der Nacht bevorstand. Wir Kinder schliefen damals in einer Kammer, die nach dem Hofe hinaus lag. Die Kammertür blieb während der Nacht offen, damit unsre Eltern hören konnten, wenn eines von uns unruhig werden sollte.

Es mußte bereits tief in der Nacht, lange nach Mitternacht sein, als ich von einem eigentümlichen Brausen, Gurgeln, murmelnden Poltern, Zischen und Sprudeln geweckt wurde. Ich setzte mich im Bette auf und lauschte.

Ganz deutlich hörte ich es jetzt. Es mußte aus dem Keller kommen.

Was — war — das?

Angstvoll lauschte ich in die Dunkelheit hinaus.

Mein erster Gedanke war: es sind Einbrecher im Hause! Von Furcht geschüttelt wollte ich mir gerade die Decke über den Kopf ziehen, als auch mein Bruder erwachte und mit mir lauschte.

„Wir müssen Vater und Mutter Bescheid sagen,“ flüsterte er.

„Ja,“ sagte ich, „aber ich mag nicht hin.“

„Ich auch nicht recht,“ flüsterte er zurück. So lagen wir eine Weile und lauschten wieder mit angespanntem Atem.

Unvermindert drang noch immer das Geräusch zu uns her-

auf. Ja, es war jetzt stärker als vorhin. Es gurgelte, sauste, zischte und platschte, als ständen zehn Waschfrauen auf einmal im Keller am Waschfaß.

Zuletzt entschlossen wir uns, zusammen aufzustehen und unsern Vater zu wecken.

Ich bin tapfer mit aufgestanden. Aber an der Kammertür entsank mir das Herz. Über den Flur traute ich mich nicht. Mir war, als lange von der Kellertreppe her ein riesiger Arm nach meinen Beinen, um mich in den Keller zu ziehen.

Mit Geschrei stürzte ich in die Kammer zurück und ins Bett, wo ich vor aller Verfolgung so sicher zu sein glaubte wie in Abrahams Schoß.

Mein Bruder aber war tapfer über den Flur gelaufen und hatte unsern Vater geweckt. Ein heller Lichtschein fiel plötzlich aus der Kammer meiner Eltern über den Flur. Ich hörte die Stimme meines Vaters — und im Augenblick war alle Angst entschwunden. Ich kletterte aus dem Bett und folgte meinem Vater, der sich in aller Hast und Eile notdürftig bekleidet hatte, in den Keller.

Da sahen wir nun das Unglück: der ganze Keller schwamm von Wasser. Vom Hofe her zwängte es sich durch die Spalten und Fugen der hinteren Tür, bahnte sich gurgelnd und zischend seinen Weg ins Haus und hatte bereits alles so hoch überschwemmt, daß es meinem Vater bis an die Knie reichte.

Himmel, wie sah es im Keller aus!

Lorpfstücke schwammen auf dem Wasser, dort kam einer meiner alten Stiefel angetrieben, die in einer Ecke der Waschküche gestanden hatten, und da hinten trieb in einer Kiste, wie in einer Arche Noah, unsre alte Glucke, der mein Vater darin ein Nest zum Brüten zurechtgemacht und in den Keller gestellt hatte, damit sie recht ungestört ihre Eier ausfügen sollte.

Die Geschichte war zu spaßig anzusehen, und meine Angst

von vorhin war wie weggeblasen. Schöner konnte es ja gar nicht kommen! Gab es einen Platz, wo besser zu spielen war, als da unten?

Ich gab einem Torfstück, das eben langsam an die Treppe herantrieb, einen Stoß mit dem Fuße, daß es mit ein paar andern zusammenstieß, die ihm nachgekommen waren, und das Wasser mir über den Fuß spritzte.

Aber so erfreut wir waren, so ernst war der Vater. Ihm war nichts weniger als heiter zu Sinne, und mit sorgenvoller Stirne sah er in die schwimmende Verwüstung.

„Mein Gott,“ sagte er leise und schüttelte ernst den Kopf.

An Schlaf war in der Nacht nicht mehr zu denken. Wir patstchten im Wasser umher und halfen dem Vater die Vorräte bergen, die im Keller lagerten, Kartoffeln und Torf, Kisten und Kästen, Werkzeuge und leere Säcke, die naß waren, wie gebrauchte alte Feudel, leere Flaschen und Töpfe und einen alten Salzsäureballon im Korbgewebe, der halb leer war und nun dick und behäbig zwischen den übrigen Sachen herumschwamm, wie eine Entenmutter zwischen ihren Jungen.

Aber nach wenigen Minuten schickte uns der Vater wieder zu Bett. Das Wasser war doch kälter, als wir es uns hatten merken lassen wollen, und die Zähne klapperten uns im Munde.

Einschlafen aber konnten wir noch lange nicht. Das Ereignis da unten im Keller war zu groß und gewaltig, als daß wir hätten die Augen schließen können. —

Am andern Morgen hatte unser Vater eine richtige kleine Laufbrücke durch den Keller gelegt. Auf Backsteinpfeilern lagen Bretter, die als Stege bis an den Hofplatz hinausführten, wo das Geflügel in einem Käfig saß, der, um Platz auf dem engen Hofe zu sparen, auf Pfeilern errichtet war und so die Hühner vor dem Tode des Ertrinkens bewahrt hatte.

Beim Nachbar aber waren sämtliche Kaninchen in ihren

Ställen ertrunken. Mit nassen, klitschigen Fellen lagen sie tot nebeneinander auf dem Dache ihres niedrigen Stalles.

Hinter unserm Hause, zwischen dem Deiche und unserm Hofe, breitete sich eine Wasserfläche aus, beinahe so groß und breit wie gestern der Fluß. Ein richtiges Meer war über Nacht entstanden und bespülte die Straße, die von unserm Hause in die Stadt führte und jetzt stellenweise ganz vom Wasser überflutet war.

Voriübergehende erzählten bald, daß der Deich eine halbe Stunde oberhalb der Stadt gestern nacht gebrochen sei. Ein Rattenloch, das am Ufer durch den Deich gegangen und übersehen worden war, sei die Ursache gewesen.

Am Nachmittag ging mein Vater mit uns zu der Bruchstelle hinaus.

Hunderte von Menschen waren dort beschäftigt, die Bruchstelle zu dichten. Es war ein Loch im Deiche, daß man gut ein großes Haus hätte hineinstellen können. Man hatte es bereits, so gut es gehen wollte, mit Sandsäcken abgedichtet. Und Hunderte von Neugierigen umdrängten die Stelle.

Am schlimmsten sah es im freien Felde aus.

Einige der niedrigen Bauernhäuser sahen nur noch mit dem Dache aus dem Wasser heraus, und die Bäume, deren Stämme gänzlich im Wasser steckten, sahen wie riesige Büsche aus. Von den Dächern der Häuser hatte man die Bewohner in Schiffen abholen müssen, und in vielen Häusern war das Vieh elendiglich ertrunken, wie die Kaninchen bei unserm Nachbar Steinmann.

Zu Hause aber war es in dieser Zeit noch interessanter als draußen am Wasser.

Auf der Laufbrücke, die mein Vater durch den Keller gelegt hatte, konnte man umherspazieren, wie auf einer Brücke in Venedig. Und zum Überfluß gab es auch eine Gondel da unten: Mutters großen Waschtrog, in dem man sitzen und mit

einem Stecken von der Waschküche zum Torfkeller und von dort zur Speisekammer fahren konnte.

Es war wirklich schade, daß die Herrlichkeit zu Ende ging und das Wasser sich nach einigen Tagen wieder verließ.

Aber allerhand Erinnerungen ließ es doch zurück, die weniger angenehm waren: die Steine im Fußboden des Kellers hatten sich gelockert, die Wände waren feucht geworden und wollten lange Zeit nicht wieder trocknen, der Torf wollte nicht mehr brennen und mußte im Sommer zum Trocknen auf den Hof gebracht werden. Und an den Bäumen in der Umgebung der Stadt kann man noch heute sehen, wie hoch das Wasser damals gestanden hat. Die Rinde zeigt eine deutliche Narbe dort.

Eine Narbe habe ich aber auch selbst davon behalten

Bei meinen Spazierfahrten im Keller hatte ich vorwiegend den Stöpsel von dem Salzsäureballon entfernt und neugierig in die Hand genommen. Eine tiefe Brandwunde auf dem Rücken der linken Hand, auf den einige Tropfen der scharfen Flüssigkeit gefallen waren, war die Folge davon. Und die Narbe von dieser Wunde und damit eine sichtbare Erinnerung an die Überschwemmung im Keller trage ich noch heute.



Großmutter's Haus

Uir will scheinen, als wenn in dem Leben eines Kindes, das seine Großmutter nicht gekannt hat, etwas Unersehliches fehlt. — Märchen hat mir meine Großmutter allerdings nie erzählt. Eine Großmutter also, wie sie in fast allen Jugendgeschichten vorkommt, eine spinnende und märchenerzählende huzelige Alte, die in der Dämmerstunde die Geschichten von Sneewittchen, Dornröschen und Frau Holle erzählt, habe ich nicht besessen. Aber Geschichten hat sie doch auch erzählt, wenn es auch keine Märchen waren, Geschichten aus ihrem Leben und aus alter Zeit, Geschichten aus ihrem Elternhause und von ihren Großeltern. — Gerade hundert Jahre wäre sie in diesen Tagen geworden, wenn sie noch lebte, und ich habe ihres hundertsten Geburtstages in Stille und Dankbarkeit gedacht.

Daß sie eine gute Frau gewesen ist, ist bei einer Großmutter beinahe selbstverständlich, so daß ich es gar nicht zu erwähnen brauchte. Wir Kinder gingen darum nirgend lieber hin, als zu ihr. Auch das ist selbstverständlich. Kinder gehen immer gern zur Großmutter. Sie wohnte in einem Hause der Vorstadt, und meistens saß sie, wenn wir zu ihr kamen, in einem niedrigen kleinen Zimmer, das unten im Hause lag und auf den kleinen Hofplatz hinaus sah, in dem ein einziger hoher Lebensbaum stand, der größte, den ich bisher gesehen habe. Vor dem Fenster zog sie Geranien und Fuchsien in weißglasierten Blumentöpfen, und dazwischen prangte ein riesiger Raktus mit Stacheln so spitz wie Stecknadeln.

Nirgend auf der Welt war es traulicher als in diesem Zimmer. An der Wand hing eine alte Pendeluhr mit einem Zifferblatt aus weißem Porzellan. In jede Ecke waren ein paar rote Rosen gemalt, und der kleine Perpendikel, der

hinter den beiden Gemächten hing, schwang sich mit lautem Klack—klack—klack—klack an der Wand hin und her. Daneben hingen vier Bilder, die ich viertelstundenlang besichtigt habe. Es waren alte Stahlstiche in versilberten, schadhafte Rahmen. Sie stellten die vier Jahreszeiten dar, jede durch eine hübsche Frauengestalt veranschaulicht. Merkwürdig fremd, beinahe feierlich sahen sie aus. Alle hatten große fragende Augen, trugen alle das Haar schlicht über der Stirn geschweift und blickten den Beschauer voll an, die eine mit einem Weidenkranz auf dem Kopfe, die andre mit einem Bündel Ähren im Arm und die dritte mit einem flachen Korb voll Trauben. Die vierte saß an einem Kohlenbecken und wärmte sich die nackten Arme. Ich konnte beim Betrachten niemals recht mit mir übereinkommen, welche von den vier die schönste sei. Am meisten sagte mir aber doch zuletzt die dritte zu. Sie hatte einen außerordentlich ernsten Ausdruck im Gesicht, der sie mir am liebsten machte. Ich habe überhaupt immer für den Herbst und die Zeit der Früchte geschwärmt; man sollte denken, daß mir der Herbst meines Lebens, wenn ich ihn erreiche, einmal die stille Schwärmerei meiner Knabenjahre in etwas vergelten wird.

Das Schönste aber in Großmutter's Stube war nicht die Wanduhr, waren nicht die vier Bilder und die kleinen Lichtdrucke über dem Sofa, auch das Sofa nicht mit dem schwarzen, kühlen Damastüberzug, noch die blanken Mahagonistühle — das Beste in Großmutter's Stube war unstreitig die Großmutter selbst.

Sie war eine Frau im Anfang der Siebziger, mit sanften grauen Augen und einem Gesicht voll unzähliger Falten. Ich erinnere mich nicht, sie jemals ohne ihre Haube gesehen zu haben, die aus unzähligen Rüschen und Spitzen zusammengesetzt war und wie ein Kleinod in acht genommen wurde.

„Kum mi nich an min Huben!“ rief sie jedesmal, sobald man sich dem kleinen zierlichen Körbchen näherte, das auf einem Tisch-

chen in der Zimmerecke stand, auf dem meistens ihre Sonntagshaube lag, die aufgesetzt wurde, sobald Besuch zu erwarten war.

Ich habe sie selten anders als plattdeutsch reden hören. Aber es klang sanft und freundlich aus ihrem Munde, weich und mollig.

Das Schönste aber, was ich bei ihr genossen habe, waren ihre Butterbrote. Sie pflegte nämlich die Butterschnitte, nachdem sie mit frischer Butter bestrichen waren, mit etwas feinem Zucker zu süßen, und ein solch gezuckertes Butterbrot schmeckte schöner als der herrlichste Kuchen.

Gute Großmutter! Manches Butterbrot habe ich bei dir verzehrt, und ich sehe dich noch an den Schrank humpeln, nach dem ausgewekten Messer langen, das vom häufigen Schleifen längst dünn und biegsam geworden war, um eine volle Scheibe vom Brote zu trennen, sehe noch den kleinen Zuckertopf aus weißem Porzellan und streiche noch in Gedanken deine welke Hand, auf der die blauen Adern so merkwürdig dick auflagen. Große goldene Ohrringe hingen dir an den Ohrläppchen, und an Feiertagen steckte eine merkwürdig gewundene goldene Brosche in dem bunten Tuch, das du um die Schultern geschlungen hattest. Ein dünner, feiner Goldreif steckte auf dem Goldfinger deiner rechten Hand. Er war von Anfang an dünn gewesen, aber die Jahre hatten ihn noch mehr abgeschliffen, daß man sich darüber wundern mußte, wenn er nicht zerbrach.

Oben im Hause hatte mein Großvater seine Werkstelle. Es war die größte Stube im Hause, und an den Wänden lehnten die großen Gestelle, die zum Aufspannen der Leinwand benutzt wurden. Hier entstanden gemalte Fensterrollen, wie man sie in alter Zeit hatte und heute nur selten noch hier oder da einmal vor den Fenstern findet. Immer noch es in der Werkstatt nach Leim und Kleister und Farben. Oft genug habe ich „Rasseler Braun“, „Elfenbein-Schwarz“, Stärke und Leim aus der Farbenhandlung für den Alten geholt und ihm

Gesellschaft geleitet, wenn er vor seinen Rouleaus stand und sauber Strich für Strich Salouflestäbe hinaufmalte.

Neben der Werkstatt lag die „gute Stube“. Heute würde sie „Salon“ heißen. Es standen feine Möbel darin, Polsterstühle und ein ovaler Sofatisch mit einer gewirkten bunten Decke mit einer Troddel an jedem Zipfel. Eine vergoldete Uhr hing an der Wand, von der ein ebenfalls vergoldeter Adler dem Hin- und Herschwingen des kleinen Pendels zusah. Das merkwürdigste aber war die eine Ecke der Stube, die vollständig von Rouleauproben eingenommen wurde. Zusammengerollt lehnten sie da und warteten darauf, vor den Kunden abgewickelt und von musternden Augen betrachtet zu werden. Von uns Kindern mußten sie, wenn wir an Sonntagen dieses Allerheiligste überhaupt einmal betreten durften, wie ein Haufen aufgestapelter kostbarster Schätze respektiert werden. War Großvater aber einmal besonders guter Laune — schlechter Laune habe ich ihn eigentlich nie gesehen —, so zeigte er uns die kostbarsten unter seinen Rouleauproben, mit Ölmalen gemalte Landschaften, auf denen er als Staffage mit Vorliebe Schafe malte, wohlgenährte, friedlich wiederkäuende Schafe, die meistens unter ein paar Birken positiert waren.

Diese Schafe besonders erfüllten mich jedesmal wieder mit einer unglaublichen Bewunderung vor der Kunst meines Großvaters. Und es ist schließlich kein Wunder, wenn ich eines schönen Tages auf den Gedanken verfiel, ähnliche glorreiche Leistungen zu vollbringen. Am Geburtstage meiner Mutter verehrte ich ihr denn auch — ich sehe noch ihr herzlichtes Lachen, höre noch das stürmische Gelächter der Geburtstagsgäste, denen meine Mutter das Bild zeigte — ein mit dem Bleistift gezeichnetes, friedlich wiederkäuendes — Schaf.

Eines Tages aber war es mit dem Verkehr bei den Großeltern vorbei. Meine Großmutter erkrankte, und wir Kinder

durften sie wochenlang nicht besuchen. Als wir das Haus wieder betraten, war sie bereits gestorben und lag schon im Sarge.

Man hatte den Sarg auf den Hausflur gestellt und ein paar Stützen daruntergestellt, die sonst das Waschfaß trugen. Das ganze Haus roch nach dem Lack des Sarges und dem Grün des Lebensbaumes, von dem man einen Kranz gebunden und auf dem Sargdeckel befestigt hatte. Ich kann seitdem einen Lebensbaum oder den Asphaltlack eines Sarges nicht riechen, ohne an dieses Bild erinnert zu werden.

Ich war so erschüttert, daß ich kein Wort sagen konnte.

Es war zum erstenmal, daß ich einen Toten sah. Das bleiche, etwas entstellte Gesicht mit den geschlossenen Augen, die mich so oft freundlich und liebevoll angeblickt hatten, und die wächsernen Hände, die nun so unbeweglich auf der weißen Decke lagen, machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mehr Furcht als Trauer empfand. Nach damaligem Gebrauch hatte man unter den Sarg ein Schälchen mit Chlorkalk gestellt, dessen scharfer, ätzender Dunst dem Leichengeruch vorbeugen sollte, in mir aber erst recht Abscheu und Ekel erregte.

War das wirklich die Großmutter, die da in dem schwarzen, mit weißem Leinen und Spitzen ausgeschlagenen Sarge lag? Wie fremd sie doch aussah! Und statt Trauer und stiller Wehmut empfand ich nur Beklommenheit und eine Art furchtsamer Neugier. Aber der widerwärtige, scharfe Geruch des Chlorkalks, der sich mit dem beklemmenden Duft des Lebensbaumgrüns und dem eigentümlichen Lackgeruch des Sarges vermengte, erregte einen so heftigen Widerwillen in mir, daß ich plötzlich zur Tür drängte und hinauslief, um von dem Geruch und dem Anblick der Toten befreit zu sein.

Eine Zeit später schlich ich die Haustreppe noch einmal wieder hinauf und lugte durch die Scheiben der Haustür. Still und friedlich lag die Tote da. Zu ihrem Haupte brannten ein paar Kerzen, deren gelber Lichtschein ohne Bewegung auf das An-

gesticht der Toten fiel, das dadurch noch wachsblicher und mir merkwürdig fremd erschien.

So stand ich eine ganze Zeitlang und starrte durch die Scheiben der Tür; ins Haus zu treten und an den Sarg hinzuzugehen, getraute ich mich nicht.

Aber plötzlich wurde ich sanft an die Seite geschoben, und als ich mich verstört umsah, erschrak ich nicht wenig, als ich zwei schwarzgekleidete Leichenträger erblickte, von denen ich an die Seite gedrängt worden war und die an mir vorbei ins Haus gingen, die Glastür wieder hinter sich schlossen, an die Zimmertür klopfen, ein paar Worte mit meinem Großvater wechselten und dann begannen, den Sarg zu schließen. Sie hoben den Deckel auf den Sarg, schraubten ihn zu und warteten dann auf den Leichenwagen, der wenige Minuten später kam, den Sarg abzuholen.

Beide Flügel der Haustür wurden nun aufgesperrt und die Tote dann in ihrem Sarge hinausgetragen. Alle Trauergäste traten aus den Stuben, und als der Leichenwagen sich langsam in Bewegung setzte, schritten die Männer hinterdrein, während die Frauen in ein paar Kutschen stiegen, die mit nickenden Pferden langsam vorfuhren. — Ich blieb im Hause zurück, in dem ein paar Frauen aus der Nachbarschaft die Zimmer aufräumten, in denen die Trauergäste vorhin auf den Leichenwagen gewartet hatten.

Mir war unglaublich bange und traurig zumute. So still und öde wie das Haus nun war. Ich schlich die Treppe hinunter in das kleine Stübchen, in dem die Großmutter so oft gefessen, und als ich hier plötzlich ihre Haube liegen sah, als hätte sie sie eben aus der Hand gelegt, begriff ich eigentlich erst, daß ich die Tote nun für immer verloren hatte.

„Kumm mi nich an min Huben!“ hörte ich sie sagen und drückte meinen Kopf weinend in die kalte Sofaecke. Ich hatte verloren, was ich so lange besessen, hatte verloren, wo ich glücklich gewesen war: — Großmutter's Haus!



Theater

Das erste Theater, das ich in meinem Leben besuchte, war in einem Raum untergebracht, der eigentlich für den Besuch einer solchen Kunststätte wenig geeignet war. Es befand sich nämlich auf dem Hausboden unsers Nachbarhauses, und der Direktor, der zugleich Kassierer, Souffleur, Theaterarbeiter und Kulissenschieber in einer Person war, war auch zugleich einziger Besitzer der ganzen Herrlichkeit und hatte nicht nötig, sein Unternehmen auf Aktien, Gründerscheinen

oder andern Krediten aufzubauen. Es war ein völlig schuldenfreies Unternehmen, und jedes Stück war von dem Besitzer in eigener „Werkstatt“ hergestellt worden.

Im Ernst: er war ein fähiger kleiner Kerl, der Hermann. Mit ehrfürchtig staunenden Augen habe ich als fünfjähriger Junge vor seinem Theater gesessen, und ich wußte nicht, daß ich jemals wieder eine solche Bewunderung und einen solchen brennenden Neid empfunden hätte, als an dem Tage, da ich zum erstenmal diese Herrlichkeit mit eignen Augen erblickte.

Der Eintritt war nur gegen Zahlung von zwei Pfennig zu erlangen. Es hat mir damals Mühe genug gekostet, das Eintrittsgeld aufzubringen, aber meine Mutter ließ sich zuletzt doch erweichen, und zu der nächsten Vorstellung kaufte auch ich mir, strahlend vor Glück, einen Platz.

Aber mit dem Erlangen der Eintrittskarte, einem Flick Papier, auf dem — für mich damals noch unlesbar — das Wort „Theater-bulljett“ gestanden haben soll — waren die Schwierigkeiten, in das Reich der Kunst zu gelangen, durchaus nicht erschöpft.

Das Schwierigste war der Aufstieg auf der Treppe, der nämlich absolut geräuschlos vor sich gehen mußte, damit man nicht Gefahr lief, von der Lante des Herrn Direktors, einer zankfüchtigen und unfreundlichen alten Dame, wieder aus dem Hause gejagt zu werden. Sie schien nämlich hinter ihrer Stubentür nur darauf zu lauern, daß ein unvorsichtiges Poltern auf der Treppe ihre Wut auflodern lasse, um die ganze Gesellschaft von Straßenkindern, die „wieder einmal“ auf den Hausboden zu klettern unverschämt und dreist genug war, hinauszuschmeißen.

Zitternd schlichen wir also die Treppe hinan, immer nur einer zurzeit, um jedes Getrappel zu vermeiden, und hockten uns oben in wortloser Stille auf die bereitgestellten Zuschauerplätze, einige umgekehrte Kisten und Eimer, von denen die

Eimer und eine zerbrochene, umgekehrte Siebkanne die besten Plätze bedeuteten, und harrten nun der Dinge, die da kommen sollten.

Eine im Flüsterton geführte Unterhaltung mit meinem Nachbar über die Großartigkeit des Theaters, das uns bisher nur seine knallroten Vorhänge sehen ließ, wurde mir sofort von dem Direktor mit einer solchen Energie verboten, daß ich geradezu in mich zusammenfuhr!

„Du glaubst wohl, ich seh' dich da nicht,“ knurrte er hinter dem Laken hervor, das den Bühnenraum von dem Zuschauerraum trennte. „Ich sehe hier jede Bewegung, die ihr macht! Wer nicht stillsitzen kann, wird einfach rausgeschmissen! Bildet euch aber nicht ein, die zwei Pfennig wieder rauszukriegen!“

Die fürchterliche Drohung erfüllte denn auch sofort ihre Wirkung. Es war geradezu kirchenstill in dem dunklen, backofenheißen Raume, so daß man meinte, die Dachpfannen in der Glut der Nachmittagssonne braten hören zu können.

Das Schlimmste war für mich, während dieser Zeit auf dem umgekehrten Eimer zu balancieren, der jeden Augenblick umzukippen drohte. Dabei galt dieser Platz noch als der teuerste. Die Kisten hinter mir kosteten nur die Hälfte von dem, was ich für meinen Sitz bezahlt hatte. Gar zu gern hätte ich mir einen andern Platz gesucht und mich nach hinten geschlichen. Aber der Herr Direktor hinter seinem geheimnisvollen Vorhänge, hinter dem sich Gott weiß was für große Dinge vorbereiteten, war mir ein zu gefährlicher Aufpasser. So wagte ich mich nicht zu rühren, saß vielmehr wie angegossen auf meinem Eimer, dessen scharfer Rand sich ebenso unangenehm bemerkbar machte wie die trockene Backofenglut, die den ganzen Hausboden erfüllte.

Endlich war der letzte Zuschauer wie ein Indianer auf dem Schleichpfade die Treppe heraufgekommen, die Tür zum

Bodenraum wurde zugebrückt, und allerhand geheimnisvolle Vorbereitungen hinter dem Vorhange bewiesen, daß etwas Großes im Werke war. Bald zeigte sich hier eine Beule im Vorhange, bald dort ein geheimnisvoller Abdruck eines Armes hinter dem dünnen Tuch, und nach einiger Zeit wurde August Wendel gar als Gehilfe hinter den Vorhang gerufen.

Oh, wie ich den beneidete! Konnte es etwas Schöneres geben, als die verborgene Herrlichkeit aus nächster Nähe sehen zu können, mitwirken zu dürfen an dem Kommenden, getragen von dem Vertrauen des Herrn Direktors?

Wahre Wunderdinge hatte man ja unten auf der Straße von dem erzählt, was der Vorhang verbarg. Eine richtiggehende kleine Windmühle mit vier richtigen Flügeln war nur eine von den vielen Herrlichkeiten.

In die ehrfürchtige, schweigende Stille, mit der wir auf den Anfang der Vorstellung warteten, klang es plötzlich laut: „Mensch, lat dat na!“, worauf der Direktor prompt wie ein höllischer Geist aus seiner Welt hinter dem Vorhang auftauchte, die Reihen der Zuschauer mit fürchterlichem Blicke musterte und leise, mit verhaltener, aber vor Zorn bebender Stimme fragte: „Wer hat da eben gerufen?“

„Heini Mehlmann hett mi knepen,“ antwortete die Stimme von vorn, worauf Heini Mehlmann, dem das lange Warten gar zu langweilig geworden war, vom Herrn Direktor beim Ohr genommen wurde, so daß er das Gesicht zu einer jämmerlichen Grimasse verzog.

Hätte er wirklich losgelegt, wie er doch augenscheinlich wollte, so wäre die ganze Vorstellung einfach „im Dutt“ gewesen. Sein Gebrüll hätte unfehlbar die Tante mobil gemacht, und die Folgen wären unabsehbar gewesen.

Aber er besann sich noch zur rechten Zeit und begnügte sich damit, sein Gesicht zu verziehen, wie ein tätowierter Indianer,

wobei er zugleich so viel indianischen Gleichmut entwickelte, seine Stimme in den nötigen Schranken zu halten.

Eine energisch wiederholte Drohung des Direktors, uns alle rauschmeißen zu wollen, wenn einer noch mal kniffe oder „Kadau“ mache, folgte, worauf er dann wiederum hinter dem Vorhange verschwand.

Aber nun sollte unsre Geduld auch herrlich belohnt werden!

Ein leises Klingelzeichen erscholl, und nach einer andächtig durchharrten Minute ging der kleine Vorhang wirklich in die Höhe. Er rollte sich dabei auf wie ein Rouleau, was denn sofort die staunende Bewunderung aller Zuschauer erregte. Aber noch erstaunter machte uns das Bild, das uns die Bühne zeigte.

Es war eine richtige kleine Landschaft darauf aufgestellt, und mein Erstaunen ging bald in ein Entzücken über, das mich nicht mehr ruhig an meinem Plaze sitzen ließ.

Links und rechts standen Bäume, auf Pappe gezogene Kullissen, die wie ein wirklicher Märchenwald ausfahen, und hinten stand die Windmühle, die vielerwähnte, von allen bestaunte Windmühle, die nun auch wirklich, erst langsam, dann schneller, ihre Flügel in Bewegung setzte.

Nachdem sie das eine Zeitlang geradezu musterhaft besorgt hatte, fiel der Vorhang langsam, und die erste Abteilung der Vorstellung war beendet.

Unsre Enttäuschung darüber, daß uns die Herrlichkeiten der Bühne so schnell wieder entzogen wurden, äußerte sich in verschiedenen wehmütigen „Oh“ und „Ochs“, worauf sich denn auch der Vorhang bald zum zweitenmal in die Höhe hob.

Wir erblickten wieder dieselbe Landschaft, aber diesmal drehten sich die Flügel der Windmühle nach rechts, statt nach links herum.

Wir staunten auch die zweite Abteilung ebenso ergriffen an wie die erste, waren aber froh, als sich bald die dritte Abteilung

anschloß, in der man einen Bauern mit einem Esel und einem Sack Mehl darauf sich der Mühle nähern sah. Es war eine auf Pappe geklebte und ausgeschnittene Figur, die da vorübergezogen wurde, aber ihr Erscheinen erregte im Zuschauer-raum eine solche Aufregung, daß mein Nachbar von seinem Sitz auffprang und mich dabei aus Versehen anstieß, so daß ich in meiner völligen Versunkenheit und Begeisterung das Gleichgewicht verlor und unter dem entsetzlichen Gerassel des Eimers von meinem wackligen Sitz herab und auf den Fußboden fiel, was den Direktor veranlaßte, sofort den Vorhang fallen zu lassen und hinter seinen Gardinen hervorzustürzen, um mich als die Ursache dieses Zwischenspiels einer fürchterlichen Verantwortung zu unterziehen.

Im selben Augenblick aber scholl es die Bodentreppe herauf: „Hermann? Herr—mann? Herr—maann? Hast du wieder Kinder mit nach oben genommen?“ Ein eifriger Schreck durchfuhr uns. Das war niemand anders als die Tante, die mein Sturz aus ihrer Nachmittagsruhe aufgestört haben mußte.

Hermann zog es vor, auf diese Frage keine Antwort zu geben. Er brummte nur etwas in den Bart, das man für ja und auch für nein halten konnte.

Die Tante war nun menschenfreundlich genug, sich mit dieser Erklärung zufriedenzugeben, jedenfalls, weil sie die Antwort so auslegte, wie sie ihren Wünschen entsprach, daß also keine Kinder auf dem Hausboden seien und Hermann es vorzog, allein in der Backofenglut des Hausbodens zu schwitzen.

Die Vorstellung ging also weiter; und was das beste war, ich war durch das unverhoffte Erscheinen der Tante vor einer Bestrafung durch den Herrn Direktor bewahrt geblieben, der sich ängstlich hütete, jetzt noch weiteren Lärm zu machen, mußte er doch befürchten, daß ich in ein erbärmliches Geheul ausbrechen würde, falls er mich vor die Tür setzte!

Die folgenden Abteilungen waren nicht weniger interessant. Im vierten Akt lief ein Hund über die Bühne, im fünften ein Pferd, im sechsten ein Hirsch. Ich weiß nicht mehr, wievielmals der Vorhang auf- und niederging. Jedenfalls war es einfach wunderschön. Und ich kam aufgeregt und im Tiefsten von dem Gesehenen begeistert nach Hause. Die ganze Nacht träumte ich von dem wunderbaren Theater, dem kleinen knallroten Vorhang, den hübschen Bäumen und der unvergleichlichen Windmühle, die ihre Flügel nach links und rechts herumwerfen konnte.

Nach ein paar Tagen gab es ein neues „Theater“. Ein paar große Knaben und Mädchen hatten sich, aufgestachelt durch Hermann Wendts Erfolge, zu einer Schauspielertruppe zusammengetan und luden uns zu einer „richtigen Theatervorstellung“ ein, auf der ein „richtiges“ Stück gespielt werden sollte; und das von richtiggehenden Personen.

Diesmal war der Tempel der Kunst in einer Waschküche aufgeschlagen. Als Vorhang diente ein altes Stück Rattun, das der Einfachheit halber über eine Waschleine gehängt war und dadurch den Raum in zwei Teile teilte, von denen der größere von uns Zuschauern eingenommen wurde.

Nach Beginn des Spieles sahen wir unsre Spielkameradinnen, Hanne Lührs und Hermine Gute, in einem Gespräch an der Tür lehnen, von wo aus die Schauspieler auftraten. Von einer Bühne war keine Rede, und das zauberische Bild, wie ich es von dem Theater auf dem Dachboden bei Wendts im Gedächtnis festhielt, wollte zu dem neuen so wenig passen, daß mich diese nüchterne „Bühne“ doch stark enttäuschte. Das Schlimmste aber war das von einer der Mitspielerinnen verfaßte Stück, das man darstellte. Ich weiß nicht alle Einzelheiten mehr, aber ich erinnere noch, daß sich Hannchen Lührs und Hermine Gute im ersten Akt darüber unterhielten, daß sie

bereits ihre Stuben gefegt und ihre Betten gemacht hätten, — eine Tatsache, die uns um so mehr langweilte, als man sich mit aller Umständlichkeit darüber verbreitete. Darauf begann ein Einbruch eine Rolle zu spielen. Einer der beiden — ich weiß nicht mehr, ob es Hannchen Lührs oder Hermine Gute war — war Geld aus der eingebildeten Kommode gestohlen worden; ein Schutzmann erschien und fragte die Einzelheiten nach, worauf dann Hannchen Lührs Hermine Gute beschuldigte, die Täterin zu sein, worüber Hermine Gute in einen begreiflichen Zorn geriet und drohte, es ihrem Manne sagen zu wollen! Was letzten Endes aus dem Konflikt wurde, weiß ich nicht mehr, kann es auch nicht wissen, denn nach dem ersten Akt erhob ich eine solch schonungslose Kritik an dem Gesehenen, daß ich von den laufenden Akteuren hinter dem Vorhange zur Strafe für mein „freches Reden“ vor die Tür gesetzt wurde, und so um den zweiten Akt und die Fortsetzung der Tragödie kam.

Ich bedauerte das nicht allzusehr. So etwas, wie das Gesehene, war einfach für mich kein „Theater“. Das war meinetwegen ein Spiel, bei dem man aber doch besser mitspielte, als in der Ecke saß und zuguckte, regungslos wie ein Olgöke.

Nein, da war das kleine niedliche Theater Hermann Wendts doch ein ander Ding gewesen. Da war ein rollender Vorhang, war eine Mühle, die sich links und rechts herumdrehte, da waren kleine Figuren aus Pappe geschnitten, Bäume und Büsche aus dem gleichen Stoff und ein richtiger Hintergrund mit Bergen und einem blauen Himmel darüber! Das war doch eine ganz andre Sache!

Ich trug die Erinnerung an die Reize des kleinen Kunsttempels auf dem Dachboden von Hermann Wendts Hause wie ein Heiligtum in mir, und ich wäre glücklich gewesen, wenn ich einmal bei einer Vorstellung hätte helfen dürfen.

Einmal wagte ich es, Hermann darum zu bitten. Aber er wies mich schroff ab.

„Hinter die Kulissen gucken gilt nicht,“ erklärte er mir zu meinem größten Schmerze.

Damals ahnte ich noch nicht, daß der schöne Schein das Beste am Theater ist, und daß es wirklich am besten ist, wenn man dort so selten wie möglich, und so oberflächlich als es geht, „hinter die Kulissen“ guckt, will man nicht ein großes Stück seiner Illusionen verlieren.

So blieb mir die Erinnerung an Hermanns kleines Theater ungetrübt. Es blieb eine wirkliche Zauberwelt, in der Personen sich aufrecht und gerade über die Bühne bewegten, mächtige Bäume ihre Kronen ineinanderflochten und eine Windmühle ihre unaussprechlich niedlichen Flügel bewegte.

Im nächsten Herbst war Jahrmak, und ich sah zum erstenmal ein Kasperletheater. In einer Ecke des Marktes stand die kleine Bude, in der jeden Abend Kasperle seine Vorstellungen gab, sich mit Polizei und Tod und Teufel herumschlug und ein so kräftiges Plattdeutsch dabei redete, daß einem die Augen davon hätten tränen können. Und das Beste dabei war, uns Kindern wurde selten für das Zusehen etwas abgefordert! Meistens wandte sich die Sammlerin mit ihrem Blechteller an die wenigen Erwachsenen, die dem Spiel zusahen.

Stundenlang standen wir Kinder oft vor Beginn schon vor dem kleinen Kasten, in dem Kasperle seine Vorstellungen gab, ließen uns die Füße zu Eisklumpen gefrieren und warteten voller Erwartung der Dinge, die Kasperle heute Abend anstellen werde.

Nach Schluß des Marktes war das erste, daß wir uns zu Hause selbst ein Kasperletheater herstellten.

Hölzerne Spunde von alten Bierfässern, die wir uns besorgt hatten, wurden zu den Köpfen für unsre Figuren verarbeitet,

Augen und Mund mit dem glühend gemachten Feuerhaken eingebrannt und Rasperle eine Nase aus Holz angefertigt, die er dann freilich bald im Kampf mit dem Teufel verlor; aber da er auch trotzdem noch kenntlich war, büßte er unsre Sympathie dadurch keineswegs ein, und die Zipselmütze, die meine Mutter ihm auf unsre Bitte genäht hatte, hing ihm noch ebenso verwegem im Nacken wie vorher. Gespielt wurde einfach am Tischrand. Der Spieler kniete dahinter und ließ die Figuren sich bewegen und sprach die Dialoge frei, wie sie ihm gerade in den Sinn kamen. —

Das schönste Theater aber, das ich als Kind gesehen habe, war ein Marionettentheater, in das ich ein Jahr später geführt wurde. Eine wahre Wunderwelt tat sich mit dem Abend für mich auf. Puppen tanzten auf einem Seile, ohne herunterzufallen, sprachen und spielten und sangen, rollten mit den Augen und bewegten Arme und Beine, wie lebende Menschen!

Mein Herz ging in Sprüngen, und ich habe jahrelang von diesem einen Abend gezehrt! Aber so recht fruchtbar wurde die genossene Freude doch darum nicht, weil mir alles zu großartig erschien, um nachgeahmt werden zu können. Ich empfand es zu deutlich: so etwas Wunderbares wie diese Puppen konnte ich niemals mein eigen nennen, und als man mir erklärte, daß die Puppen durch Fäden bewegt worden seien, wollte ich es anfänglich nicht glauben. Als man mich aber überzeugt hatte, war ich desto mutloser geworden. Welche Kunst mußte dazu gehören, die Puppen an den feinen Fäden bewegen zu können! Und wie teuer mußten solche Figürchen sein, die mit geheimen Uhrwerken im Leib ausgestattet waren, mit den Augen rollen und mit den Kinnladen klappen konnten, als könnten sie sprechen wie unsereiner!

Nein, da war das Rasperle auf dem Jahrmarkt doch zehnmal leichter nachzumachen gewesen, wenn es auch so viel kunst-

loser war, derbe Glieder hatte und einen ordentlichen Puff an seinen Kopf vertragen konnte, während es ihm die reinste Erquickung war, noch derbere Püffe an seine Gegner zu verteilen.

Viele Jahre später — ich war bereits fünfzehn Jahre alt geworden — bekam ich dann zum erstenmal ein wirkliches Theater zu sehen.

Eine neue Welt ging mir auf!

Man gab Schillers „Maria Stuart“. Ich war ohne jede Vorbereitung ins Theater gekommen, kannte das Stück nicht und erwartete innerlich ziemlich ruhig, wenn auch mit eintiger Ungeduld, den Beginn. Als aber der Vorhang aufging und ich von meinem Plaz auf dem höchsten Range zum erstenmal die Personen des Stückes sich auf der Bühne bewegen sah, ging mein anfängliches Staunen bald in ein glühendes Interesse über. Ich litt mit der unglücklichen Königin, war ergriffen von dem Schicksal Mortimers und hätte keinen Augenblick gezaudert, die Königin zu befreien, — wenn ich nicht auf dem dritten Range des Stadttheaters gesessen hätte. Aber die Illusion war so stark, daß meine Bewegung bei dem Abschied Marias von ihren Getreuen so mächtig wurde, daß ich die Zähne aufeinanderbeißen mußte, um nicht in Tränen auszubrechen. Als ich nach Hause kam, brannte mir der Kopf von dem Gesehenen, und ich war völlig zerschlagen und elend, und das entfachte Mitleiden glühte so stark in mir, daß ich beinahe in der Stille meiner Kammer noch in Tränen ausgebrochen wäre. Das Bild der gefangenen Königin wollte mir nicht wieder aus dem Sinn, und niemand war glücklicher als ich, als ich zufällig ein paar Wochen später ein Bild der Schauspielerin, die die Maria dargestellt hatte, im Schaufenster einer Billetthandlung entdeckte. „Fräulein K. als Maria Stuart“ stand darunter. An jedem Abend zog ich von da ab vor dieses Fenster und betrachtete minutenlang das Bild. Schwermütig kehrte ich dann

heim und wäre unglücklich gewesen, wenn ich nicht am nächsten Abend auf ein paar Minuten zu Marias Bild hätte zurückkehren können.

Von da ab wußte ich es möglich zu machen, daß ich häufiger ins Theater kam. Ich sah „Minna von Barnhelm“, „Die Räuber“, den „Fiesko“ und den „Faust“.

Jedesmal, wenn ich wieder vor dem Vorhange saß und dem Beginn des Spieles entgegen sah, empfand ich die eigentümliche Spannung und Beklemmung wieder, mit der ich das erstemal den Anfang erwartet hatte, und da ich nun heimlich begonnen hatte, selbst Dramen zu schreiben, mischte sich eines Abends mit Macht der Gedanke in meine Betrachtungen: Ob du es wohl einmal erreichst, daß du hier sitzen und mit Spannung dem Beginn eines deiner eignen Stücke entgegensehen wirst?

Als ich vor Jahren dann der Generalprobe eines meiner Stücke in demselben Theater beiwohnte, konnte ich mich nicht enthalten, einen stillen Blick zu dem obersten Rang hinaufzuwerfen, wo ich einst vor einem Duzend Jahren mit dem glühenden Wunsche gesessen hatte, der nun in Erfüllung ging.



Die Weihnachtsgans



Jedesmal, wenn es wieder Weihnachten wird und ich in den Läden der Geflügelhändler die langen Reihen der gerupften Gänse liegen sehe, fällt mir die Gans Mimi aus meiner Kinderzeit wieder ein. Es hat niemals eine wunderbarere Gans gegeben.

An einem dunklen Winterabend zog sie bei uns ein, eingesperrt in eine enge hölzerne Kiste, in die an der Vorderseite ein kreisrundes Loch geschnitten war, damit sie Luft habe und den Kopf zum Fressen hindurchstecken könne.

Auf einer Schubkarre wurde sie angefahren, und man bedeutete mir, daß sie die enge Kiste nicht nur für den Umzug

bezogen habe; sie sei vielmehr entschlossen, in ausgesprochener Gutmütigkeit jede unnütze Bewegung zu vermeiden, um ihrem Fettansatz in keiner Weise hinderlich zu sein.

Der Eigentümer der Gans war ein armer Tischlergeselle, der an demselben Tage in unsre Kellerwohnung einzog — eines der denkwürdigsten Ereignisse meiner Kinderzeit.

Es war ein fuchshaariger, schwächlicher, ewig hüstelnder Mensch, dem die roten Flecke der Schwindsucht auf den Backen brannten und dessen fuchsroter Schnauzbart zu beiden Seiten des Mundes melancholisch herabhing. Seine Frau war ihm vor wenigen Wochen gestorben, und seine fünf Kinder, von denen die vier ersten Mädchen waren, mußten sehen, wie sie in Zukunft ohne Mutter fertig wurden. Die beiden ältesten hatten die Sorge für den Haushalt übertragen bekommen, irgend eine Hilfe konnte ihnen der Vater dabei nicht bieten, denn der kärgliche Lohn reichte eben hin, das Allernotwendigste zu beschaffen.

Zu allem Unglück hatte man der Familie auch noch die Wohnung gekündigt, weil der Tischler mit der Miete im Rückstand geblieben war, und eines Tages setzte man ihn kurzerhand mit seinem Hausrat, der zu elend war, als daß der Hauswirt sich daran hätte schadlos halten können, auf die Straße.

Am Nachmittage desselben Tages war er dann zu meinen Eltern gekommen und hatte sie flehentlich gebeten, ihn doch für einige Wochen in unsre Kellerwohnung ziehen zu lassen, er wisse wirklich nicht, wo er unterkommen solle, und wenn er bis zum Abend keine neue Wohnung nachweisen könne, würde man ihn zwangsweise in den städtischen Baracken einquartieren, eine Maßnahme, die den Schrecken jeder obdachlosen Familie bildete.

Meine Eltern bewohnten damals ein kleines Häuschen, das sie mit niemand zu teilen brauchten. Es lag in einer ausgesprochenen „Arme-Leute-Straße“, und die wenigen und engen

Räume, die darin waren, mochten nicht gerade dazu herausfordern, eine sechsköpfige Familie mit einzuziehen zu lassen. Aber auf das Drängen des unglücklichen Tischlergesellen vermieteten meine Eltern ihm doch die beiden im Kellergeschloß belegenen Zimmer unsers Hauses bis zum nächsten Umzugstermin, und noch am selben Abend zog die Familie ein.

Für uns Kinder war das ein Fest ohnegleichen.

Wir bekamen Mitbewohner, das hieß: Spielgefährten im eignen Hause! Der Gipfel der Seligkeit war damit erklimmen und alle Langeweile auf Wochen hinaus unmöglich.

Gespannt sahen wir dem Einzuge zu.

Ein paar Betten wurden hereingetragen — ein Fuhrwerk war für den Tischler nicht zu erschwingen —, ein Tisch und ein paar Stühle, ein alter schadhafter Spiegel in einem vergoldeten Rahmen, den man bei irgendeinem Althändler erstanden haben mochte, ein paar Kochtöpfe und einige Kisten voll Kleinigkeiten bildeten das ganze Mobiliar.

Das Wunderbarste aber war die Kiste mit der Gans.

Der Tischler, der vom Lande stammte, hatte sie von seinen Verwandten, die bei der Beerdigung seiner Frau das Elend gesehen haben mochten, in dem er steckte, zugeschiedt bekommen und sich entschlossen, das Tier für das nahe Weihnachtsfest zu mästen, eine Absicht, die heldenhaft genannt werden muß, wenn man bedenkt, daß außer der Gans fünf hungrige Kindermäuler zu sättigen waren.

Geheimnisvoll, wie das verschleierte Bild von Saïs, stand die Gans auf dem Hausflur. Ich guckte durch alle Ritzen und Spalten des Holzes, aber ich konnte bei der Dunkelheit nicht eine Feder von ihr entdecken!

„Zeig' sie mir doch mal,“ bat ich Fifi, die zweitletzte der Töchter, die eben mit einem Korb alter Kleider durch die Kellertür ins Haus getreten war.

„Was denn?“ fragte sie.

„Nu, die Gans!“

„Ach so,“ machte sie und stellte den Korb weg.

Dann öffnete sie vorsichtig den Deckel der Kiste, und bei dem trüben Schein der niedrig brennenden Küchenlampe, die auf dem Flur aufgehängt war, schaute ich hinein.

Sie war weiß wie ein Schwan, und nur auf den Flügeln trug sie braune und graue Federn. Als der Deckel der Kiste aufgeklappt war, reckte sie augenblicklich den gelbrotten Schnabel hervor und sah uns mit schiefgewendetem Kopfe, einen schrillen, heiseren Schrei ausstoßend, an.

Fifi gab ihr einen Klaps auf den Kopf und schlug den Deckel wieder zu.

Es versteht sich, daß sie einen Namen bekam. Mimi hieß die Gans im Märchen vom Zwerg Nase, und es war von vornherein klar, daß auch die unsre Mimi heißen müsse.

Die Kiste wurde auf den Hofplatz gestellt, und jeden Tag gingen wir hinunter, die Gans zu bewundern, sie zu füttern und ihr den Kopf zu streicheln.

Auch der Tischler, wenn er mittags von der Arbeit kam, versäumte niemals, nach der Gans zu sehen. Er öffnete dann den Deckel, hob die Gans bei den Flügeln heraus, wog sie in den Händen und setzte sie dann vorsichtig wieder in die Kiste.

„Ich glaube, sie ist schon etwas schwerer geworden“, flüsterte er dabei halb für sich, gab frisches Futter in den kleinen hölzernen Trog vor der Öffnung und warf einige Handvoll Hobelspähne in die Kiste, damit die Gans weich und warm sitze.

Für mich stand es seit dem ersten Tage fest, daß Mimi eine verzauberte Prinzessin war. Der kluge Blick ihrer Augen, das schneeige Weiß ihres Gefieders und ihr zahmes Wesen bewiesen es genug.

Geheimnisvoll teilte ich es Fifi am nächsten Tage mit.

„Meinst du?“ fragte sie und lachte.

„Sicher!“ beharrte ich. „Ganz sicher. Wie sie guckt, wenn sie Futter bekommt. Mir ist immer, als wenn sie sagen wollte: Ich bin gar keine Gans, ich bin eine verzauberte Prinzessin. Wenn doch bald jemand käme und mich erlöste.“

„Na, dann erlöse du sie doch,“ sagte Fifi und fuhr fort, ihre Schularbeiten auf ihre Tafel zu kriecheln.

„Das ist nicht so leicht, da muß man das richtige Wort wissen und ...“

Ich wollte Fifi in die Geheimnisse der Entzauberung einweihen, aber ihre Teilnahmlosigkeit und Gleichgültigkeit ließ mich verstummen. Verärgert ging ich hinaus, schlug die Tür hinter mir zu und begab mich zu meiner Freundin Mimi.

Ich teilte die Brotschnitte mit ihr, die ich in der Hand hielt, und Mimi fraß gierig, wobei sie den dicken feuchten Schnabel tief zwischen meinen Fingern vergrub, um das letzte Krümchen zu finden.

„Ja, du arme Gans Mimi,“ sagte ich zu ihr, während ich ihr den Kopf streichelte, den sie mit langem Halse aus ihrer dunklen Behausung herausgestreckt hatte, „ich glaube es dir, daß du eine Prinzessin bist. Es ist nicht recht, daß man dich hier eingesperrt hält, und der Tischler ist ein rechter Rupp sack, daß er nicht einsteht, wer du bist, und dich endlich freiläßt.“

Eines Tages bat ich ihn, die Gans doch endlich mal aus der Kiste zu lassen, das Tier sitze sich ja ganz steif in dem engen Dinge.

Da lachte der Tischler, als würde er gekitzelt, rieb sich die mageren Hände und sagte: „Kauslassen? Wo denkst du hin? Dann wird sie doch nicht fett, und sie soll doch zu Weihnachten geschlachtet werden.“

Ich erschrak bis ins tiefste Herz. Mimi unter dem Messer bluten zu sehen, mußte entsetzlich sein.

Betreten schwieg ich still und wußte nicht, was ich antworten sollte. Verstört schlich ich ins Haus.

Tag und Nacht dachte ich darüber nach, wie Mimi zu retten sei. Schließlich verfiel ich auf eine Idee. So schwer es mir wurde, mich von Mimi zu trennen, ich wollte ihr eines Abends heimlich den Stall öffnen, dann mußte sie sehen, daß sie davorkam.

„Flieg fort!“ rief ich ihr am nächsten Abend zu, indem ich ihr den Deckel der Kiste aufsperrte, „rette dich, man will dir ans Leben.“

Am andern Morgen stand ich mit dem bösen Gewissen eines Verbrechers auf, und doch empfand ich eine gewisse Befriedigung. Ich hatte Mimi das Leben gerettet.

Als ich aber, den Unbefangenen spielend, hinunterging, um mich zu überzeugen, daß Mimi auf und davon sei, erlebte ich eine grenzenlose Enttäuschung. Mimi war noch da. Sie saß zufrieden in einer Ecke des Hofes und lief mit schrillum Schreien und ausgebreiteten Flügeln auf mich zu ...

Ich war empört über ihre Gleichgültigkeit! „Warum bist du nicht davongeflogen?“ rief ich.

Aber sie schmielte ihren Schnabel, nach Brot suchend, so zärtlich in meine Hände, daß ich ihr nicht lange zürnen konnte.

Vielleicht, wenn wir das Kräutlein Niesmittlust finden, wie Zwerg Nase, würdest du dann entzaubert werden?

Ich begann darüber nachzudenken, wie man das genannte Kräutlein finden könne, mußte aber zugeben, daß jetzt im Winter keine Aussicht sei, es zu finden.

So kam Weihnachten heran, und am Tage vor dem Feste hörte ich des Mittags, daß Mimi noch heute ans Messer solle.

Mir begann das Herz bis zum Halse hinauf zu schlagen. Heimliche Tränen stiegen mir in die Augen, und doch zwang ich mich, in den Hof hinunterzugehen. Vielleicht, daß doch noch ein Wunder geschah und Mimi im letzten Augenblick doch noch erlöst würdel —

Die ganze Tischlerfamilie war schon im Hofe versammelt, und von allen Nachbarhäusern sahen die Leute über die Planken. Ein Schlachtefest war etwas Unerhörtes, Großartiges, das es nicht alle Tage zu sehen gab! Der Flickschuster, der nebenan wohnte, war auf seine Trittleiter gestiegen, um besser sehen zu können, und qualmte aus seiner kurzen Pfeife wie ein Bäckerschornstein.

Die Kinder des Tischlers standen im Kreise herum, hatten sich an den Händen gefaßt und sahen mit großen gierigen Augen zu, wie ihr Vater die Gans vorsichtig, als höße er einen köstlichen Schatz, aus der Kiste nahm und auf die Regentonne setzte, die nach dem regnerischen Wetter der letzten Tage bis zum Rand mit Wasser gefüllt war.

„Sie reinigt sich selbst am besten,“ rief er dem Flickschuster zu, und auch der Althändler, der auf der andern Seite unsers Hauses wohnte, nickte beistimmend und lachend herüber.

Die ahnungslose Mimi begann denn auch sogleich ihr Gefieder zu putzen. Sie tauchte den Hals tief ins Wasser, ließ es sich über Nacken und Rücken laufen und schlug mit den Flügeln, daß das Wasser nach allen Seiten spritzte und die Kinder kreischend auseinanderliefen.

Herrlich wie ein Schwan war sie, wie sie nun, die Federn sträubend, sich wieder zu putzen und zu striegeln begann, jede Feder durch den Schnabel ziehend. Weiß wie Schnee glänzte der lange Hals.

Lächelnd sahen ihr alle zu, der Tischler, der Schuster, der Althändler und die Kinder, die die Zeit nicht abwarten konnten. Nur mir schlug das Herz. Wie ein schwerer Hammer pochte es in der Brust.

Oh, daß sie sich doch jetzt plötzlich erhöbe, die Flügel ausbreitete, sich hoch in die Lüfte schwänge und herabriefe: Habt Dank für eure Pflege! Ich kehre heim in meine Heimat. Der böse Zauberer Krikundu hat mich in diese Gestalt gebracht. Mein Vater wird mich erlösen.

Aber nichts von alledem geschah, und das Entsetzliche rückte näher und näher.

Der Tischler packte sie plötzlich bei den Flügeln, hob die Kreischende vom Wasser, band ihr die Beine zusammen und klemmte sie zwischen die Knie.

Meine Angst stieg auf den höchsten Grad. Jetzt war der letzte Augenblick gekommen! Jetzt mußte es sich entscheiden! Halt! Tötet sie nicht! Sie ist keine Gans, sondern eine Prinzessin, wollte ich rufen, und merkte doch, wie mir die Stimme versagte und ein eisiger Bann sich auf mich legte.

Da fuhr auch schon das lange, sorgfältig geschliffene Messer des Tischlers mit zwei festen Schnitten durch Mimis Hals, und das rote Blut stürzte wie ein Bächlein auf die feuchte Erde.

Dann ließ der Tischler den Kopf der Gans los und hielt sie an den zusammengeschnürten Beinen hoch, um sie völlig abbluten zu lassen.

Mit wilden Flügelschlägen wehrte sich das Tier noch eine Weile gegen den Tod. Dann hing es still. Gans Mimi war tot.

Grausam und unerbittlich hatte die brutale Welt der Wirklichkeiten meine Märchenträume zerstört.

„Wieviel wiegt sie?“ rief der Schuster.

„Probier' mal,“ rief der Tischler und hielt sie ihm über die Planke hin.

Der wog sie mit der Hand. „Den Deibel auch! Das muß man sagen, die hat ihr Gewicht,“ schrie er dann, während der Tischler mit einer Handvoll Hobelspänen das blutige Messer abwischte. —

Am Nachmittag spielten die Kinder des Tischlers mit den abgeschnittenen Füßen der Gans. Wenn sie an einer der herausstehenden Sehnen zogen, bewegten sich die Zehen, als sei noch Leben drin ...

Am Weihnachtstage schickte mir der Tischler einen der gebratenen Flügel herauf. — Aber ich konnte nichts davon essen.

Mein erster Schultag



Ich hatte den ersten Schulranzen geschenkt bekommen, Schiefertafel, Griffel, Schwamm, Fibel und was sonst zur Ausrüstung eines Abschüßigen gehört, und brannte nun vor Begierde, die Schule zum erstenmal von innen zu sehen. Meine Geschwister erzählten Wunderdinge daraus. Jeden Tag kamen sie mit einer neuen Geschichte oder einem neuen Liede nach Hause, und Lieder und Geschichten waren nun ganz mein Fall. Am Abend vorher hatte ich vor Ungeduld und heimlicher Aufregung nicht einschlafen können, und als mich nun die Mutter frühmorgens wecken wollte, hatte sie Mühe, mich wachzubekommen. Aber ihre Worte: „Sunge, du mußt ja zur Schule!“ elektrisierten mich, und im nächsten Augenblick war ich so munter wie eine Lerche. Vor Hast und Aufregung verschüttete ich den Morgenkaffee und wanderte dann an der Hand meiner Mutter die Straße hinunter zur Schule. Der Weg war weit und führte durch einen der belebtesten Teile der Großstadt. Um ihn allein gehen zu können, war ich noch nicht stadtkundig genug, und außerdem war es Brauch in unsrer Familie. Jedes meiner Geschwister hatte meine Mutter auf seinem ersten Schulwege begleitet, das Herz von mütterlichen Hoffnungen geschwellt und erhoben, froh, einen der viere wenigstens erst einmal wieder so weit gebracht zu haben.

Die Schule, in die ich geführt wurde, lag in einem alten Stadtviertel an einem schmalen Gange, hinter eng zusammengedrängten, altersgrauen, schiefwinkligen Häusern halb versteckt. Ein steingepflasterter, enger, kleiner Hof bildete den Spielplatz, und eine dunkle Stiege führte nach oben zu den Klassenzimmern, die niedrig und dumpf und bis zum Bersten mit Kindern

gefüllt waren, die zu fünfen auf den langen schmalen Bänken hockten. Trotzdem — mir erschien der Raum an jenem Morgen wie ein Paradies. Es war ja die Schule, wo man Geschichten hörte und Lieder sang!

Eine ganze Schar von Müttern stand auf dem dunklen Flur und drängte sich durch die Tür in die engen Gänge zwischen den Bänken, um die Kleinen auf ihre Plätze zu setzen und ihnen den Schulranzen abschnallen zu helfen.

Ich hatte meinen Platz vorn beim Katheder bekommen und saß nun mit großen Augen erwartungsvoll da.

Plötzlich schellte die Schulglocke, und die Mütter begannen sich eine nach der andern langsam zu entfernen. Auch meine Mutter nahm Abschied und nickte mir an der Tür noch einmal ermutigend mit freundlichem Lächeln zu, und wie sie nun im Türrahmen verschwand, empfand ich mit Herzklopfen das Gefühl, in fremder Umgebung plötzlich allein zu stehen, auf mich selbst angewiesen zu sein. Ein paar Tränen wollten mir aufsteigen, wurden aber tapfer niedergekämpft.

Da — die letzte der Frauen hatte sich entfernt, und die Tür sollte gerade geschlossen werden — sprang plötzlich ein Knabe, ein flachhaariger Junge mit einem pausbackigen frischen Gesicht, wie ein Besessener von seiner Bank auf, lief quer über die Schultische und stürzte laut heulend zur Tür, durch die seine Mama verschwunden war, — der überraschte Lehrer mit langen Beinen hinterdrein, Rebellion vor sich und Aufruhr hinter sich!

Auf den Armen des Lehrers wurde der Übeltäter einige Minuten später wieder hereingetragen, von der scheltenden Mama, die in Vorahnung des Ereignisses das Schulhaus noch nicht verlassen hatte, begleitet.

Aber das Heulen des kleinen Durchgängers wollte kein Ende nehmen, und seine Mutter mußte in ungestillter Sorge von neuem den Heimweg antreten.

Der Lehrer hatte jetzt mit scheinbar gleichgültigem Gesicht seine Geige hergenommen und klimperte auf den vier Saiten.

Die Musik machte den Weinenden plötzlich stumm. Er trocknete seine Tränen und beobachtete eine Zeitlang mißtrauisch und schweigsam den Musikanten.

Plötzlich plakte er heraus: „Was is dat for en Dings?“

„En Bijohlin,“ antwortete der Lehrer, der zu meiner maßlosen Bewunderung auch plattdeutsch sprach.

„Kannst du dor ok en Danz up spelen?“

„Un wie!“

„Mak mol!“

Und dann spielte der Lehrer, und wir begannen zu tanzen.

Wie die Hasen im Kohl hüpfen wir auf den Bänken, und damit war das Eis gebrochen.

„Ick hebb ok en Botterbrot mitbracht!“ erklärte der Ausreißer, der sich allmählich heimischer zu fühlen schien.

„Ick ok! Ick ok!“ schrien die andern und holten ihre Vorräte hervor.

„Un ick ok!“ rief der Lehrer, lauter als alle andern und zog nun aus seiner Tasche sein Frühstück. „Nu willst wi mol sehn, wer dat grötste het!“

Also wurde Butterbrotsappell gehalten.

Der Heuler von vorhin hatte das größte, ohne Frage. Der Lehrer hatte das Klassenlineal geholt und es ausgemessen.

Als der, von diesem unerwarteten Ergebnis befriedigt, seine Vorräte wieder eingepackt hatte, schrie ein anderer dem Lehrer zu: „Min Mudder seggt, du kunnst ok malen!“

„Kann ick ok!“ entgegnete der.

„Denn mal mol wat!“

Der Lehrer griff nach der Kreide und malte: einen Humpelmann, einen Osterhasen, ein Schwein, einen Storch und Gott weiß, was.

Ich saß und staunte in stummer Ehrfurcht, und als dann in der folgenden Stunde die erste Geschichte erzählt wurde, die sieben Geiseln allein zu Hause blieben, vom Wolf gefressen und von der klugen Mutter zu guter Letzt doch noch wieder aus dem Leibe des Untieres errettet wurden und der Wolf seine wohlverdiente Strafe erhielt, kannte unser Subel keine Grenzen mehr. Selbst der Ausreißer war jetzt bereit, auf Befragen zuzugeben, daß die Schule ein ganz annehmbarer Aufenthalt sei.

„Dat wör en schöne Geschichte!“ bestätigte er. „De will ick in 'n Hus min Mutter vertellen!“

„Dat do!“ stimmte der Lehrer bei. „Wullt du denn nu ok morgen wedder kamen?“

„Dat will ick!“ erklärte er. „Du mußt aber wedder 'n Danz upspelen!“

„Denn mußt du aber nich wedder utknepen!“

„Dat will'k ok ni!“

„Wollt ihr morgen alle ganz gewiß wiederkommen?“ wandte sich der Lehrer nun an uns alle.

„Ja!“ schrien wir in einstimmiger Begeisterung.

„Ganz gewiß?“

„Ja—a!“ scholl es wieder einstimmig zu ihm zurück. —

Draußen auf dem steingepflasterten Hofe aber standen die Mütter schon wieder, uns erwartungsvoll in Empfang zu nehmen. —

Niemand zog freudiger aufgeregter heim, als ich. Das Erzählen wollte schier kein Ende nehmen. Ich war in eine neue Welt eingetreten und begriff nicht mehr, wie ich bisher ohne das Glück, zur Schule gehen zu können, fertig geworden war.

Nach einigen Wochen erkrankte unser Lehrer, und es kam ein anderer zu seiner Vertretung, der mir noch besser gefiel, als der erste. Er war stets vergnügt und guter Laune und sah es gern, wenn wir lachten, und was das beste war: er verstand

es noch viel besser, Geschichten zu erzählen, als der Lehrer, der uns anfangs unterrichtet hatte.

Ich sehe noch immer den Apfelbaum, den er einmal an die Tafel zeichnete. Ich war so entzückt davon, daß ich ihn zu Hause heimlich auf meine Tafel zeichnen wollte, aber nicht damit zustande kommen konnte und zuletzt vor Ungeduld und Ärger in Tränen ausbrach, weil der Baum an der Wandtafel so viel schöner gewesen war.

Von diesem Lehrer habe ich zum erstenmal die Grimmschen Märchen erzählen hören. Vom Däumling und Aschenbrödel und Sneewittchen erzählte er uns, und er erzählte so schön, daß ich ihn einmal im Namen der übrigen, die mich dazu aufgestachelte hatten, bat, doch das Märchen vom Däumling, das wir am liebsten mochten, noch einmal zu erzählen. Diesmal sollte es dann auch ganz gewiß das letzte mal sein..

Nun saß neben mir auf der Schulbank ein quecksilberner kleiner Geselle, dem schon nach einigen Wochen wegen seiner ewigen Unruhe einmal vom Lehrer das Höschen strammer gezogen wurde, als es von Rechts wegen sitzen mußte. Der hatte eines Tags ein allerliebstes Spielzeug mit in die Klasse gebracht, ein sauber aus Holz geschnitztes Figürchen, das einen Löwen darstellte und gewiß aus einer „Arche Noah“ oder einer „Menagerie“ stammte.

Ich hatte mich gleich beim ersten Anschauen so in das Spielzeug verliebt, daß ich ganz benommen davon war. Die ganze Stunde schielte ich heimlich hin, wenn Franz den Löwen auf dem Rande seiner Tafel spazieren gehen ließ oder ihn auf die Klappe des Tintenfassens stellte.

Wie stolz und kühn er dann dort stand, den Rachen aufgesperrt und den Schwanz in kühnem Bogen zur Erde geneigt! Wie er nun vorrückte, die Griffelrille entlang, um dann langsam die schräge Tischplatte hinabzuspazieren und für ein paar Sekunden unter der Tischplatte zu verschwinden.

Ich war so entzückt, daß ich alles um mich vergaß, aber plötzlich in höchstem Schrecken zusammenfuhr, als der Lehrer die Bankreihe herabschritt und sich mit den Worten an Fränzchen wandte: „Na, dann zeig' mir dein Spielzeug doch auch mal her!“

Nun half kein Maulspitzen — es mußte gepiffen sein, und Franz blieb nichts andres übrig, als den Löwen der Gefangenschaft zu überliefern. Denn schweigend schritt der Lehrer mit dem Löwen zu seinem Pult zurück, öffnete schweigend den Deckel, setzte den Löwen in den geheimnisvollen Raum, ließ dann den Deckel wieder niederfallen und schloß das Gefängnis sofort mit raschelndem Schlüsselbunde schweigend wieder ab, als solle das arme Tier, das er darin eingesperrt hatte, niemals wieder an das fröhliche Licht des Tages kommen.

Es dauerte Wochen, bis wir es wieder zu sehen bekamen. Aber eines Tags holte der Lehrer ganz unverhofft den Gefangenen wieder hervor und versprach ihn Franz zurückzugeben, wenn er es fertigbringe, bis zum Schluß der Stunde nicht wieder zu schwätzen.

Nun ist es möglich, daß Franz an dem Besitz des Löwen nichts mehr gelegen war und er sich mittlerweile an den Verlust gewöhnt hatte, oder aber er konnte wirklich nicht bis zum Schluß stillsitzen — genug, am Schluß der Stunde verkündete der Lehrer, daß Franz nicht stillgeessen habe, daß er also auch den Löwen nicht wiederkriegen solle. Es solle darum eine Lotterie veranstaltet werden, und der Löwe solle der Gewinn sein.

Alle Köpfe drehten sich nach Franz herum — aber der nahm die Entscheidung mit augenscheinlichem Vergnügen auf. Die Vorbereitungen für die angekündigte Lotterie schienen ihn mehr zu interessieren, als der Besitz des Löwen, der einsam auf dem Pulte des Lehrers seines neuen Besitzers harrete.

Mit großer Sorgfalt wurden nun dreiundsechzig Lose an-

gefertigt, gefaltet und gemischt. Dann verkündete der Lehrer, daß er auf eins der Lose das Bild eines Löwen gemalt habe. Wer dieses Los ziehe, habe den Löwen gewonnen.

Herzklopfend verfolgte ich den Vorgang. Zum erstenmal nahm ich an einer Lotterie teil, und mein Wunsch, den Löwen zu gewinnen, war gar groß.

Mit geschlossenen Augen durfte auch ich endlich in das geheimnisvolle Zigarrenkistchen langen, in dem der Lehrer die Lose gemischt hatte, und dann, als alle ihre Zettel vor sich auf dem Tische liegen hatten, durften wir auf ein gegebenes Zeichen unsre Lose auseinanderfalten — — —

Ich glaube, ich bin nie strahlender aus der Schule nach Hause gekommen, als an diesem Tage. Sorgfältig in den Griffelkasten eingeschlossen, brachte ich den „Gewinn des Tages,“ den Löwen, heim, beneidet von der ganzen Klasse und selig in dem Bewußtsein, solch ein großartiges, schönes Spielzeug zu besitzen. Alle Wünsche meines Lebens schienen mir erfüllt zu sein.

Mir ist es heute noch rätselhaft, wie gerade ich dazu kam, den Löwen zu gewinnen, rätselhaft, weil ich nie wieder in meinem Leben etwas „gewonnen“ habe. Ich habe keine glückliche Hand darin und habe stets eine Niete gezogen, wenn mich mal der Überwitz juckte, ein Lotterielos zu kaufen. Es ist, als wenn ich für die Seligkeit des ersten Gewinnes alle andern drangegeben hätte! Das wäre denn so ein Stück ausgleichender Gerechtigkeit! Denn die Freude über einen Gewinn von Fünzigtausend kann nicht größer sein, als die meine damals war.

Aber alle irdische Freude ist vergänglich, und eines Tags sah ich ein, daß es doch noch Höheres auf der Welt gab, als einen aus Holz geschnitzten Löwen zu besitzen.

Es war ein regnerischer, stürmischer Nachmittag. Wir waren aus der Schule entlassen, und ich tappste mit meiner Freundin Lini, einem kleinen Mädchen aus der Nachbarschaft, durch Regen

und Wind nach Hause. Wir gingen zusammen unter einem Schirm, den wir, so gut es gehen wollte, gegen den Wind zu balancieren versuchten, was oft schwer genug war, da der Wind an den Straßenkreuzungen so heftig dreinfuhr und so plötzlich herumsprang, daß wir schön aufpassen mußten, daß er nicht unter das Schirmgestell griff.

Plötzlich aber ereilte uns doch das Unglück. Ein Hohlwind faßte Tinis Schirm und klappte ihn wie ein flatterndes Segel um, wobei er einen mehr als spannenlangen Schlitz in eine der Bahnen des Überzugs riß und ein paar Stangen zerbrach, als wenn es Streichhölzer wären. Da das Unglück so schnell und unvermutet gekommen war, hatten wir beide nichts Besseres zu tun gewußt, als den Schirmstock so krampfhaft wie möglich festzuhalten. Kaum aber hatte Tini die Zerstörung gesehen, die der Wind dem Schirm zugefügt hatte, als sie herzbrechend zu schluchzen anfang.

Sie trampelte mit den Füßen, schrie, als wenn sie gehängt werden solle, und war durch nichts zu trösten.

Ich versuchte alles, ihre Tränen zum Verstiegen zu bringen, aber sie ließ sich auf nichts ein und brüllte weiter, als könne allein durch ihr Klagelied der Schirm wieder in eine anständige und brauchbare Form gebracht werden.

Zuletzt erbarmte sich eine Frau über sie und brachte den Schirm in seine ursprüngliche Form zurück. Die zerbrochenen Schirmstangen und das Loch konnte sie freilich nicht beseitigen, und das war für Tini ein ausreichender Grund, weiterzubrüllen.

Ich streichelte ihr die Backen, redete ihr zu, so gut ich konnte — nichts half.

Da kam mir ein Gedanke.

Stand nicht zu Hause mein Löwe, sauber und wohlerhalten? Mußte er nicht ein weinendes Mädchenherz zum Stillschweigen bringen können? Was galt mir der Löwe, wenn Tini nur

endlich zu weinen aufhörte und auf ihrem lieben Gesicht wieder die Sonne aufging?

Leise fragte ich sie: „Tini, du, möchtest du nicht einen Löwen haben?“

Die Frage mußte Tini wohl so überraschend kommen, daß sie tatsächlich sofort mit ihrem Geheul abbrach, mich unter Tränen ansah und fragte: „Was für 'n Löwe ist das denn?“

Ich erzählte ihr nun also von meinem Löwen, und Tini vergaß ihren Schirm darüber, zog friedlich mit zu meinem Hause und ließ sich den Löwen schenken, der so lange der Stolz und die heimliche Freude meiner Spiele gewesen war.

Spornstreichs lief sie nach Hause, als sie das Spielzeug in Händen hielt, den ramponierten Schirm gleichgültig wie einen Schleppfäbel hinter sich herschleifend.

Heimlich gab es mir doch einen Stich, als ich mich so leichtsinnig meines Lotterlegewinnes, des einzigen meines Lebens, begeben hatte.

Aber Tini hatte ihn ja gekriegt — und das war ein Trost, der seltiger machte als der Besitz.





Tini

Ich weiß nicht, wer ihn einmal gepflanzt hat, und habe mir auch nie Gedanken darüber gemacht — ein Apfelbaum war es aber genau so gut, und mitten im Garten stand er auch, gerade so wie der, von dem Adam und Eva einst naschten, und der Befehl „Ihr sollt nicht essen!“ galt ebenfalls für uns. Ja, wir waren eigentlich noch schlimmer daran, denn außer dem einen Baum gab es überhaupt keine andern im Garten, an denen man sich hätte schadlos halten können, wie es doch Adam und Eva leicht hätten

tun können, wenn sie nur gewollt hätten! Der Versuchung zu widerstehen war also für uns viel schwieriger! Eine Schlange, die uns mit glatten Worten verführt hätte, war allerdings nicht da, man hätte denn die Harke dafür halten müssen, die am Stamme des alten Baumes herunterhing. Wenn ihr auch die Geschmeidigkeit einer Schlange abging, so wirkte sie eigentlich noch verführerischer als jene — verlockte sie uns doch sogar ohne Worte dazu, mit ihrer Hilfe ein paar Apfel von den Zweigen zu rupfen. Ja, ich behaupte, wenn die Harke nicht gewesen wäre, hätten wir auch nicht gesündigt, Tini und ich. Wir hätten ja die Apfel niemals kriegen können, unsre Arme allein wären viel zu kurz gewesen, hinaufzulangen! Und etwa in den Baum zu klettern? Offen gesagt, dazu war eigentlich der Stamm zu grün! Die Spuren an meiner Hose, die nicht so leicht zu entfernen waren, wie ich durch Erfahrung wußte, hätten sicher den Verräter gemacht! Da war die Harke ein viel verlockenderes Mittel — und also hatte die Harke schuld!

Aber die Apfel schmeckten —! Ich aß gleich auch den zweiten, weil der erste so trefflich gewesen war, und Tini aß sogar drei. Aber dann mochten wir plötzlich beide nicht mehr. Vielleicht waren wir wirklich satt, und außerdem fing das Gewissen an, uns zu plagen.

Merkwürdig, daß das immer der Fall ist, wenn man satt ist, niemals vorher.

Wir waren doch etwas bedrückt, als wir unsre Missetat begangen hatten und uns nun fragten, ob es die Mutter wohl sehen würde, wenn sie heimkam? Sie hatte mir ja freilich, ehe sie fortgegangen war, gesagt, daß sie die Apfel gezählt habe. Aber war wirklich anzunehmen, daß sie gleich nachzählen würde?

Wir hängten die Harke wieder an ihren alten Platz, und sie ließ ihren Stiel wieder so unschuldig an dem Stamme des alten Baumes herunterhängen, als wäre sie niemals mit ihnen

Zinken in die Krone des Baumes geschlüpft, um fünf Apfel, schöne, runde Apfel, von dort für uns herabzuwerfen.

Aber trotz meinen Trostgründen: unfre Stimmung war und blieb gedrückt. Wir hatten vorhin Seefahrer gespielt, und unser Schiff, das eigentlich nur aus einer Kajüte bestand, die wir aus zwei hintereinander aufgestellten Stühlen und einer darübergebreiteten Decke hergestellt hatten, hatte uns völlig in Anspruch genommen. Durch Sturm und Wogendrang hatte ich das Schiff glücklich hindurchbugsiert, hatte Segel gerefft und aufgezogen, das Steuer umgelegt, Kommandorufe an unsichtbare Matrosen erteilt, war Steuermann, Kapitän und Eigentümer in einer Gestalt gewesen, während Tini unter der Decke in der Kajüte gehockt und Kartoffeln gekocht hatte — dann waren wir trotz aller meiner Mühe gescheitert, hatten ein Robinsonleben geführt und schließlich nichts mehr zu essen gehabt! Da war Tini auf den Gedanken gekommen, der uns vorhin schon wiederholt beschäftigt hatte, daß wir ja ein paar Apfel von den Bäumen schütteln könnten, was mich zuerst zum Widerspruch gereizt hatte, da es in der Gegend, in der wir gescheitert waren, nur Kokospalmen gab. Und dazu kam, daß die Mutter die Apfel sorgsam gezählt hatte! Aber schließlich hatte Tini mich überredet, daß wir ja die Apfel für Apfelsinen essen könnten. Wo es Kokospalmen gab, konnten doch auch Apfelsinen wachsen, und die Mutter würde es schon nicht merken. Wir konnten doch nicht Hunger leiden!

Gegen den letzten Einwand war wirklich nichts zu erwidern.

Ich nahm also den Hakenstiel, der verführerisch aus dem Grün des Baumes niederhing, und — die Untat war geschehen.

Als wir unfre Apfel verzehrt hatten, wobei Tini einen gesegneten Appetit entwickelte als ich — mir waren schon während des zweiten allerhand trübe Gedanken aufgestiegen —, wurde das böse Gewissen in uns lebendig.

Zu spielen hatten wir plötzlich keine Lust mehr. Am liebsten wären wir auf die Straße gelaufen, um aus dem Hofe hinauszukommen, wo uns alles an unfre Missetat erinnerte. Aber unfre Mutter hatte vorhin die Hoftür abgeschlossen, als sie fortgegangen war, und es hieß also dableiben. Tini machte ein langes Gesicht, als sie vergeblich die Tür aufzuklinken versucht hatte, setzte sich auf die Treppe, die in den Hof führte, und begann zu heulen.

Ich versuchte sie zu trösten, aber da kam ich schön an. Sie wollte jetzt nach Hause, beharrte sie.

„Hörst du? Setz!“ weinte sie und stampfte mit dem Fuße auf.

„Es geht doch nicht!“ sagte ich. „Weine doch nicht. Mutter muß ja gleich wiederkommen!“

„Und dann?“ fragte Tini. „Wenn sie dann merkt, daß wir bei den Äpfeln gewesen sind!“ —

Merkwürdig! Vorher hatte Tini gemeint, daß die Mutter es schon nicht merken würde.

„Du bist ja gar nicht dabeigewesen!“ erwiderte ich bedrückt.

Das wirkte wie Öl auf die Wogen des Ozeans. Tini sah mich eine Weile mißtrauisch an, trocknete dann ihre Tränen und sagte schließlich: „Das ist ja auch wahr, du hast sie ja runtergeholt.“

Von da ab schien sie wieder ganz vergnügt. Sie nahm ihre Puppe wieder her, die sie in ihrem Eigensinn vorhin wie eine Verbrecherin von sich geschleudert hatte, und war überhaupt von einer so unschuldigen reinen Freude beseelt, wie sie nur das gute Gewissen verleihen kann.

Plötzlich wurde in dem Hinterhause, das auf der einen Seite unsern Hofplatz begrenzte, ein Fenster geöffnet, und Mine Rietmüller steckte ihren Kopf heraus. „Na,“ sagte sie, „was spielt Ihr da?“

Mine war die Tochter des Althändlers, der unser Nachbar

war und das Hinterhaus mit unzähligen altem Hausgerät so vollgestopft hatte, daß er gewiß selbst nicht recht wußte, was alles darin steckte. Da wir erst einige Monate in unserm Hause wohnten, hatte ich mit Mine noch keine nähere Bekanntschaft gemacht, und ihr Haus, oder gar das geheimnisvolle Hinterhaus, in das man durch die spinnenwebverhangenen Fenster von unserm Hofe aus hineinschauen konnte, nie betreten. Ich war darum nicht wenig verwundert, Mine Kietmüller mit einemmale so vertraulich aus dem geöffneten Fenster reden zu hören.

„Wir spielen eigentlich gar nichts Rechtes! Kann man da drin bei euch schön spielen?“ fragte Tini und versuchte, neugierig durch das geöffnete Fenster in das alte Hinterhaus zu blicken.

„Fein!“ sagte Mine, die um ein oder zwei Jahre älter war als wir. „Wenn ihr Lust habt, kommt mal 'rein!“

Das brauchte Mine uns nicht zweimal zu sagen. Wir stiegen also unser Schiff, die Goldküste, Dattel- und Kokospalmen, den Apfelbaum und die Erinnerung an unsre Sünde hinter uns und kletterten durch das offene Fenster in das alte Hinterhaus. Mine machte das Fenster hinter uns zu, und nun saßen wir in einem geheimnisvollen Halbdunkel. Verstaubte alte Möbel standen in dem Zimmer, eins über das andre getürmt, alte Polstermöbel, aus denen der Staub drang, wenn man sie berührte, alte Kommoden und Schränke, schadhafte Stühle und Kisten und Kästen waren bis unter die Decke hinauf übereinandergestellt.

Mit großen, verwunderten Augen gingen wir durch die Zimmer des alten Hauses, betrachteten die Bilder, die in schadhafte Rahmen, verstaubt und mit zerbrochenen Scheiben an den Wänden lehnten, und hatten überall dem Neuen, das es zu sehen gab, unsern Apfel diebstahl bald völlig vergessen.

Mine war ein fuchshaariges Mädchen, mit einem breiten,

sommersprossigen Gesicht. Ich hatte sie bis heute nicht recht leiden mögen, aber als die unumschränkte Gebieterin des Zauberreichs, in das sie uns eingeführt hatte, erschien sie mir jetzt weit weniger abstoßend als sonst, wenn Tini auch hübscher war.

Bei unserm Herumstöbern gerieten wir plötzlich über ein paar alte gebundene Bände illustrierter Zeitschriften. Das Papier war längst vergilbt, und die Blätter waren feucht und moderig, aber das machte uns nichts. Zwischen altem Hausrat vergraben, saßen wir über die Bücher gebeugt und wendeten ein Blatt nach dem andern um.

Um uns war es muckstill. Man hörte nicht einen Laut, nur die Mäuse nagten unter den Fußbodendielen.

Wir schlugen die Bücher erst zu, als die Dämmerung so tief gesunken war, daß die Gegenstände um uns nicht deutlich mehr zu erkennen waren. Da begann sich Tini in der Dunkelheit zu fürchten, und Mine lachte wie ein Kobold, als sie Tinis Angst bemerkte.

„Geh doch nach Hause, wenn du bange bist!“ sagte sie und öffnete ihr die Tür, durch die sie durch einen Gang auf die Straße und von dort nach Hause laufen konnte.

„Hast du auch Angst?“ fragte Mine mich, als sie zurückkam.

„Nein! Warum?“ antwortete ich, trotzdem mir das Herz in der Dunkelheit lauter klopfte, als ich zugegeben hatte.

„Nu, es gibt welche, die bange sind, wenn's dunkel wird.“

„Ich nicht!“ sagte ich und sah gefaßt in die Dämmerung hinein, in der die alten Möbel wunderliche Formen annahmen, als stiegen aus allen Ecken und Winkeln merkwürdige Gestalten herauf.

Mine sagte nur: „So, du nicht!“ und begann dann leise vor sich hin zu summen und setzte sich in die Ecke eines alten Sofas und baumelte zum Zeitvertreib mit den Beinen.

„Wohnt ihr schon lange hier?“ fragte ich.

„Länger als ich denken kann. Und ich bin bald elf.“

Ja, das ist lange.

„Warum habt ihr dies Haus eigentlich und bewahrt soviel darin auf?“

„Vater handelt doch mit den Sachen!“

„Ja, woher kriegt er das alles, die Bilder und die Stühle und Tische und alles?“

„Er kauft es, du Dummkopf, wenn die Leute umziehen und so.“

„Da muß dein Vater viel Geld haben?“

„Hundert Mark und noch mehr!“

„Hundert Mark und noch mehr!“ wiederholte ich voll Bewunderung.

„Im Vorderhause haben wir noch mehr Sachen. Wenn Vater mal aus ist, zeige ich sie dir mal!“

„Darf er nicht wissen, wenn ich komme?“

Sie zuckte mit den Achseln. „Ich weiß nicht, ob er nicht böse wird.“

„Du, eigentlich habe ich 'n bißchen Angst vor ihm.“

„Vor meinem Vater?“

„Ja, und auch wenn ich nach Hause komme.“

„Will deine Mutter nicht haben, daß du hier bist?“

„Darum nicht.“

„Warum denn?“

Nach einigem Zögern erzählte ich ihr die Geschichte mit den Äpfeln von vorhin.

Als ich fertig war, sagte sie: „Ja, das ist schlimm, aber Tini hat schuld!“

„Tini?“

„Gewiß doch, sie hat doch gesagt, daß du sie runterholen sollst?“

Nun schien es mir mit einemmal auch, als wenn Tini mehr schuld hätte als ich. Aber ich ließ es mir nicht merken.

„Nein,“ sagte ich, „Tini hat keine Schuld! Tini nicht. Ich hätte ja nicht zu tun brauchen, was sie sagte.“

Sie schüttelte den Kopf und schwieg. Dann fragte sie: „Was willst du denn zu Hause sagen?“

„Weiß ich nicht!“ antwortete ich ein wenig trotzig und zuckte mit den Schultern.

„Weißt du was? Ich will dir 'n paar Äpfel aus unserm Keller holen. Die kannst du deiner Mutter für die andern wiedergeben, ja?“

Ehe ich antworten konnte, war sie schon davon, und ich saß in der Dunkelheit allein und wünschte nichts sehnlicher, als daß Mine zurückkommen möge... Aber sie blieb lange aus. Die Angst in mir stieg höher und höher, und mir klopfte das Herz in der Dunkelheit des alten Hauses, in dem die Mäuse über die Dielen huschten und mit leisem Pfeifen hinter den alten Sachen verschwanden, die an den Wänden standen.

Vorsichtig lugte ich durch eins der Fenster in unsern Hof hinab. Meine Mutter mußte lange zurückgekommen sein. Richtig, eben zündete sie in der Stube Licht an. Nun öffnete sie die Tür zum Hof und trat hinaus, sah sich um, schüttelte mit dem Kopf und ging wieder ins Haus, mich auf der Straße zu suchen.

Das Herz brannte mir vor Ungeduld, als Mine endlich zurückkam. Sie hatte fünf schöne große Äpfel in ihrer Schürze, die sie mir zusteckte, und flüsterte: „So, schnell, leg' sie auf den Küchentisch und sag', sie wären vom Baume gefallen! Aber schnell, es ist schon Licht in eurer Stube!“

Sie stieß das Fenster auf, und ich sprang mit meinen Äpfeln leichtfüßig wie ein Eichhorn aus dem niedrigen Fenster in unsern Hofplatz, flüsterte ein „Gute Nacht, Mine!“, klinkte die Tür auf und schlüpfte ins Haus und in die Stube, wo ich die Äpfel auf den Tisch legte. Dann wartete ich mit heimlicher Unruhe auf die Rückkehr meiner Mutter, die mich währenddessen wie eine Stecknadel auf der Straße suchte.

Als sie heimkam, machte sie große Augen, mich bereits zu Hause zu finden. „Na,“ sagte sie, „wo steckst du denn? Ich such' dich allenthalben, und da sitzt der Bursche hier in der Stube, als wäre er überhaupt nicht fortgewesen. Ich hatte doch die Hofthür abgeschlossen. Und wo ist Tine geblieben?“

Ich gab auf alles wahrheitsgetreue Antworten, sagte aber dann: „Sieh mal, fünf Äpfel sind vorhin vom Baum gefallen, ich habe sie aufgesucht!“

Bewundert starrte meine Mutter auf die Äpfel. „Aber, Junge,“ sagte sie dann — verschluckte etwas, sah mich an, sah dann wieder die Äpfel an und sagte: „Na, nun mal raus mit der Wahrheit! Woher hast du die Äpfel?“

Ich schwieg beschämt, stotterte noch einmal in höchster Verwirrung hervor, daß sie von unserm Baum gefallen seien, legte aber ein offnes Geständnis ab, als meine Mutter mir erklärte, daß solche Äpfel noch niemals auf unserm Baum gewachsen seien und also auch schwerlich in diesem Jahre darauf wüchsen.

Daß Mines Äpfel und die unsern verschiedene Sorten waren, daran hatte ich nicht gedacht. Meine Niedertracht lag so klar vor Augen, wie der lichte Tag. Als meine Mutter aber alles wußte, als ich ihr von der Goldküste erzählt hatte und von der Gefahr des Verhungerns auf dem Robinsoneiland, verzieh sie mir.

Eine Stunde später im Bette überdachte ich noch einmal den Nachmittag und begann, ohne zu wollen, Tini und Mine zu vergleichen.

Tini war ja viel hübscher als Mine, das war ja wahr, aber wenn ich daran dachte, wie vergnügt Tini gewesen war, als ich die ganze Schuld auf mich genommen hatte, und an die fünf großen Äpfel dachte, die Mine mir geschenkt hatte — da neigte sich die Wage doch bedenklich zugunsten der neuen Freundin, wenn sie auch Sommersprossen hatte und häßlicher war als Tini — was lag schließlich daran?



Der Althändler

ines Nachmittags saß ich mit Mine Rietmüller, der Nachbarstochter, wieder in dem alten Hinterhause. Wir hatten uns ein Regelspiel aus einem Winkel gesucht und spielten damit in dem schmalen Gange zwischen den aufgestapelten Möbeln. Es war ein warmer Sommer-nachmittag. Die Hitze brütete drückend in dem alten Hause, und die Luft drinnen war trocken und scharf von dem Staube, den wir bei unserm Spiel aufgewirbelt hatten. Dabei roch es nach Moder und Spinnengeweben, und jedesmal, wenn Mine die Kugeln warf und ich am Ende des Ganges von einem alten gepolsterten Stuhle aus zusah, dessen Überzug mit Glasperlen bestickt war, die sich hart und eigentümlich kühl anfühlten, empfand ich die scharfe, trockene Luft, die heiß und staubig war, so stark, daß ich leise zu husten begann.

Mine schaltete in diesem Raum, als wäre ihr alles darin erlaubt. Sie kramte die Möbel um, wie es ihr gefiel, und nur die schwereren Stücke mußte sie stehen lassen. Aber sie war älter und kräftiger als ich, und wenn sie wollte, rückte sie selbst eine leere Kommode zur Seite oder schob einen der kleineren Schränke ein paar Zoll von der Wand.

Nachdem wir die Regel wieder an die Seite geworfen hatten, begannen wir, uns aus alten Decken und Säcken eine Hütte zu bauen. Es sollte ein richtiger Wigwam werden. Wir waren zu diesem Zweck auf den obersten Boden des Hauses geklettert, hatten ein paar Besenstiele als Zeltstangen aufgerichtet und waren gerade dabei, die darübergehängten Decken mit Bändern an dem aufgerichteten Gerüst zu befestigen, als wir aus dem Vorderhause eine jammernde Stimme und halb unterdrückte Hilferufe vernahmen.

Mir wollte vor Schreck das Herz stillstehen. Wir horchten atemlos, bis Mine plötzlich sagte: „Du mußt nach Hause gehen, jetzt! Und das gleich!“

„Warum?“ fragte ich, ängstlich geworden durch den eigentümlichen Ton, in dem sie sprach.

„Es ist besser,“ sagte sie kurz und lauschte wieder einen Augenblick.

Das Geschrei war verstummt, und nur die Hitze, die hier oben auf dem Hausboden noch höher war als unten im Hause, schien die Luft mit leisem Summen zu erfüllen.

Nach wenigen Sekunden erhob sich dasselbe jammernde Weinen von vorher, und nun hörten wir auch eine lärmende, polternde Stimme dazwischen. Es war kaum ein Zweifel möglich. Ich ahnte es und Mine wußte es, was die Töne zu bedeuten hatten.

„Warte mal,“ sagte sie hastig, als ich verstört die Treppe leise hinunterschleichen wollte. „Warte mal! Ich will mal hinüberlaufen. Bleib hier, bis ich zurückkomme!“

Sie eilte die Treppe hinab, und ich hörte unten die Tür knarren und wieder ins Schloß fallen, hörte Mines Tritte auf dem Steinpflaster des Hofes, der zwischen dem Hinter- und dem Vorderhause lag, und dann blieb alles minutenlang still.

Dann aber hörte ich plötzlich, und diesmal lauter als vorhin, von neuem wieder die jammernde Frauenstimme und zugleich eine erregte Männerstimme.

Von Furcht und Neugier bewegt, schlich ich leise an die Bodenluke und blickte durch ein Astloch zum Vorderhause hinüber.

Ich sah gerade auf ein offenstehendes Fenster in dem Hause des Althändlers, und — das lut gerann mir in den Adern — ah, wie der Althändler mit erhobenen Fäusten auf seine Frau einschlug, während das Jammern der Armen in die stille Luft über die Höfe der Nachbarschaft drang.

Jetzt öffnete sich die Tür, Mine stürzte herein und drängte sich zwischen Vater und Mutter —

Ich konnte nicht verstehen, was sie sagte. Aber ich sah, wie der Mann von der Frau abließ und nun das Kind an beiden Schultern zu schütteln begann.

Im selben Augenblick trat die Frau mit tränenüberströmtem Gesicht an das offene Fenster und schloß es hastig. Lärm und Jammer verstummten plötzlich, und ich blieb wie gebannt an meinem heimlichen Lauscherposten stehen, so erschrocken und verstört von dem Gesehenen, daß ich nicht wußte, was ich tun noch lassen sollte.

Ich weiß nicht, wie lange ich da oben ausgehalten habe. Angst und Bestürzung schnürten mir die Kehle zu und machten mir den Aufenthalt zur Qual, so gern ich Mines Wiederkommen erwartet, sie getröstet hätte, wie sie mich seinerzeit getröstet hatte. Aber das Haus war mir plötzlich zur Hölle geworden. Ich konnte nicht länger bleiben, und wie ein Verbrecher schlich ich die Treppe hinab über den Hof und durch den Gang, der zwischen unsern Häusern lag, auf und davon.

Soviel ich hinterher auf der Straße auch umherspähte, nach ihrem Hause hinüberblickte und leise durch die Zähne pff — ich sah Mine an diesem Tage nicht mehr.

Abends konnte ich vor klopfender Unruhe und heimlicher Sorge lange nicht einschlafen. Immer von neuem sah ich in das von einem schwarzen Barte umrahmte Gesicht des Althändlers, sah die zum Schlage erhobene Hand und hörte die wimmernde Stimme von Mines Mutter.

Warum schlug der Unhold die Arme? Warum fiel er gleich über Mine her, als sie ins Zimmer getreten war?

Ein ganzer Unmenschen mußte er sein! Hatte Mine nicht damals gleich gesagt, sie wolle mir die Sachen im Vorderhause zeigen, doch dürfe ihr Vater nicht zu Hause sein? Gewiß hatte sie mich vor ihm warnen wollen.

Ob er betrunken gewesen war? Hatte ich ihn doch schon

einmal eines Abends gesehen, wie er torkelnd und schwankend die Straße heraufgekommen war.

Ich konnte lange nicht zum Einschlafen kommen. Immer wieder tauchte das entsetzliche Bild, das ich durch das kleine Loch in der Bodenluke gesehen hatte, vor meinen Augen auf.

Am andern Tage sah ich Mine vor ihrer Haustür stehen. Ich nickte ihr zu, wagte aber nicht, sie anzureden, noch viel weniger sie zu fragen, trotzdem ich es mir gestern Abend fest vorgenommen hatte, und ging mit abgewandtem Gesicht, verwirrt und beklommen, an ihr vorüber.

Auch sie rief mich nicht an, wie sie es sonst wohl tat, und es vergingen mehrere Wochen, bis wir uns eines Tags wieder wie früher zusammenfanden.

Aber auch jetzt noch wurde ich so befangen, wenn ich an den damaligen Nachmittag dachte, daß ich lange nicht fragen mochte, aber zuletzt plagte ich doch heraus: „Sag' mal, Mine, warum hat dein Vater denn damals deine Mutter und dich geschlagen?“

Ich sah, wie sie dunkelrot wurde. Ihr Schweigen machte mich erst recht verlegen, und stotternd fuhr ich fort: „Ich — ich habe dich — schon immer — danach fragen wollen. Hat es dir weh getan?“

„Du, woher weißt du das?“ fragte sie mich und sah mich aus ihren kleinen Augen mit eigentümlichem Ausdruck an, während ein betnahe feindlicher Ton aus ihren Worten klang.

„Ich habe es gesehen,“ antwortete ich.

„Gesehen? Wie konnt'st du denn das sehen?“

Ich erzählte ihr nun von dem Spalt in der Bodenluke ihres Hinterhauses.

„Pfiu, du hast gelauscht!“ sagte sie.

Ich merkte, daß ich etwas Verächtliches getan haben müsse und schwieg, unglücklich und zerknirscht.

Dann sagte Mine leise und zog den Rand ihrer Schürze

dabei verloren durch die Hände: „Du mußt es nicht weiter sagen, hörst du? — Aber nun du es doch mal gesehen hast, nicht wahr? Wenn Vater ausgeht, betrinkt er sich zuweilen. Wenn er dann nach Hause kommt, schlägt er die Mutter oder mich. Er weiß dann nicht, was er tut. Wir bringen ihn dann zuletzt zu Bett, und wenn er dann ausgeschlafen hat, weiß er nicht mehr, was er getan hat. Dann ist er ganz wieder wie sonst. Früher hat er es schon einmal meiner Mutter versprochen, daß er nie wieder einen Schluck Schnaps in den Mund nehmen wollte. Er ist damals wochenlang nicht ausgegangen. Aber zuletzt, wie mal eine große Auktion war, mußte er doch hingehen. Da hat er sich doch wieder bereden lassen. Es ist nur gut, daß er jetzt nicht mehr so viel auf die Auktionen geht. Früher ging er oft jeden Tag hin.“ —

Wir hatten leise flüsternd in dem alten Hinterhause gegessen und stiegen nun leise die Treppen hinan. Ich wollte Mine die Öffnung in der Luke zeigen, durch die ich damals zugeesehen hatte, wie ihr Vater sie schlug.

„Richtig!“ sagte sie kurz, als sie hindurchgeblickt und sich überzeugt hatte. Sie vermied es, noch einen Ton von der Sache zu erwähnen und tat, als hätte sie den Vorfall bereits wieder vergessen.

Als wir aber nach einigen Wochen wieder auf dem Boden des alten Hinterhauses spielten, sah ich zufällig, daß das Loch in der Luke mit einem kleinen Brettchen sorgfältig zugenagelt war.

So flüchtig ich hingeblickt hatte — Mine hatte meinen Blick doch aufgefangen. Sie errötete und schüttelte dann den Kopf, als sitze ihr das Haar im Wege, das ihr in dicken Strähnen offen über die Schultern fiel und zuweilen allzu zudringlich wurde.

Aber gesprochen hat keins von uns beiden nur ein Wörtchen mehr darüber.

Vor ihrem Vater hatte ich schon früher eine große Scheu gehabt, die sich durch Mines Erzählung nun zu wirklicher Furcht gesteigert hatte. Ich vermied es, ihm in den Weg zu kommen, und erschrak darum nicht wenig, als ich ihm eines Tags ganz unerwartet gegenüberstand.

Wir hatten nach unsrer Gewohnheit im Hinterhause gespielt, und ich wollte mich gerade wieder entfernen, als in dem schmalen Gange zwischen den alten Möbeln plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, der alte Rietmüller vor mir stand.

Ich war so verdukt und erschrocken, daß ich kaum einen Gruß stammeln konnte. Die furchtbarsten Vorstellungen, was der Alte mit mir beginnen werde, tauchten in mir auf. Im Geiste sah ich mich bereits elend verprügelt und glaubte von Glück sagen zu können, wenn mir nichts Ärgeres geschah.

Statt dessen gab mir der Alte freundlich die Hand, tätschelte mir den Kopf und sagte: „So, du bist unser kleiner Nachbar?“

Damit ließ er mich stehen, wandte sich an seine Tochter, flüsterte ihr etwas zu und wollte sich schon wieder entfernen, als er sich noch einmal umdrehte und mir zurief: „Hast du denn unsre jungen Kagen schon gesehen? Laß sie dir doch mal von Mine zeigen! Sie weiß, wo die Alte ihr Nest hat.“ Damit nickte er mir noch einmal zu und verschwand dann auf seinen Filzpantoffeln so leise, wie er gekommen.

Mine strahlte vor Freude. „Du darfst mit ins Vorderhaus!“ jubelte sie, faßte mich bei der Hand und zog mich so ungestüm hinter sich her, daß ich kaum folgen konnte.

Mit Herzklopfen trat ich nun zum erstenmal in das Haus, das mir bisher ein Geheimnis geblieben war. Ich sah mit Verwunderung, daß hier dieselbe Unordnung herrschte, wie im Hinterhause. Auch hier stand und lag alles über- und untereinander, nur daß die Sachen besser erhalten waren und nicht

so verstaubt schienen. Ganze Schränke voll von Taschenuhren, Ringen, Broschen und Operngläsern gab es, Borde voll von altem Schuhwerk und ganze Reihen von gebrauchten Kleidungsstücken.

Mine ließ mir aber nicht viel Zeit, mich umzusehen, sondern zog mich ungeduldig weiter, die enge Treppe hinauf zum Boden. Neben der Treppe waren allerhand Bilder an der gekalkten Wand aufgehängt, große Stahlstiche in schwarzen Rahmen mit dünnen Goldlinien am inneren Rande, „Die sterbende Kleopatra“, „Cäsars Ermordung“, „Mazeppa, durch die Steppe reitend“, „Der schiefe Turm zu Pisa“ und andre Bilder, die ich heute vergessen habe.

Auf dem Hausboden angelangt, der ebenso mit Sachen vollgestopft war wie das Hinterhaus, führte Mine mich auf den Zehenspitzen an das Kagennest. Fünf kleine Kagen lagen darinnen, weiß und schwarz gefleckt. Sie hatten erst vor einigen Tagen die Augen geöffnet und waren so zierlich und possierlich, daß uns die Zeit an ihrem Neste wie im Fluge verging.

Was machte es, daß wir ein paar Kratzwunden in Kauf nehmen mußten, die uns die Alte beigebracht hatte, als wir eins der Jungen etwas zu unvorsichtig angefaßt hatten, so daß es leise miaut hatte?

Ehe ich fortging, bat ich Mine, mir eins der jungen Käzchen zu schenken. Sie sagte mir gern eins zu, das ich erhalten sollte, wenn die Kleinen sechs Wochen alt geworden seien. Selig und froh ging ich endlich nach Hause und träumte die ganze Nacht von den jungen Kagen und dem Althändler, der mir trotz seiner gestrigen Freundlichkeit noch ebenso unheimlich geblieben war wie früher.

Mitten in der Nacht wachte ich plötzlich von einem furchtbaren Gepolter und Geklirr auf, das von der Straße her in die Kammer drang. Laute Stimmen erklangen im wilden

Durcheinander dicht vor unserm Hause, und dazwischen tönte das Sammern einer Frauenstimme. Hatte ich die Stimme nicht schon einmal gehört? Wie von einem jähen Blitz beleuchtet tauchte die Szene aus dem Hause des Althändlers wieder vor meinem Auge auf. Ich sah den Betrunknen wieder auf Mines Mutter eindringen und sprang, von Furcht und Entsetzen geschüttelt, aus dem Bett ans Fenster, um auf die nachtdunkle Straße hinauszublicken.

Im selben Augenblick mußte im Nachbarhause eine Fensterscheibe eingestoßen worden sein, denn ein furchtbares Geklirr klang über die stille Straße zu mir herüber.

Auch meine Eltern waren jetzt aufgestanden, und wir sahen, wie ein paar Schutzleute einen sich wütend zur Wehr setzenden Menschen ergriffen hatten und mit sich führten.

Es war niemand anders als der Althändler. Ich erkannte ihn sofort an seiner gebückten Haltung und dem kohlschwarzen Barte, der sein Gesicht umrahmte. —

Am nächsten Tage erfuhren wir alles. Der Althändler war am Abend wieder einmal betrunken gewesen, und es hatte einen furchtbaren Auftritt im Hause gegeben, bis die Frau aus Angst nach der Polizei geschickt hatte, die den Mann in Haft genommen hatte, bis er seinen Rausch ausgeschlafen habe und wieder zur Vernunft zurückgekehrt sein würde.

Von dem Tage an verboten mir meine Eltern, das Haus des Althändlers wieder zu betreten. Ich hätte die Käzchen allerdings viel zu gern wiedergesehen und auch gar zu gern einmal wieder mit Mine Rietmüller gespielt — aber meine Furcht vor ihrem Vater war zu groß, und das ernste Verbot meiner Eltern tat ein übriges. Da Mine aber zu uns erst recht nicht kam — sie hielt sich überhaupt merkwürdigerweise von allen übrigen Kindern zurück —, so spielten wir nicht mehr zusammen.

Monate gingen darüber hin, und eines Tags hieß es: Mine Rietmüller ist schwer krank. Zweimal am Tage hielt die Kutsche des Arztes vor dem Hause.

Jetzt wäre ich doch gern einmal hingegangen und hätte Mine besucht. Aber meine Mutter verbot mir streng, das Haus zu betreten. Die Krankheit sei schwer und gefährlich und so ansteckend, daß ich ganz gewiß krank werden würde, wenn ich hinüberginge.

So kam es, daß ich Mine nicht wiedergesehen habe, denn schon acht Tage danach trug man sie in einem Sarge, der unter Kränzen und Blumen fast verschwand, zur Haustür hinaus.

Es war ein Morgen, den ich nie wieder vergessen habe. Die Pferde vor dem Leichenwagen trugen schwarze Decken, und der Wind blies in die schwarzen Gardinen, die den Wagen schmückten.

Als der Sarg hineingehoben war und nun die Pferde leise anzogen und sich langsam in Gang setzten und das Gefolge sich hinter dem Sarge ordnete, trat auch der Althändler aus der Tür, um seinem toten Kinde das Geleit zu geben. Aber wie sah er aus! Sein voller kohlschwarzer Bart war ergraut, und über sein Gesicht liefen unablässig die Tränen.

Nie in meinem Leben hatte ich einen Mann weinen sehen. Darum ergriffen mich die Tränen des Althändlers stärker als alles andre, ja stärker als Mines Tod!

Wie? Dieser Mann, der in seiner Trunkenheit einst so grausam auf seine Tochter losgeschlagen hatte, empfand nun ein solches Leid um ihren Tod?

Daß die Mutter vor Schmerz um den Verlust ihres einzigen Kindes halb von Sinnen war, war ja natürlich. Aber der Mann, der mir immer hart und grausam und heimtückisch erschienen war, weinte?

Daß gerade er doppelt Ursache hatte, zu weinen, begriff ich damals noch nicht. Aber der Schmerz des alten Mannes, der

nun wie ein Gebrochener hinter dem Sarge herwankte, veränderte plötzlich völlig meine Meinung über ihn. Ich sah ein, daß er, den ich nie anders als für schlechthin böse gehalten hatte, ein Mensch war wie andre, den der Schmerz so darniederwarf wie andre auch — und wenn ihn zehnmal die Polizei einmal nachts aus seinem Hause hatte entfernen müssen, weil er in trunkener Wut alles zu zertrümmern drohte. Und eine Ahnung stieg in mir auf von der Wahrheit, daß es keine Menschen gibt, die bei aller Härte ihres Herzens nicht „gut“ sind — wenn sie sich nur auf sich selbst besinnen. Das war ein Segen, den ich im stillen davontrug und der mir wertvoller geworden ist als manche andre Erfahrung, die ich machen mußte.



Ein Opfer

Ich hatte es gekauft, als es noch nicht sechs Wochen alt war. Sein Fell war schwarz und glänzend, und seine Ohren waren weicher als Seide. Es blickte mit klugen dunklen Augen in die Welt, wurde „Hasi“ gerufen und war nicht größer als zwei Fäuste, so daß man es bequem hätte in die Tasche stecken können. Wochenlang hatte ich mir schon eins gewünscht, aber die fünfzig Pfennig, die dafür erlegt werden mußten, waren immer noch nicht dafür übrig gewesen. Nun mein Geburtstag war,

durfte ich mir eins kaufen und trug es, heimlich vor Freude bebend, nach Hause.

Als Stall diente ihm eine alte Kiste, die mit Heu weich gepolstert war. Eine kleine Tür war hineingeschnitten und die Oberfläche zum Schutz gegen den Regen mit Dachpappe benagelt. In der Tür saß ein enges Fenster aus Draht, durch das man Hasis kleines Näschen zuweilen sehen konnte, wenn das Tierchen schnuppernd vor der Tür saß und an den Kleeblättern naschte, die ich ihm gebracht hatte.

Das war übrigens die größte Schwierigkeit, die sich alsbald herausstellte. Ein Kaninchen war gar nicht so leicht zu ernähren, als ich es mir vorher hatte träumen lassen. Kleeblätter wuchsen in der Großstadt nirgend, und um ein paar Hände voll Gras zu rupfen, mußte man eine halbe Stunde weit laufen. Aber alles ging gut, bis in den Spätherbst hinein. Da fingen aber die Mahlzeiten an, kleiner und immer kleiner zu werden, trotzdem Hasis Appetit mit jedem Tage mehr wuchs. Es war nun schon ein prächtiges Kerlchen geworden, lang und schwer, und zuweilen war sein Hunger schier nicht zu stillen. Da aber nach dem ersten Frost und Schneefall bald nichts mehr draußen zu finden war, was ich ihm hätte heimbringen können, mußte sich Hasi zu meinem größten Schmerz mehr und mehr an minderwertige Kost gewöhnen. Besonders Kartoffelschalen waren ein Futter, das nichts kostete und immer zur Verfügung stand.

Sehnüchtlig hatte ich darauf gehofft, daß Hasi eines Tags Junge bringen werde. Aber meine Hoffnung war immer wieder schmählich zuschanden geworden. Jetzt im Winter freute ich mich darüber. Wie hätte ich so viele hungrige Mäuler stillen wollen, nun mir Hasi allein schon Sorge genug machte?

Ich hatte seine Stalltür mit einer Sackleinwand gegen die Kälte verwahrt, aber das Tier tat mir jedesmal leid, wenn

ich seine Tür zum Füttern öffnete und es mir gierig schnuppernd die Nase entgegenstreckte, ich ihm aber nichts weiter zu bringen hatte als magere Kartoffelschalen, die in dem harten Winter dünn genug ausfielen, und selbst die, die im Hause Mine Rietmüllers abfielen, waren dünn genug.

Eines Tags half ich einem meiner Spielkameraden bei seinen Schularbeiten. Er war der Sohn eines armen Klempners, und in der Wohnstube, in der er seine Schularbeiten anfertigte, sah es armfelig genug aus. Der Überzug des alten Kanapees, das hinter dem Tische stand, war so schlecht, daß hier und da aus den Löchern die graue Hede, mit der es gepolstert war, verräterisch genug herausstimmerte. Trotzdem ich häufiger in der Wohnung gewesen war, war mir die Armut meines Freundes eigentlich nie recht zum Bewußtsein gekommen. Ich hatte mit ihm gespielt wie mit andern Kindern und war immer gern mit ihm zusammen gewesen. In der Werkstätte seines Vaters, die unten im Keller lag, ließen sich allerhand Blechabschnitte sammeln, die wir uns abends, wenn unten nicht mehr gearbeitet wurde, mit der scharfen Blechschere zu allerhand Gegenständen zurechtschnitten, besonders zu Spielmarken, für die wir immer Verwendung hatten.

Wir waren an dem Tage, von dem ich erzählen will, mit unsern Arbeiten noch nicht ganz fertig geworden, als Hermanns Mutter uns plötzlich vom Tisch an die Fensterbank verwies, um den Tisch für das Mittagessen zurechtzumachen.

Ich wollte mich entfernen, wurde aber durch Hermanns Fragen über sein Exempel noch aufgehalten. Als ich ein paar Minuten später das Zimmer verließ, saß die ganze Familie bereits am Tisch, und ich sah, daß es mittags nichts weiter als trockenes Schwarzbrot gab, dessen Brocken in eine Untertasse getunkt wurden, die, mit Salz gefüllt, für alle erreichbar mitten auf dem Tische stand.

Wie Schuppen fiel es von meinen Augen, und ich kam unglücklicher und verwirrter nach Hause als je.

Als ich in die Stube trat, sah mich meine Mutter prüfend an, strich mir dann mit der Hand über die Backe und fragte leise: „Was ist dir denn?“

Nun konnte ich mich nicht mehr halten. Die Tränen stürzten mir aus den Augen. Ich verbarg meinen Kopf in ihrem Schoß und weinte mich aus.

Es dauerte Minuten, bis es stockend aus mir herauskam, was ich beobachtet hatte.

Sie strich mir wieder und immer wieder über das Haar und sagte endlich mit leisem Seufzen: „Ja, siehst du, so ist das Leben.“

Das Wort durchzuckte mich wie ein Blitz, und zum erstenmal kam mir eine Ahnung davon, wie grausam das Leben sein kann.

Ich sah meinen Freund von dem Tage mit einer Art von scheuer Ehrfurcht an. Was für ein Held war er, ein Held im Dulden und Entbehren! Wenn es bei uns auch wohl mitunter schmalen Tisch gab, so jammervoll wie bei ihm zu Hause war es doch bisher noch nicht bei uns gewesen.

Ich weiß heute nicht mehr, warum ich es eigentlich getan habe. Ich glaube, mein Mitleid ist zu stark gewesen und meine Scham, nicht helfen zu können, zu groß — genug, ich mied meinen Freund von dem Tage an. Erst nach Wochen, als der Frühling bereits vor der Tür stand, die ersten Stare wieder von den Dächern pfliffen und die Nahrungsforgen um meinen Hasi sich ihrem Ende näherten, ging ich eines Tags mit Hermann wieder gemeinsam von der Schule nach Hause.

Unterwegs fragte ich ihn nach seinem Kaninchen, das ein Zwillingbruder von dem meinigen war, und das er nur wenige Tage später als ich geschenkt bekommen hatte.

„Ich habe es nicht mehr!“ stieß er auf meine Frage heraus und wendete den Kopf zur Seite.

„Du hast es nicht mehr?“ wiederholte ich verwundert.

„Nein. Schon lange nicht mehr.“

„Wo bist du denn mit ihm geblieben?“

„Ich hab' es verschenkt.“

„Wirklich? Wem denn?“ fragte ich, immer verwunderter.

„Du hast das Tier doch so gern gehabt.“

„Zu Weihnachten hab' ich's meiner Mutter geschenkt.“

„Deiner Mutter? Ja, was soll denn die damit?“

„Frag' doch nicht so dumm!“ herrschte er mich darauf an. „Vater hat's geschlachtet und wir haben's zu Weihnachten gegessen, was sonst?“

Ich war starr. Kein Wort konnte ich herausbringen.

„Und von dem Pelz hat mein Bruder 'ne Wintermütze gekriegt. So, nun weißt du's!“

Ja, nun wußte ich es.

Bedrückt ging ich nach Hause und schlich in den Hof zu meinem Hasi, um ihm Futter zu reichen.

Liebkosend fuhr ich ihm über das seidenweiche schwarze Fell. „Gut, daß du nicht in die Küche zu wandern brauchst!“ flüsterte ich ihm leise zu, als könne das Tier mich verstehen, und dachte an den armen Hermann, der das seine der Mutter geschenkt hatte, weil es sonst vielleicht zu Weihnachten wieder nichts weiter als Schwarzbrot und Salz auf dem Tische gegeben hätte.

Was für ein kleiner Held er doch war! Wie der verzichten konnte!

Und wenn er auch seine Schulaufgaben mitunter nicht so glatt löste, wie der Lehrer es verlangte — ein Held war er doch!

Ob ich es auch fertigbringen würde, meinen Hasi schlachten zu lassen, wenn es nötig sein würde?

Ich weiß nicht, ob ich mir damals eine Antwort darauf gegeben habe — aber das Weihnachtsoffer meines Freundes habe ich heute noch nicht vergessen. Und wenn mich einmal Mißmut und Niedergeschlagenheit beschleichen wollen darüber, daß die Dinge sich so wenig unsern Wünschen fügen, die Göttin des Glücks immer wieder lächelnd an unsrer Schwelle vorübergeht, und vor so manche Freude ein bitteres Verzichten gestellt ist — so fällt mir zuweilen der arme, blasse Junge aus meiner Kinderzeit wieder ein, der so groß im Verzichten war, daß er die einzige Freude seiner Knabenjahre ohne Murren opferte, als es nötig war. Dafür ist sein Opfer aber auch nicht vergeblich gewesen. Mich segnet es heute noch.



Der Zeisig



In jedem Herbst wird in meiner Vaterstadt ein großer Jahrmakkt gehalten. Mitten in der Stadt, auf dem Marktplatze, rund um den Roland und im Angesicht des alten Rathhauses ersteht dann in wenigen Tagen eine bunte Welt. Schneller als Pilze aus der Erde schießen, werden Verkaufs- und Schaubuden, Karussells und Schaukeln erbaut, und mit dem ersten Tage des Marktes beginnt ein mörderisches Durcheinander von musikalischen Darbietungen. Drehorgeln und Kindertrompeten, Kinderschnarren und Knallbüchsen sind wie mit einem Zauberschlage lebendig geworden. Die Ausrufer vor den Buden schreien dazu, und die zur Schau gestellten Wilden brüllen und rasseln mit ihren Ketten. Zwischen den Budenreihen drängt sich eine lachende, schreiende Menge an den Sehenswürdigkeiten und Neuheiten des Marktes vorbei, gafft und nascht, und nascht und gafft wieder, daß ihr die Tage des Marktes wie im Fluge vergehen.

Wenigstens uns Kindern bot dieser Markt, der volle zehn Tage, in glücklichen Jahren sogar elf Tage dauerte, wahre Seligkeiten. Die unerhörtesten Dinge konnte man dort kaufen. Von den gängigsten Artikeln abgesehen, die mich nie recht reizen konnten: Zuckerstangen und Honigkuchen, Tischmesser und Glasschneider, Messerschärfer, Knallpistolen mit wirklichen Zündhütchen, die richtiges Pulver enthielten, Karussellfahrten und Schießbudenbesichtigungen, von diesen Dingen abgesehen, gab es doch fast jedesmal einen Gegenstand auf dem Markte, der sofort mein ganzes Interesse erweckte, mich in ein Fieber von Aufregung versetzte und mich für alle übrigen Genüsse gewöhnlich völlig blind und taub machte.

Einmal war es ein kleines Figürchen, nicht größer als mein

kleiner Finger, das aus Holz geschnitzt war und ein Paar beweglicher Arme und Beine trug. Soweit wäre an dem Püppchen nichts Besonderes gewesen. Aber das, was mich begeisterte, war, daß es nicht auf seinen Beinen stand, die es wegen ihrer Beweglichkeit überhaupt gar nicht hätten tragen können, sondern auf drei feinen weißen Schweinsborsten, die sich als Stützen am Kleidsaum befanden, so daß die Füße eben über dem Boden schwebten. Stieß oder klopfte man nun auf die Platte, auf die man die Figur gestellt hatte, so bewegte sie sich mit leisen, kaum merklichen Bewegungen, wobei sie die lose aufgehängten Beinchen hin und her schwang, als gehe sie wirklich.

Die Bude, in der diese Sehenswürdigkeit verkauft wurde, war klein und unscheinbar. Es saß ein Mann in Tirolertracht hinter dem Verkaufstische und spielte auf einer Zither, auf deren Platte er seine Figuren aufgestellt hatte, die nun zu seinen lustigen Alpenliedern tanzten, als hätten sie ein heimliches Uhrwerk im Leibe.

Ich war so entzückt von dem Anblick, daß ich alles andre darüber vergaß. Der ganze Markt mit allen seinen Reizen versank vor dieser einen kleinen Bude, und ich hatte nicht eher Ruhe, bis ich für einen Nickel eine der kleinen Tänzerinnen gekauft hatte und heimtragen konnte, vorsichtiger, als wenn ich ein lebendiges Wesen in meiner Hand getragen hätte, ängstlich besorgt, nicht eins der zitternden Beinchen zu zerbrechen oder die Schweinsborsten zu knicken, auf deren Elastizität die Tanzkunst der kleinen Dame beruhte.

Zu Hause stellte ich mein Püppchen auf die Tischplatte, trommelte mit der einen Hand auf den Tisch, blies dazu auf einem Ramm und war selig, die kleine Dame sogleich ihren Tanz wieder beginnen zu sehen.

Ich weiß nicht, welches Schicksal die Tänzerin schließlich ge-

habt hat. Wahrscheinlich wird sie den Weg gegangen sein, den alle Spielzeuge nehmen und nehmen müssen. Sie wird eine Zeitlang mit eifersüchtiger Sorgfalt bewacht und mit Inbrunst geliebt worden sein, wird allmählich gleichgültiger behandelt und zuletzt vergessen worden sein.

Im nächsten Jahre aber kaufte ich einen Gegenstand, bei dem es keine Gefahr hatte, daß ich ihn vergaß oder daß er mir gleichgültig wurde. Er hat mein Interesse Jahre hindurch festgehalten, und ich erinnere mich noch heute an ihn mit einer Deutlichkeit, als hätte ich soeben eine Photographie von ihm in Händen gehalten.

Der Gegenstand, von dem ich rede, war ein Zeisig.

Ich kaufte ihn eines Abends auf dem Jahrmarkt für eine Reihe sauer ersparter Groschen von einem Händler, der aus kleinen Harzer Bauerchen eine wahre Vogelkaserne an einer Ecke des Rathauses aufgebaut hatte.

Ich stand wie gebannt still und betrachtete voll Staunen und Interesse das unruhige Hin und Her der kleinen Vögel hinter den hölzernen Gitterstäben ihrer engen Käfige. Da waren Stieglitze, Hänflinge, Zeisige, Kreuzschnäbel, Buchfinken und Dompfaffen. Die Dompfaffen waren die schönsten. Mit blutroten Brüsten und schwarzen Rappen auf den Köpfen saßen sie auf den kleinen Sitzstangen ihrer Käfige. Gar zu gern hätte ich einen Dompfaffen besessen! Aber sie waren die teuersten von allen und für die paar Groschen, die ich erspart hatte, nicht zu haben.

Am wohlfeilsten waren die Zeisige. Aber auch ein Zeisig kostete so viel, daß meine sämtliche Barschaft eben genügt hätte, den Preis zu bezahlen. So lange und sorgfältig ich alles überlegte, ich konnte mich nicht entschließen. Jeden Tag, an dem ich zum Markte kam, ging ich zu der Rathausecke, den Stand des Händlers wieder aufzusuchen, und sah mit Schmerz, wie

einer der Vögel nach dem andern in fremde Hände überging, während die übrigen einen Tag wie den andern ruhelos von einer Stange auf die andre hüpfen, hin und her, um ängstlich aufzufattern, sobald ein Vorübergehender gar zu dicht an die Bauer kam oder eine schnelle Bewegung machte.

Am letzten Abend des Marktes entschloß ich mich endlich und kaufte einen der kleinen Zeifige.

Der Händler versicherte, daß kein Vogel so zahm würde wie die kleinen Zeischen, zog eins der Bauerchen aus der Reihe, schlug ein altes Zeitungsblatt zum Schutze herum, und ich eilte mit meinem Schatz nach Hause.

Als ich dort ankam und den Vogel in Ruhe betrachtete, sah ich zu meinem Arger, daß der Händler mich betrogen hatte. Er hatte mir einen Vogel gegeben, dessen einer Flügel lahm war. Vielleicht hatte ihn das Netz des Vogelfängers dort seinerzeit mit hartem Schläge getroffen.

Im ersten Augenblick wollte ich den Vogel wieder zurückbringen und gegen einen andern vertauschen, konnte mich aber dann doch nicht dazu entschließen. Mir schien, keiner könne zutraulicher blicken als der meine, und wer wußte denn, wenn ich einen andern bekam, ob nicht gerade der bald an einer Krankheit dahinstechen würde oder einen Fehler besaß, der nur weniger leicht zu erkennen war?

Das waren recht fadenscheinige Gründe, aber gefreut hat mich's später doch, daß ich den Vogel behalten habe. Gerade dieses Tier, dessen gelähmter Flügel die Schwungfedern so merkwürdig gespreizt trug, daß es ausah, als habe es ver-gessen, die Federn ordentlich zusammenzulegen, hat mir mehr Freude gemacht als je ein Käfigvogel nachdem. Es dauerte nur ein paar Wochen, bis er wirklich so zahm geworden war, daß er nicht nur frei im Zimmer umherflatterte — zu kurzen Flügen reichte der gelähmte Flügel noch aus —,

sondern sich auch von mir aus dem Bauer nehmen ließ, wobei er freiwillig auf den hingehaltenen Finger hüpfte und ein paar Mohnkörnchen von der Fingerspitze nahm. Er lernte von da ab die unglaublichsten Sachen, turnte an einer kleinen Reckstange, die ich ihm gemacht hatte, saß geduldig auf einem kleinen Karussell, hüpfte auf Befehl eine Leiter hinauf und herunter und war bald der Liebling aller.

Eines Tags aber stürzte er von der Leiter, die ich ihm gemacht hatte, und das Unglück wollte, daß die Leiter zur selben Zeit umfiel und ihm, so leicht sie war, ein Bein brach.

Mein Schmerz war unbeschreiblich. Ich schiente dem Kranken das gebrochene Bein mit aller Sorgfalt, bettete ihn in ein Schächtelchen mit Watte und pflegte ihn wie ein krankes Kind. Die Beinschienen, die ich ihm aus ein paar abgebrochenen Streichhölzern zurechtgemacht und fest an dem gebrochenen Lauf befestigt hatte, erfüllten ihre Aufgabe sehr gut, und nach vierzehn Tagen war der Schaden verheilt. Hans konnte sein Bein wieder gebrauchen, und wenn es auch in der ersten Zeit noch steif und ungelenk war, so lernte er doch allmählich wieder, sich darauf zu bewegen, und nach einiger Zeit konnte er seine Hüpfsprünge von einer Stange des Käfigs auf die andre wieder aufnehmen.

Die Leiter habe ich ihn aber nie wieder besteigen lassen.

Mit jedem Tage aber wurde er zahmer, ließ sich, auf einem Finger sitzend, durch das Zimmer tragen, hielt sich aber nirgend so gern auf wie auf den Blumenstöcken vor dem Fenster, wo er gar zu gern herunkletterte, mit klugen Augen den Sperlingen auf der Straße zusah und zuweilen mit seinem Schnabel in die schwarze Blumenerde hackte. Sein fröhliches Gezwitzchen, das er dabei hören ließ und jedesmal mit eigentümlichem Krächzen abschloß, war so erheitend, daß es jeden Zuhörer lächeln ließ.

Der Ruhm seiner Künste verbreitete sich über die ganze Nachbarschaft, und alle Bekannten wollten den Vogel sehen, der so

zutraulich war, daß er sich selbst von einem Fremden nicht stören ließ.

Meine sämtlichen Spielkameraden beneideten mich um den Vogel. Dieser und jener versuchte, ihn mir abzukaufen. Aber ich lachte nur über solche Kaufgebote.

Eines Tags kam ich heim und fand unsre Wohnung leer. Meine Mutter mußte ausgegangen sein. Das Vogelbauer stand wie gewöhnlich offen, zugleich waren aber auch beide Fensterflügel weit geöffnet. Ich erschrak, sah nach und fand meine schlimmen Ahnungen bestätigt — der Zeisig war fort.

Ich stand wie entgeistert. Wie konnte nur so etwas möglich sein! Mein Schmerz um den verschwundenen Vogel war so groß, daß ich alles andre darüber vergaß. Aber soviel ich auch pfiß und lockte, kein Zeisig ließ sich wieder sehen, und nach einigen Tagen vergeblichen Hoffens blieb mir nichts andres übrig, als mich in das Unvermeidliche zu fügen.

Es ist niemals aufgeklärt worden, wer das Fenster an dem Tage geöffnet hat. Vielleicht ist es unsicher verschlossen gewesen, und der Wind hat es mit einem Stoß geöffnet.

Wenn Hans nur ordentlich hätte fliegen können, so wäre sein Verlust zu verschmerzen gewesen. Aber ich bin sicher, daß ihn bald nach seiner Flucht eine Raße gefangen und verzehrt hat. Der Arme! Er konnte ja kaum einmal ohne abzusetzen durchs Zimmer fliegen. Wie sollte er da im Freien fertigwerden? Wie sich sein Futter suchen? Ich trauerte um ihn wie um einen lieben Freund.

Freilich, ein Tier ist kein Mensch, aber das Andenken an ein kluges und treues Tier erlischt so wenig wie das an einen guten Menschen, und in meinem Gedächtnis ist der kleine Zeisig mit dem lahmen Flügel und dem steifen Beinchen noch heute lebendig und wird noch lange lebendig bleiben — und diese Geschichte von ihm ist ein Beweis dafür.



F i f i



ch weiß, es gibt unzählige Hundegesichten, geschriebene und ungeschriebene, und die ungeschriebenen, die nur in den Familien fortleben, in denen sie sich einst getragen haben, sind vielleicht die rührendsten und ergreifendsten.

Die Geschichte, die ich erzählen will, ist eine der letzteren. Jeder in unsrer Familie erinnert sich noch an Fifi. Eine Tante von mir, die niemals einen Zeichenstift, noch viel weniger einen Pinsel in die Hand genommen hat, behauptet trotzdem jedesmal, wenn die Rede auf Fifi kommt, daß sie das Tier heute noch malen könne. Dabei war Fifi, das muß im Interesse der Wahrheit gleich vorweg gesagt werden, durchaus kein „Bild“. Sie war, wenn man ihre Rasse unbedingt festgestellt sehen will, vielleicht am nächsten den Pinschern verwandt. Böswillige behaupteten zuweilen, daß Fifi auch einen Dackel in ihrer Ahnenreihe gehabt haben müsse, wobei sie mit boshafem Lächeln nach Fifis Beinen schielten. Aber das war eine Übertreibung und eine Verdächtigung, die nur Neid- und Spottsucht aussprechen konnte. Allerdings, Fifi hatte keine Ursache, stolz auf ihre Ahnenreihe zu sein. Nur ihre Mutter war mit Sicherheit bekannt, während über ihren Vater eigentlich nie richtige Klarheit entstanden ist. Ich hatte Fifi als Knabe von ländlichen Verwandten beim Abschied nach einem Ferienaufenthalt geschenkt erhalten und sie in einer leeren Zigarrenkiste, säuberlich auf weichem Heu gebettet, nach Hause getragen. Damals war Fifi erst vor drei Tagen zur Welt gekommen. In einem leeren Abteil des Schweinekobens hatte ihre Mutter auf einem Bündel Stroh ihre Kinderwiege eingerichtet. Fünf hoffnungsvolle Sprößlinge lagen dort, gelb

und ohne Abzeichen wie die Mutter, die schwarzen Nasen dicht aneinandergedrückt und sich gegenseitig warm haltend, wenn Flora einmal in dringenden Geschäften abwesend war. Mit geschlossenen, noch blinden Augen lagen sie da, als wüßten sie, in was für eine Welt der Niedertracht sie geboren worden waren, eine Welt, auf die es sich nicht lohnte, neugierig zu sein.

Ich war Feuer und Flamme für Floras Kinderstube, und es verging wohl kaum eine Stunde am Tage, in der ich nicht wenigstens einmal nach den Tieren gesehen hätte.

Als ich fortging, schenkte man mir Fifi.

Ahnte Flora, daß eines der fünf jungen Hundeschicksale sich zu erfüllen anschickte, als ich Abschied nahm und das kleine Wesen, das man mir überantwortet hatte, vorsichtshalber noch einmal gründlich am Busen der Mutter sich satttrinken ließ?

Ich packte das Tierchen dann, wie gesagt, in eine leere Zigarrenkiste, die ich mit Heu, so sorgfältig es ging, gepolstert und mit Bindfaden ebenso sorgfältig verschnürt hatte, und nahm dann etwas ungeduldigen Abschied; wünschte ich doch nichts sehnlicher, als recht bald mit meiner Bürde zu Hause sein zu können.

Untermwegs ließ es das kleine Vieh an lebhaften Protesten gegen die zum mindesten eigentümliche Behandlung, die ihm zuteil geworden war, durchaus nicht fehlen. Es qulekte zuweilen ganz jämmerlich in seiner Kiste, und meine heimliche Sorge, ob ich es wohlbehalten nach Hause bringen würde, wuchs mit jeder Minute. Gewiß war es auch für einen Hund keine Kleinigkeit, drei Tage alt vom Herzen der Mutter und aus seinem warmen Nest genommen zu werden, in einem tabakduftenden Holzkästchen, das einem Sarge ähnlicher sah als einer Wiege, einige Stunden weit über Land transportiert zu werden, um zu guter Letzt noch eine mehrstündige Eisenbahnfahrt zu überstehen.

Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß meine Mutter angenehm überrascht war, als ich ihr nach einer besonders liebevollen Begrüßung die Zigarrenkiste auf den Schoß stellte und die Enthüllung mit den Worten einleitete: „Erschrick nicht, Mutter, es ist keine Ratte drin!“ Vorsichtig löste ich die Schnüre und überließ es dann meiner Mutter, den Deckel zu heben.

Vielleicht ist meiner Mutter in diesem Augenblick ähnlich zumute gewesen, wie weiland der Tochter Pharaos, als ihre Dienerin das bekannte Kästchen aus dem Nil zog ... Ein mitleidiger Blick traf das Hündchen, das in diesem Augenblick instinktiv seine Schnauze ein wenig in die Höhe hob, um sein mir längst bekanntes klägliches Quleken und Winseln von neuem zu beginnen. Aber der Fall lag hier doch schwieriger als seinerzeit der ähnliche in Ägypten. Woher sollten wir eine Mutter nehmen, die das Hündlein nährte?

„Mit einem Gummisauger und einer Flasche wird es gehen,“ schmeichelte ich und jubelte auf, als ich hörte: „Du kannst es versuchen.“

Triumph! Ich hatte gewonnen, und die bange Sorge, wie man meine Kühnheit, ohne Erlaubnis einen Hund ins Haus zu bringen, aufnehmen würde, war geschwunden. Mit leichtem Herzen sprang ich davon, die nötigen Sachen zur Aufzucht meines jungen Hundes zu besorgen.

Einen Hund zu besitzen, war immer mein sehnlichster Wunsch gewesen, und es war nicht zum erstenmal, daß ich versucht hatte, einen ins Haus zu schmuggeln. Einmal schon war mir ein junger Mops auf der Straße nachgelaufen und bis in das Haus gefolgt, und ein andres Mal ein Spitz. Aber jedesmal hatte sich zu meinem Leidwesen der Eigentümer des Tieres bald gemeldet, und ich hatte mit schwerem Herzen von den Tieren wieder Abschied nehmen müssen. So etwas war dies-

mal ausgeschlossen. Ich hatte einen Hund und durfte ihn sogar selbst großziehen. In wenigen Minuten war ich mit Flasche und Gummisauger zurück, und meine Ammendienste konnten beginnen.

Ich muß gestehen, das Hündchen benahm sich dabei anstelliger, als ich erwartet hatte. Nach einigem Sträuben hatte es durchaus begriffen, um was es sich handelte. Es sog aus Leibeskräften.

Noch an demselben Abend wurde der Säugling getauft. Mein Bruder schlug die unmöglichsten Namen vor: Nero, Wallenstein, Rastor, Phylax.

Aber von dieser Reihe war kein einziger zu gebrauchen, denn es handelte sich um eine sie.

Wir durchsuchten die ganze Weltgeschichte nach berühmten Frauennamen, aber keiner wollte uns passend erscheinen. Die Überlegungen währten Stunden und wurden mit einem Eifer fortgesetzt, der der Wichtigkeit der Sache entsprach.

Ich weiß nicht, wie wir dann endlich auf den profaischen Namen Fifi verfallen sind, aber bei diesem Namen blieb es.

Wer beschreibt die Qual und Sorge der nächsten Wochen. Fifi war wirklich ein unruhiger Säugling. Zwei- bis dreimal des Nachts weckte uns das erbärmliche Quieten Fifis, die hungrig in ihrem Korbe, den wir zur Vorsicht in unsre Kammer gestellt hatten, umherkroch, um getränkt zu werden.

Wer weiß, wie fest ein Knabe schläft, wird ermessen können, wie groß unsre Liebe zu Fifi war, und wie energisch sie uns an ihre Rechte zu erinnern mußte.

Aber wie gedieh Fifi auch! Sie hlelt nicht eher im Trinken inne, als bis sie sich an dem reichlich fließenden Quell ihrer Sehnsucht bis zur Kehle vollgesogen hatte und wie ein gefüllter Schlauch wieder in ihren Heukorb gelegt wurde.

Nach neun Tagen öffnete sie zum erstenmal die Augen. Ich weiß nicht, ob sie erstaunt war, sich ohne Mutter und Ge-

schwister statt im Schweinestall zu Blockwinkel in einer städtischen Etagenwohnung zu finden. Schwarz und blank wie ein paar Jetperlen saßen die kleinen Augen in dem faltigen Gesichtchen, und uns dünkte, sie blickten sofort mit anerkennenswerter Intelligenz in die Welt.

Nach wenigen Tagen kamen die ersten Spaziergänge in Fifis Dasein, die allerdings, wenn man der Wahrheit die Ehre geben will, mehr ein Spaziererrutschen auf dem Bauche darstellten, da Fifi bei unsrer Pflege mit jedem Tage einem Gummiball ähnlicher geworden war. Mein Vater nannte Fifi in dieser Zeit nur „die Nudel“, was uns jedesmal ein wenig verstimmte, wenn wir auch das Treffende dieser Bezeichnung nicht zu bestreiten vermochten — aber trotz allen Spottreden gedieh Fifi vortrefflich. Nach einigen Wochen begann sie zu bellen, was allerdings einem verunglückten Quieten ähnlicher klang als einem wirklichen Bellen, aber nichtsdestoweniger hätte es mich beinahe zu einem Indianertanz hingerissen.

Brauche ich zu sagen, daß Fifis Intelligenz mit jedem Tage zunahm, daß sie bald ein Wunder darstellte an Klugheit und Fassungsgabe, und daß es in einem Umkreise von drei Stunden keinen Hund gab, der es nur entfernt mit Fifi hätte aufnehmen können? Ihre Glieder wuchsen zusehends in gefälligere Proportionen hinein, und wenn Fifi bei ihrer Behendigkeit (da sie so früh das Gehen erlernt hatte, war es kein Wunder) wie ein rollender Fußball durch die Stube kugelte, sich mit ihren Zähnen in einem vorgehaltenen Taschentuche festbiß, daß man sie damit von der Erde aufheben konnte, ohne daß sie Miene machte, loszulassen, so ahnte jeder, der nicht von absoluter Bosheit erfüllt war, daß Fifi ein außerordentlicher Hund werden würde, schnell und tapfer wie Achill.

Fifi lernte alles, was Hunde je gelernt haben. Sie gehorchte aufs Wort, gab die Pfote, wartete auf, stellte sich tot, sprang

über den vorgehaltenen Stock, ließ den schönsten Leckerbissen unbedingt liegen, den man „für die Raze“ bestimmt hatte, naschte nicht, ging ins Wasser, wenn man es ihr befahl, und bewies immer so viel Anstand, wenn sie bei feuchtem Wetter spazieren gewesen war, sich erst vor der Haustür von der Luft trocknen zu lassen, ehe sie das Haus wieder betrat. Sie sah einem an den Augen ab, ob man spazieren gehen wollte und vielleicht die Absicht hatte, sie mitzunehmen, und das Beste an ihr war, was sie zu einer Perle in den Augen aller Familienmitglieder machte: sie mied jeden Verkehr mit andern Hunden. Wie eine Rakete schoß sie auf der Straße nach jedem Köter, der ihr in den Weg kam, und wenn es der aristokratischste aller Hunde und ihr mehr als das dreifache an Größe überlegen war. Ich habe mit vor Freude klopfendem Knabenherzen die größten Hunde vor ihr ausreißen sehen.

Nur ein einziges Mal kam sie schief dabei an. Eine gefährliche Dogge, die während der Nacht nicht gut geschlafen haben mußte, verstand keinen Spaß, faßte unsre Fifi, die in ihrer gewohnten reizenden Dreistigkeit mit gefletschten Zähnen auf sie losstürzte, am Genick und warf sie so unsanft auf das Pflaster, daß sie winselnd liegenblieb und um Gnade bat, die ihr nach einigen Sekunden prüfenden Schnüffeln auch gewährt wurde. Trotzdem konnte es Fifi sich nicht versagen, an der nächsten Straßenecke das gewohnte Exempel, das so oft ohne Rest aufgegangen war, mit dem nächsten Köter zu wiederholen.

Eines Tags war Fifi verschwunden, und mit diesem Tage begann, ohne daß es jemand von uns ahnte, sich ihr eigentliches Schicksal zu erfüllen.

Niemals war Fifi bisher länger als ein paar Stunden allein vom Hause abwesend gewesen. Man hätte eine Wette darauf machen können, sie nach ihrem Morgenausflug, der sie zuweilen durch das ganze Stadtviertel führte, zum Mittagessen

plötzlich wieder zurückkommen zu sehen. Also, wer beschreibt unser Erstaunen, als sie eines Tags nicht zurückkam.

Wir warteten in einiger Beklemmung den ganzen Nachmittag auf sie. Ich war in mein Zimmerchen hinaufgestiegen, meine Hausaufgaben anzufertigen — aber wohl zehnmal stieg ich die enge Treppe wieder herunter, die in unsre Wohnung führte, und fragte mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Ist Fifi immer noch nicht zurück?“ und jedesmal war meine Frage vergeblich. Niemand wußte etwas von ihrem Verbleib. Am Abend begannen wir, sie zu suchen. Ich wanderte alle Straßen und Alleen ab, die ich mit ihr auf meinen Spaziergängen zu berühren pflegte, piffte verzweifelt an jeder Ecke den bekannten Pfiß, auf den Fifi, wenn sie in Hörweite gewesen wäre, mit fliegenden Ohrlappen herbeigeilt wäre — alles vergeblich. Ich hegte immerhin noch einige Hoffnung, daß mein Bruder, der absichtlich einen andern Weg eingeschlagen hatte, sie irgendwo angetroffen haben könnte. Aber auch diese Hoffnung wurde zuschanden, als ich heimkam. Von Fifi war nichts zu sehen und zu hören gewesen.

Unsre Trauer um die Entschwundene wuchs von Stunde zu Stunde, und doch mußten wir uns entschließen, heute, ohne Fifi wiedergesehen zu haben, zu Bett zu gehen.

Auch der nächste Tag, der wieder voll Hoffnung begann, brachte uns Fifi nicht zurück, und ebensowenig die folgenden. Wochen vergingen, und keine Fifi ließ sich sehen. Wir erließen in den Zeitungen einen Steckbrief hinter ihr, warnten vor dem Ankauf und setzten dem Wiederbringer eine hohe Belohnung aus. — Vergeblich, alles vergeblich! Fifi war verschwunden und blieb es.

Zum großen Unglück wechselten wir nach einigen Wochen die Wohnung und verzogen nach einem weitentfernten Viertel der Stadt. Damit entschwand wieder eine Hoffnung, Fifi jemals

wiederzusehen. Man konnte ja bisher noch immer annehmen, daß sie vielleicht auf irgendeinem Hinterhofe heimtückisch in Haft gehalten wurde. Würde sie eines Tags frei werden, so war hundert gegen eins zu wetten, daß sie zu uns zurückkehren würde, und wenn man sie auch monatelang zurückgehalten hatte. Aber mußte es nicht unmöglich für sie sein, unsre neue Wohnung zu finden?

Wir Knaben machten uns die abenteuerlichsten Vorstellungen über ihren Verbleib und betrachteten dabei jeden, der sie gekannt hatte, mit heimlichem Mißtrauen. Denn es war ja sicher: nur einer, der Fifis vortreffliche Eigenschaften kannte, ihre verblüffende Intelligenz einmal zu bewundern Gelegenheit gehabt hatte, konnte an ihr zum Dieb geworden sein. Ihr Äußeres war ja viel zu wenig verlockend, um jemand zum Diebstahl zu reizen. Dazu kam, daß sich das Tier eigentlich von niemand berühren ließ, und jeder Versuch, es anzulocken, noch immer fehlgeschlagen war. Dabei hatte Fifi eigentlich keine Feinde. Es war keiner, der ihr etwas Ables nachsagen konnte, und soviel wir wußten, hatte sie sich auf der Nachbarschaft stets friedlich und manierlich benommen. Auch daß sie einen Streifzug mit fremden Hunden unternommen hätte, war bei der ausgesprochenen Abneigung, die sie bisher gegen das andre Geschlecht bewiesen hatte, so gut wie ausgeschlossen. Wo um alles in der Welt steckte Fifi?

Es mochten bereits Monate seit dem Tage vergangen sein, an dem die Hündin verschwunden war, und unsre Hoffnung, sie eines Tags trotzdem noch zurückkehren zu sehen, war auf den Nullpunkt gesunken. Ja, ein stiller Beobachter hätte annehmen können, daß wir die Verschwundene bereits vergessen hätten — so sehr bemühte sich jeder, das Gespräch nicht wieder auf das Tier zu lenken, dessen unerklärlicher Verlust uns allen so nahegegangen war.

Eines Abends schlenderte ich, von einem Gange in die innere

Stadt heimkommend, langsam meinen Weg zurück, der durch eine der belebtesten Geschäftsstraßen führte, als ich plötzlich, aus meinen Gedanken aufschreckend, einen Auslauf von Menschen an einer Straßenecke wahrte, aus dessen Mitte das jammernde Heulen eines Hundes erklang, der jedenfalls abscheulich geprügelt wurde. Die Töne trafen mein tierfreundliches Herz wie Dolchstöße.

Ich ging unwillkürlich rascher und drängte mich zwischen die Menschen, die lächelnd beieinander standen und sich schon wieder zu zerstreuen begannen. Ich fragte jemand, was es gebe. „Ah, nichts,“ sagte der Angeredete, ein Handwerker in einem blauen Kittel, „ein Hund hat da im Schlächterladen eine Kalbskeule vom Tresen heruntergeholt. Er hat eben vom Schlächter seine Senge gekriegt.“

Gott, nein, wie sah der Rötter aus! Noch zitternd von den handfesten Schlägen und derben Fußtritten des Schlächters, am Nacken aus einer Wunde blutend, die ihm der Hund des Schlächters beigebracht haben mußte, lag das Tier furchtsam an den Saumstein gedrückt und wagte sich augenscheinlich noch nicht wieder zu rühren, in Furcht, daß die Schläge von neuem herniederprasseln möchten.

Teilnahmsvoll bückte ich mich, ohne viel auf die Umstehenden zu achten, und streichelte den arg zugerichteten Sünder. Raum aber hatte ich meine Hand einigemal über seinen Kopf gleiten lassen, als das Tier, vor Freude winselnd, an mir aufsprang, mir die Hand leckte und so auffällig seine Freude zu erkennen gab, daß ich stutzig wurde. Sollte es —? Ich trat einen Schritt zurück, um das volle Licht einer Straßenlaterne auf das Tier fallen zu lassen, das noch immer wie besessen an mir aufsprang, ohne auf seine blutende Nackenwunde zu achten, und in ein wahres Freudengeheul ausgebrochen war.

Wahrhaftig! Es war Fifi, unsre lange gesuchte Fifi!

Aber wie sah Fifi aus! Sie war wirklich kaum wiederzuerkennen. Bauch und Pfoten mit festgetrocknetem Schmutz bedeckt, Nacken und Rücken mit dem Blut ihrer Wunden befleckt! Auch ein treueres Auge als das meinige hätte sie unmöglich gleich wiedererkannt. Um den Hals trug sie einen zusammengeknöteten Strick, mit dem sie jedenfalls einmal festgebunden gewesen sein mußte, denn es hing noch ein Ende daran herunter, das deutlich bewies, daß Fifi das Tau durchgenagt hatte.

Ich glaube, ich bin selten aufgeregter nach Hause gekommen, als an diesem Abend. Mit dem Rufe „Fifi ist wieder da!“ stürzte ich in die Wohnstube, und im selben Augenblick rollte Fifi, alle gute Erziehung vergessend, wie ein schmutziger Fußball, sich überschlagend und wie ein Brummkreisel umhertrend, in die Stube, wollte alle zugleich begrüßen, unter allen Tischen und Stühlen zugleich sein, stieß von Zeit zu Zeit ein kurzes Freudengebell aus und beruhigte sich nicht eher, als bis ihr mein Vater ein energisches „Rusch dich, Fifi!“ zurief. Dann aber bemühten sich alle, Fifi in einen etwas salonfähigeren Zustand zu versetzen. Die Badewanne wurde aus ihrem Winkel auf dem Hausboden wieder hervorgezogen und Fifi in warmem Wasser gründlich gebadet, ihre Wunden ausgewaschen und der entsetzliche Strick, der sich mit den Nackenhaaren zu einem unentwirrbaren Durcheinander verflochten hatte, entfernt. Zwischendurch kam dann auch aus mir in gewiß zuerst ziemlich unverständlichen Brocken die Geschichte des ersten Wiedersehens mit Fifi heraus.

Allerhand Vermutungen tauchten auf, wo Fifi gewesen sein könne. Ein ganzer Roman spann sich um das Tier, das nach dem Bade, in seine Decke gewickelt, jetzt ruhig dalag, und nur zuweilen hörte man das leise Klopfen des wedelnden Schwanzes auf dem Fußboden, wenn jemand im Gespräch den Namen Fifi erwähnte.

Es war ganz klar, der Hund war eingefangen gewesen, und das lange Zeit jedenfalls. Schließlich war es ihm geglückt, zu entkommen. Fifi hatte dann unsre bisherige Wohnung leer gefunden und hatte darum vielleicht wochenlang die Stadt durchstreift. Merkwürdig blieb nur, warum keiner unserer früheren Nachbarn uns von der Rückkehr des Tieres Meldung gemacht hatte.

Es mußte doch diesem oder jenem aufgefallen sein, daß der Hund vor unsrer früheren Wohnung auf das Öffnen der Haustür gewartet hatte, und das hatte Fifi sicher getan.

Eines aber warf alle Berechnungen über den Haufen: Fifi hatte in der Zeit ihrer Abwesenheit Junge gehabt. Das war kein Zweifel. Das Gesäuge bewies es. Hatte sie ihre Jungen im Stiche gelassen? War die Liebe zu uns größer gewesen als ihre Mutterliebe?

Beinahe mißbilligende Blicke trafen den Hund, als wir uns die Konsequenzen ausmalten. Glaubte Fifi vielleicht, daß auch ihre Kinder mitleidige Pfleger finden würden, die sie mit Flasche und Gummisauger großzuziehen entschlossen waren, wie wir es einst an ihr getan hatten?

Ach, wir ahnten nicht, wieviel heldenmüthiger Fifi gehandelt hatte, mußten nicht, daß unsre Berechnungen einen jämmerlichen Riß hatten und unsre Rechnung nur zum geringsten Teile stimmte.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, gab Fifi uns unzuweideutig zu verstehen, daß sie sich unmöglich länger bei uns aufhalten könne. Sie schützte unauffschiebbar Geschäfte vor und kratzte ungeduldig an der Tür.

Ich war entschlossen, sie nicht ohne Begleitung auf die Straße zu lassen, und rüstete mich zu einem Spaziergang. Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich im Hinaustreten die Hündin wie einen abgeschossenen Pfeil davoneilen sah. Kein Rufen,

kein Pfeifen lockte sie zurück. Die Anhängliche, die mir durch Feuer und Wasser gefolgt wäre, die keiner hätte zurückhalten können, sah sich nicht einmal nach mir um! Nach wenigen Sekunden war sie verschwunden. Einigermaßen ärgerlich kehrte ich ins Haus zurück.

„Sie ist wieder fort, die Ausreißerin!“ rief ich verstimmt und hängte meinen Hut wieder an den Nagel. „Das hat man nun davon!“

„Vielleicht will sie in Zukunft ihre Liebe zwischen ihrem neuen Herrn und uns teilen,“ meinte mein Vater, und der Gedanke ärgerte mich eigentlich noch mehr.

„Niemand kann zween Herren dienen,“ erklärte ich und war entschlossen, Fifi, wenn sie zurückkehrte, nicht wieder freizulassen. An der Leine sollte sie wieder die Straße betreten. Vielleicht kam man dann ja auch einmal dahinter, wer der Unverschämte gewesen war, der sich das Tier angeeignet hatte.

Am andern Morgen erst fanden wir Fifi zurückgekehrt. Sie lag vor der Haustür, demütig mit dem Schwanz wedelnd, mit allen Zeichen der Zerknirschung und Reue.

Als ich ihr die Haustür öffnete, kroch sie auf dem Bauche langsam näher, als wüßte sie, daß man mit ihrem Verhalten unmöglich zufrieden sein könne.

Ich schalt sie denn auch gebührend aus und zupfte sie am Ohr, was sie mit einem Versuch, zärtlich meine Hand zu lecken, beantwortete.

Auffallend war nur, wie ausgehungert das Tier zu sein schien.

Besaß denn ihr Pfllegevater so wenig Herz, daß er die Anhänglichkeit des Tieres, das monatelang sein unrechtmäßiges Eigentum gewesen war, mit Fasten und Kasteiungen belohnte?

Fifi fraß sich bei uns gehörig satt, legte sich dann eine Stunde gemächlich und mit allen Zeichen der Befriedigung an

ihren gewohnten Platz in der Wohnstube, begehrte aber schon nach kurzer Zeit wieder hinausgelassen zu werden.

Diesmal kam sie an die Leine. Sie hob sich bittend auf die Hinterfüße, winselte leise durch die Nase und zog mehrmals den Kopf zurück, als ich ihr die Leine anlegen wollte.

Unbequem genug mochte ihr ja die Maßregel sein, aber da half nichts. Ich wollte nicht wieder als der Dumme auf der Straße stehen, wenn sie spornstreichs zu ihrer neuen Herrschaft zurückkehrte.

Auf der Straße begann nun ein merkwürdiges Spazierenlaufen. Fifi drängte so ungestüm vorwärts, daß ich Mühe hatte, ihr zu folgen. Mehrere Male machte ich den Versuch, einen andern Weg einzuschlagen, aber ich merkte deutlich, daß Fifi ein ganz bestimmtes Ziel im Auge haben mußte, das sie mit Beharrlichkeit verfolgte. Ich ließ ihr also ihren Willen und folgte ihr, gespannt, wohin sie mich führen würde.

Sie schlug den Weg nach einem entlegenen Stadtviertel ein. Aber immer noch schien sie das Haus ihres neuen Gebieters nicht erreicht zu haben, und ihr Vorwärtsdrängen hatte noch um nichts nachgelassen.

Zuletzt führte sie mich in eine Straße, die sich zwischen mächtig ausgebreiteten, hölzernen Schuppen hinzog, unter denen allerhand Baumaterialien lagerten, bis sie plötzlich auf eine schadhafte Stelle in der Holzplanke zustrebte, welche die Straße begrenzte. Sie zwängte sich an dieser Stelle durch die Einzäunung hindurch und bat, da sie nicht weiter konnte, winselnd, von der Leine gelassen zu werden. In begreiflicher Neugier, was geschehen würde, entsprach ich ihrem Wunsche und sah nun Fifi unter einem Stapel Holz verschwinden, der, auf dicken Balken gelagert, unter sich eben Platz für ihren Körper ließ.

In diesem Augenblick durchschaute ich die Situation. Fifi mußte unter dem Holze dort ihre Jungen zur Welt gebracht

haben und hielt sie gewiß noch jetzt darunter verborgen. Eine Ahnung von dem, was das Tier in der Zeit seines Umherirrens in der Großstadt durchgemacht haben mochte, überkam mich. Eingefangen und wochenlang festgelegt, lieblos behandelt, kärglich gefüttert und von Sehnsucht nach „Haus“ gequält, hatte es die Hündin endlich fertig gebracht, zu entkommen. In ihrer Treue war sie ohne Frage sofort wieder nach unsrer Wohnung geeilt, hatte aber das Haus verschlossen und leer gefunden und war nun der Vagabondage preisgegeben gewesen. Wochenlang war sie nun planlos in der Stadt umhergetrrt, immer bedacht und von der Erfahrung gewitzigt, nicht wieder in fremde Hände zu fallen. Von Hunger gequält, hatte sie sich mühseltig durchgeschlagen, sich von den Abfällen auf den Straßen genährt, ohne eine neue Heimat zu finden, ohne eine solche zu wollen, nun sie die alte endgültig verloren — bis das kommende große Ereignis ihres Lebens sie zwang, eine schützende, ruhige Stelle zu suchen, wo sie einigermaßen sicher vor Verfolgungen war. Die hatte ihr der menschenleere, weite Bauhof geboten, wo nur selten einmal ein Arbeiter zwischen den Holzstapeln und Steinhäufen auftauchte, um etwas zu holen oder fortzutragen.

Also die Mutterliebe war es gewesen, die das Tier gestern wieder von dannen geführt hatte, und Mutterliebe war es auch gewesen, die es verleitet hatte, gegen alle Gewohnheit und Erziehung, den Raub im Laden des Schlächters zu begehen, bei dem man sie so grausam bestraft hatte.

Eine ganze Tragödie schien mir in Fifis Schicksal zu liegen, ein Bild des Großstadtlebens, das hier einem heimatlos gewordenen Hunde so übel mitgespielt hatte ...

Da kroch Fifi, vergnügt mit dem Schwanze wedelnd, auch schon wieder aus ihrem Versteck, in ihrem Maul eines der kleinen Hündchen, das sie mir zu Füßen legte. Und dann

blickte sie zu mir auf, als wolle sie fragen: Na, was sagst du denn dazu? Ist das nicht famos? Aber es ist nicht bloß eins, es sind drei!

Sie kehrte sofort in ihr Versteck zurück, um die Geschwister des Kleinen, das ich auf den Arm genommen hatte, ebenfalls herbeizuschleppen. Die Jungen sahen genau so aus, wie Fifi einst selbst, als ich sie in der Zigarrenkiste nach Hause trug. Was blieb mir andres übrig, als die Jungen, die noch nicht die Augen geöffnet hatten, in die Taschen meines Aberziehers zu schieben und mit nach Hause zu nehmen?

Meiner Mutter schien der unerwartete Segen etwas reichlich gespendet, aber in Anbetracht des ungewöhnlichen Falles — Fifi war eine Heldin, das war keine Frage! Sollte man etwa ihre verzweifelten und entsetzungsvollen Kämpfe der letzten Tage, ihre Standhaftigkeit und Treue, ihre Mutterliebe und Klugheit damit belohnen, daß man ihre Jungen dem Tode überlieferte? Sollte man die Mühen ihres sorgenvollen Mutterherzens verachten, den Zwiespalt und den langen stillen Kampf, in den das Schicksal sie gestellt und den sie erfolgreich überwunden hatte, durch ein Urteil beenden, das an Grausamkeit alles übertroffen hätte, was Fifi bisher geschehen war? Wer hätte im Ernst eine solche Forderung erheben mögen?





Der alte Garten

Inmal wohnten wir in einem Hause, das nur einen kleinen Hofplatz besaß, wie er den Häusern der Großstädte eigen ist. Hinter ihm lag wie eine grüne Insel im grauen Häusermeer ein großer, verwilderter Park. Hochaufragende alte Bäume standen dort, und unter ihnen breitete sich dichtverwachsenes, schier undurchdringliches Buschwerk aus. Fast niemals verirrte sich der Fuß eines Gärtners mehr hierher. Es war, als wenn der Garten längst von aller Welt vergessen und dadurch sich selbst und seinem eignen Leben wieder zurückgegeben worden sei, so daß er nun inmitten der großen Stadt, abgeschlossen von ihren lärm-erfüllten Straßen, sein Dasein verträumte. Auf dem Erdboden vermoderten die Blätter, die der Herbst von den Bäumen geschüttelt, und die Zweige, die der Wind gebrochen hatte.

Heute ist der alte Garten, der uns Kindern einst als Paradies erschien, voll von lockenden Geheimnissen und märchenhaften Heimlichkeiten, längst wieder in Pflege genommen. Wohl instand gehaltene Wege ziehen sich unter den Bäumen hin, und mit der einstigen romantischen Schönheit seiner Unordnung ist es nun längst und unwiederbringlich vorbei. Aber uns war er damals in seiner wilden, un gepflegten Schönheit eine Welt, größer und geheimnisvoller, als für Kolumbus der neuentdeckte Erdteil. Wir sind in diesem Erdenwinkel auf Entdeckungsfahrten ausgezogen, kühner als die Spanier einst jenseit des Ozeans, und haben romantische Abenteuer darin erlebt, die die schönsten, farbigsten und lebendigsten Erinnerungen meiner Jugendzeit sind.

Eine morsche Latte öffnete uns eines Tags unvermutet den Eingang. Wir hatten schon lange durch die Gitterstäbe seh-

suchtsvolle Blicke hineingeschickt und uns in Vermutungen über das, was die dichten Büsche verbergen mochten, erschöpft. Dann stand eines Tags die Pforte des Paradieses offen. Eine Latte war vom Zahn der Zeit durchnagt. Man brauchte nur ein ganz klein wenig nachzuhelfen, sie nur ein wenig zu verschleben und konnte dann durch das Gitter hindurchschlüpfen, um, wie der Prinz im Märchen, in das Dickicht einzudringen und auf Abenteuer auszugehen.

Von dem Tage an war der alte Garten der tägliche Schauplatz unsrer Spiele. Es war ein Beweis unsrer höchsten Gunst, wenn wir den Nachbarkindern gestatteten, mit durch unsre geheimnisvolle Pforte zu schlüpfen. Und an jedem Abend wurde die Latte, die so freundlich war, uns einzulassen, sorgfältig wieder an ihren Platz gerückt — kein Unberufener sollte ahnen, wie wir in den Garten kamen; konnte doch ein einziger Rundgang irgendeines Gartenarbeiters und einige wenige Hammerschläge uns unser Paradies vielleicht für immer vernageln.

In diesem Garten schlichen wir als „Falkenauge, der Chippewanindianer“, und „Büffelhorn, der Apachenhäuptling“, durch die Büsche, kämpften mit bewunderungswürdiger Ausdauer gegen eingebildete Feinde, schossen unsre Pfeile auf der Bärenjagd ab, vollführten Wunder der Tapferkeit und brachten die Skalpe erschlagener Feinde in einer Anzahl nach Hause, daß uns jede Rothhaut beneidet hätte.

Eines recht üblen Abschlusses eines solchen Streifzuges erinnere ich mich. Wir hatten beschlossen, mit unsern eingebildeten Feinden Frieden zu schließen und wollten darum nach echt indianischer Sitte die Friedenspfeife rauchen. Da wir aber kein derartiges Gerät besaßen, fanden wir den Ausweg, uns statt mit einer Pfeife mit selbstgefertigten Zigaretten zu behelfen. Auf unserm Hausboden lagen ein paar verstaubte Probebündel Tabaksblätter, von denen wir einige abpflückten, mit unsern

Taschenmessern in Streifen schnitten, in Zeitungspapier wickelten und dann mit zur Stelle nahmen. Schweigend hockten wir uns nieder, verhandelten über die Friedensbedingungen, schlossen jeder unsre Rede mit: „Kriegsadler hat gesprochen“, oder „Feuerauge hat gesprochen“, begruben das Kriegsbeil und zündeten dann eine der ominösen Zigaretten als stellvertretende Friedenspfeifen an.

Ich hatte als erster zu beginnen. Die beigesteckten Schwefelhölzchen, die ich in ihrer Lücke noch nicht kennen gelernt hatte, spielten mir den ersten Streich und hätten mich beinahe die Würde eines indianischen Häuptlings vergessen lassen. Ich bekam nämlich in meiner heimlichen Aufregung und Voreiligkeit etwas von dem giftigen Gase zu schmecken, das der brennende Schwefel entwickelte, und die stechende Säure verursachte mir einen furchtbaren Hustenanfall, der sich beim besten Willen nicht unterdrücken ließ. Dann begann das Rauchen, und nachdem ich einige Züge mit der einem indianischen Häuptling zukommenden Ruhe und Gelassenheit geraucht hatte, spürte ich denn doch eine derartige Uebelkeit, daß ich die Riesenzigarette, die wie ein kleiner Schornstein qualmte, mit Freude an den nächsten weitergab ...

Nach einigen Minuten kam das Unglück. Wir saßen kreidebleich, nur mühsam unsre Fassung und Ruhe bewahrend, im Kreise da. Die Friedenspfeife war Gott sei Dank ausgeraucht, das heißt, in ihrem eignen Gift erstickt, und wir beschlossen, nach unsern Wigwams aufzubrechen, das heißt in gutem Deutsch: wir gingen nach Hause, um uns heimlich ins Bett zu schleichen.

Oh, dieser Wald meiner Kindheit! Was gäbe ich darum, ihn noch einmal durchstreifen zu können in der Frische meiner Knabenjahre! — Es gab nichts in diesem Walde, das nicht ohne Romantik, ohne Zauber für uns gewesen wäre: die

knorrigen Bäume, deren Äste wunderliche Formen hatten, an deren Schnittwunden wunderliche, fragenhafte Gesichter entstanden zu sein schienen; die Büsche, die hier und dort unter ihren Zweigen Höhlen bildeten, in die man sich verkriechen und stundenlang, ja tagelang allein bleiben konnte, wenn man wollte, die Augen in einem geliehenen Buche vergraben, das unsre ganze Teilnahme in Anspruch nahm und in einem Tage durchgelesen werden mußte, weil der Freund es zurückhaben wollte. Der Wassergraben, der sich durch den ganzen Garten zog, die Wasserratten, die dort hausten, die Vögel, die in den Bäumen nisteten — alles das vereinigte sich zu einer Fülle von Eindrücken, die einem Großstadtkinde, das bis dahin nie einen „Wald“ gesehen, geschweige denn nur eine Stunde in ihm gelebt hatte, das Paradies bedeuten mußten.

Eines Tags aber kam Leben in die trauliche Stille unsers Parkwinkels. Arbeiter in blauen Blusen erschienen, Sägen und Stricke wurden herbeigeschafft, und man begann die große Linde, den ältesten und ehrwürdigsten Baum unter allen, zu fällen. Wie oft hatten wir unter ihr unsre Versammlungen abgehalten, unter ihr damals „die Friedenspfeife“ geraucht, wie oft hatte sie uns als „Mal“ für unsre Spiele gedient! — Unbarmherzige Arthiebe trafen den schönen, stattlichen Baum, die Säge durchschnitt sein Mark — und er fiel mit donnerndem Krachen nieder. Dabei war es, als wenn er uns, die wir neugierig und traurig zugleich von weitem zuschauten, für immer die Pforte zu unserm Paradies offenhalten wollte. Er stürzte nämlich mit einem seiner stärksten Äste gerade auf die Einfriedigung, die unsern Hofplatz von dem Parke trennte, und zerschmetterte dabei sämtliche Latten, die er nur berührte.

Nachdem der mächtige Stamm dann in Stücke gesägt und fortgeschafft war, gingen die Arbeiter daran, die zerbrochenen Stäbe in unsrer Planke durch neue zu ersetzen, prüften bei

100 Der alte Garten

der Gelegenheit auch die übrigen nach — fanden unsre Eingangspforte und nagelten mit schallenden Hammerschlägen unser Paradies vor unsern Augen zu. Wir waren zum letzten Male seine Gäste gewesen, denn zum Übersteigen war die Planke zu hoch.

So kommt das Leben und nagelt uns ein Paradies nach dem andern zu und engt uns ein, eng und immer enger, bis wir kaum noch über den Zaun gucken können und man nach Luft schreien möchte.

Ach, wie sehnsüchtig blicken wir da oft nach unsrer Jugend zurück, wo wir besaßen, was wir später Stück für Stück verloren haben — die Illusionen!



Hans

Wamsell Broock hatte seit vielen Jahren das Hauswesen des alten Wendel geleitet, der in der Schiffergasse eins jener kleinen einstöckigen Gebäude bewohnte, die dort abseits von den Heerstraßen des Großstadtverkehrs noch immer in träumerischer Ruhe hinter ihren Vorgärten lagen, während ringsumher in allen Straßen die Häuser nach und nach höher und höher wuchsen, als hätten sie keine andre Aufgabe, als sich gegenseitig Luft und Licht

streitig zu machen. Verachtungsvoll sahen sie auf die niedrige Schiffergasse herab, die so altmodisch zwischen all der großstädtischen Eleganz lag und nicht begreifen wollte, daß sie nicht mehr in die Zeit paßte, mit ihren Vorgärten, grünen Fensterladen und niedrigen Dächern, auf die im Sommer sogar der wilde Wein hier und dort seine langen Ranken schickte.

Mamsell Broock war eine kleine Person in den Fünßzägern. Ihr welches Gesicht mit den unruhigen Augen, der altmodischen Frisur und den schadhafsten Zähnen im Oberkiefer machte gerade keinen sehr gewinnenden Eindruck. Aber der Alte, der seit Jahren Besitzer des kleinen Hauses gewesen war, wo er im Garten nach seinem Sinne hatte schalten und walten können, hatte sich nicht viel aus ihrem abstoßenden Äußeren gemacht und noch weniger aus ihrem leutescheuen, immer etwas verärgerten Wesen. Vielleicht hatte er sich auch in den langen Jahren, in denen er sie um sich gehabt hatte, so an sie gewöhnt, daß er ihre Eigenheiten nicht mehr sonderlich bemerkte. Sie hatten sich auch immer einigermaßen zusammen vertragen, der alte Wendel und Mamsell Broock. Wenigstens hatte es die Mamsell niemals zu eigentlichen Zusammenstößen kommen lassen. Nur einmal war es zu einem unangenehmen Auftritt gekommen.

Es war an einem warmen Tage im Frühling gewesen. Der Alte hatte am Nachmittag einen jungen Star unter dem Holunderbusch im Garten mit gebrochenem Flügel gefunden, ins Haus getragen, den Flügel verbunden und nun versucht, seinen kleinen Patienten, der ihm so zufällig in die Hände gefallen war, und der jedenfalls das elterliche Nest etwas zu voreilig verlassen hatte, zu pflegen. Mamsell Broock hatte gequetschte Kartoffeln besorgen, Brot in Milch einweichen, frischen Käsequark vom Krämer holen müssen und um das „elende kleine Vieh“, wie sie es nannte, so viele Wege machen müssen,

wie sie seit Jahren an einem Nachmittag nicht gewohnt gewesen war. Aber das war noch zu ertragen. Sprachlos aber war Mamsell Broock, als Hans, einige Tage später freigelassen, alle auf ihn verwandte Pflege mit eigentümlichem Dank und Freimut zu bescheinigen begann und dabei so wenig wählerisch war, daß er ebensooft die reingescheuerte Hausdiele wie die sauber gebohnte Treppe dazu zu benutzen anfing. Die Erbitterung der Mamsell wuchs sich allmählich zu einer flammenden Wut aus, und eines Tags überraschte sie den alten Herrn, der an dem allmählich gesundenden Vogel seine stille Freude hatte, mit der Forderung, daß Hans augenblicklich an die Luft gesetzt werde. „Entweder der Vogel oder ich!“ erklärte sie, war aber klug genug, als sie auf den entschlossensten Widerstand ihres Brotgebers stieß, ihre Drohung nicht wahrzumachen. Dafür verfolgte ihre Feindschaft den Vogel von dem Tage an unausgesetzt. Sie haßte ihn bald nicht nur seiner Unsauberkeit wegen. Auch die wenigen Worte, die Hans seinem Herrn nachsprechen lernte, ärgerten und reizten sie und ließen sie mit stillem, unausgesetztem Grimm auf das Tier blicken, das ihr instinktiv allenthalben aus dem Wege ging. Sie glaubte nämlich, daß die Spottnamen und Scheltworte, die Hans mit der Zeit zu sprechen begann und die er oft genug am Tage in scherzhafter Laune wiederholte, besonders ihr gelten sollten. Am liebsten hätte sie ihm heimlich den Hals umgedreht. Aber das wagte sie nicht. Hans pflegte bei jeder verdächtigen Bewegung, die sie machte, ein Mordsgeschrei anzustimmen, das unfehlbar den alten Herrn oder die Nachbarschaft aufmerksam gemacht hätte.

Im Februar des folgenden Jahres starb der alte Wendel plötzlich. Er war nur wenige Tage krank gewesen, und der Vogel war während dieser Zeit nicht aus dem Zimmer gewichen. Er hatte an dem Geschwäg des Vogels noch bis zu-

legt seine Freude gehabt, wenn Hans plötzlich sein oft wiederholtes „Hans mag Fleisch!“ in die Stube rief, eine Redensart, die er vom Schlächter erlernt hatte, der jeden Morgen mit seiner Fleischmolle kam, um die Küche für den folgenden Tag zu versorgen.

Mamsell Broock hätte Zeit genug gehabt, sich an den Vogel zu gewöhnen, aber sie vermochte es nicht. Sie konnte seine Gegenwart nicht ertragen, und jede Begegnung mit ihm schürte den alten Haß, und der Vogel sorgte durch sein Geschwätz dafür, daß sie ihn nicht vergaß. Nur an dem Tage, als sie einige Stunden nach dem Tode des alten Herrn die Treppen hinaufstieg, schien sie den Vogel vergessen zu haben, der mit aufgeplusterten Federn auf dem Sims des Sekretärs saß, eines alten Mahagonimöbels, in dem der Alte seine Papiere und und Wertsachen aufzubewahren pflegte.

Sie kam auf den Zehenspitzen herein, deckte dem Toten ein weißes Tuch auf das Gesicht, öffnete das Fenster, durch das die Luft voll köstlicher Frische hereindrang, und wendete sich dann dem Nachttischchen zu, um aus der Schublade ein Schlüsselbund mit leisem Klirren an sich zu nehmen.

Leise, als fürchte sie, daß der Tote sie noch hören könne, schloß sie den Sekretär auf und begann die Schubladen zu durchsuchen, vorsichtig, langsam, prüfend mit lauerndem Blick.

„Du Spitzbub!“ rief der Star plötzlich ahnungslos in die stille Stube.

Mamsell Broock ergriff eine maßlose Wut. Ihre Hände zitterten, und ihre Zähne knirschten. Sie ließ die Papiere fahren und griff mit einer wilden Bewegung nach dem Vogel, der in Schrecken über den unerwarteten Angriff laut aufkreischte und ungeschickt davonsplatternd auf das Bett des Toten zustürzte, als müsse er dort Schutz suchen. Wie eine Kage schleichend, mit leisem Lächeln um die Mundwinkel, in Befriedigung

darüber, endlich ihre Rache an dem verhaßten Tiere ausüben zu können, folgte ihm die Alte, ängstlich darauf bedacht, nicht von neuem ihre Rache durch Tollpatschigkeit zu verderben. Aber Hans war vorsichtig. Angstvoll hielt er sich immer außerhalb des Bereiches ihrer Hände. Als aber seine Feindin nicht aufhörte, ihn zu verfolgen, sich auch um sein ängstliches Gekeisch nicht im mindesten mehr zu kümmern schien, flatterte er auf die Fensterbank und stürzte sich einen Augenblick später, als die Hände der Alten auch dort wie ein paar gierige Raubtiere nach ihm haschten, mit Todesverachtung in den Garten hinaus.

Unten plumpfte er ziemlich hart auf den Erdboden, denn den linken Flügel hatte er nie wieder recht gebrauchen können, und sein Fliegen war immer nur ein unbeholfenes Gesplatter geblieben. Da saß er nun mit ängstlich klopfendem Herzen und atemlos aufgesperrtem Schnabel.

Im Garten lagen die Rosen noch mit niedergebogenen Kronen unter ihren Decken. Aber die Schneeglöckchen sahen schon mit grünen Spitzen zwischen dem welken Laub hervor, das noch vom Herbst her auf den Rabatten lag. Unter dem Himmel hin zogen langsam und schwer die grauen Wolken, die der Lauwind mitgebracht hatte, als er den Schnee auf den Dächern und in den Gärten schmolz und nun warm durch die Kronen der Obstbäume ging.

Als der Vogel sich von seinem Schrecken ein wenig erholt hatte, rüttelte er die Federn und flatterte in die Krone des Holunderstrauches hinauf, unter dem ihn sein Herr einst gefunden hatte. Von dort war es leicht, in das Geäst des Birnbaums zu gelangen. Befriedigt über seine Leistung im Flattern und Klettern, schrie er ein neues „Du Spitzbub!“ in den Garten hinunter. Aber Mamsell Broock hörte ihn nicht. Sie hatte, ärgerlich über die Flucht des Vogels, das Fenster ge-

schlossen und war gewiß augenblicklich durch wichtigere Dinge in Anspruch genommen.

Zum erstenmal verbrachte Hans allein eine Nacht im Freien. Die Dunkelheit umgab ihn mit schützenden Fittichen, und der Frühling, der die Luft mit träumerischen Ahnungen erfüllte, rührte leise an das Herz des kleinen Vogels, das da oben in der einsamen Baumkrone schneller und stürmischer schlug, als es je in der dumpfen Luft des Hauses geschlagen, das der Vogel verlassen hatte.

Am andern Morgen waren auch die ersten Boten des Frühlings da. Die Schneeglöckchen hatten sich höher hervorgewagt, und tief zwischen den grünen Blättchen schimmerten verheißungsvoll die ersten Blüten. Am Dachrand aber pfliffen die Stare. Sie mußten über Nacht zurückgekehrt sein von ihrer langen Reise, getragen von den weichen Flügeln des Südwindes.

Hans traute seinen Ohren nicht. Er lugte mit schwarzglänzenden Augen zu ihnen hinüber, und dann schrie er in zitternder Freude dem ersten besten sein „Du Spitzbub!“ entgegen.

Aber man schien für seine Kunst wenig Verständnis zu besitzen. Einer der Fremden flog zu einer kurzen Begrüßung zu ihm herüber. Hans wandte den Kopf wie ein Berzückter, verdrehte die Augen und wippte mit dem Schwanz.

Aber nach einigen Sekunden verließ ihn der Neugierige wieder und kehrte zum Dache zurück. Hans versuchte ihm zu folgen. Er flatterte vorsichtig von einem Ast auf den andern und endlich mit einem Schwung auf das Dach.

„Du Spitzbub!“ schrie er vergnügt, als er die Dachgasse glücklich erreicht hatte. Er flatterte auf den Schwarm seiner Brüder zu, die dicht aneinandergedrängt auf dem Dachfirst saßen, sich aber jetzt plötzlich, wie auf Verabredung, in die Luft erhoben und davonflogen, schnell und schwirrend wie abgeschossene Pfeile.

Der arme Krüppel auf dem Dache folgte ihnen mit sehnsüchtigen Augen ...

Den ganzen Tag wartete er auf ihre Rückkunft. Er flatterte auf dem First der Dächer entlang, bis er das letzte in der Straße erreicht hatte. Dann kehrte er auf demselben Wege zurück. Bei seinem Birnbaum blieb er wieder sitzen, zog den Kopf zwischen die Schultern und wartete.

Am meisten quälte ihn der Hunger. Gierig schielte er in den Hof hinab, ob nicht irgendwo etwas liegengeblieben war, was er hätte verzehren können. In der Dachgasse sah er plötzlich einen Sperling einen Brotrest verzehren. „Du Spitzbub!“ schrie er und flatterte eiligst auf den Glücklichen zu, der klug genug war, sich eiligst in den Birnbaum zu stürzen. Aber den Brotrest hatte er nicht vergessen mitzunehmen. — — —

Leise sank der Abend auf die niedrigen Dächer der Schiffergasse. Aber die Wolken hoben sich höher und höher, wurden dünner und dünner, und nach einer Stunde war der Himmel sternhell. Mit bleichen Fingern kam der Frost.

Aufgeplustert, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, saß Hans noch immer am Rande des Daches. Von Zeit zu Zeit verbarg er den Kopf unter dem gesunden Flügel. Aber immer wieder zog er ihn hervor. Der Hunger ließ ihn nicht schlafen.

Am andern Morgen begann es wieder zu schneien. Weich fielen die Flocken. Sie tanzten in die Höfe hinab, deckten die Schneeglöckchen zu, die so viel Vertrauen bewiesen hatten, und breiteten eine weiße, kalte Decke auf die Rabatten und Wege. Sie rieselten auf den armen Vogel herunter, der noch immer oben in der Gasse saß und zu müde war, die Flocken von sich abzuschütteln.

Da öffnete sich plötzlich die Haustür, die in den Garten führte, und Mamsell Broock erschien. Sie wollte ein Wäschestück holen, das noch vergessen auf der Leine hing.

„Hans mag Fleisch!“ schrie der hungrige Vogel auf dem Dache.

Überrascht hob Mamsell Broock den Kopf.

War das verhaßte Tier immer noch da?

Sie ging mit schlürfenden Schritten und boshaftem Lächeln, das ihre Züge nicht verschönte, ins Haus zurück, kam aber bereits nach wenigen Minuten wieder zum Vorschein.

„Hans!“ lockte sie mit rauher, vor Aufregung zitternder Stimme. „Hans!“

Aber der Vogel war trotz seinem Hunger zu mißtrauisch. Er kam nicht eher vom Dache herunter, bis sie wieder im Hause verschwunden war. Dann stürzte er sich gierig, seinen lahmen Flügel vergessend, in den Hof hinab auf die Fleischabfälle, die Mamsell Broock heimtückisch auf die Erde gestreut hatte.

Raum hatte er einige verzehrt, so begann das Gift zu wirken, das seine Feindin hineingemischt hatte. Er flatterte hin und her, als habe er die Besinnung und das Gleichgewicht verloren. Wie ein Kreisler drehte er sich im Schnee, überschlug sich ein paarmal und blieb dann plötzlich mit aufgesperstem Schnabel und weitgespreizten Schwanz- und Flügelfedern regungslos liegen.



Die Nachtigall



n einer der dunkelsten Gassen der Stadt, wo alte, spitgiebellige Häuser schiefwinkelig und eng aneinandergedrängt standen, hing im hinteren Winkel eines alten Trödlerladens, über allerhand Gerümpel, alten Möbeln und schadhafte, fleckig gewordenen Bildern in abgestoßenen, altmodischen Bilderrahmen, über alten Vasen und Zinnkrügen, getragenen Kleidungsstücken und Schuhen, in einem rostigen Drahtbauer eine Nachtigall. Der Alte, der in dem winkeltigen, alten Hause einsam und verlassen hauste, hatte sie einmal auf einer Versteigerung erstanden und wartete nun auf einen Kunden, der ihm einen guten Preis für den Vogel zu zahlen bereit war.

Es war ein Wunder, daß die Nachtigall in der Dunkelheit des alten Hauses nicht längst schweigmäßig und still geworden war. Aber je dunkler und regendüsterer die Tage waren, um so lauter sang sie, von Sehnsucht gequält. Leise und verhalten, wie im Traume, begann sie, als stiege vor ihrem Auge der Wald ihrer Kindheit wieder auf, wo die Sonnenstrahlen so leuchtend gewesen waren wie flüssiges Gold, und der weiche Frühlingswind liebkosend über ihre jungen Federn gegangen war. Von der Freiheit sang sie, die sie seit Jahren entbehren mußte, von dem kühlen, klaren Quell im Walde, aus dem sie getrunken und in den sie an jedem Morgen die Spitzen ihrer Flügel getaucht hatte, von dem blauen Himmel und den weißen segelnden Wolken, die so feierlich über den rauschenden Bäumen hingezogen waren. Und wenn sie sang, konnte sie kein Ende finden. Zuweilen aber, wenn sie vor Sehnsucht sterben zu müssen glaubte, sang sie das Lied, das sie im abenddunklen Wald einst gesungen hatte, der Geliebten zum Preise, und das

Lied von der Liebe war ihr schönstes Lied. Es begann weich und tief, voll Schönheit und zurückgehaltener Leidenschaft, es klang traurig und unglücklich zugleich, bis es in so stürmische, jubelnde Triller überging, daß man meinte, die Kehle müsse ihr springen oder das kleine Herz, das unter den grauen, unscheinbaren Federn in ihrer Brust schlug.

Der alte Trödler hatte in seinem Leben in der dunklen Gasse, in der er hauste, keine Nachtigall singen hören, und darum stand er wohl zuweilen verwundert still und horchte auf den Gesang des kleinen Vogels. Er hielt dann im Ausbürsten der alten Kleider inne, sah zu der Nachtigall hinauf und sagte halblaut vor sich hin: „Den Deubel auch, man sollte nich glauben, wat dat kleine Ding singen kann!“

An einem kalten, schmutzigen und nassen Vorfrühlingstage, an dem der Schnee grau und schmutzig, naß und klitschig in allen Gassen lag, trat ein junger Mann in den Laden des Trödlers. Er hustelte beständig, rieb sich die blassen, schrecklich mageren Hände und sah mit fieberischen Augen um sich.

„'n Abend,“ erwiderte der Händler, „wat soll's denn sein!“

„'n Paar Stiefel,“ sagte der junge Mann. „Bei dem nassen Wetter ist es eine Qual, mit löcherigen Stiefeln zu gehen, und zudem hat es mir der Arzt auch verboten, ja. Aber teuer dürfen sie nicht sein.“

Der Alte legte ihm verschiedene der alten Stiefelpaare vor, die auf einem Regal lagen und paarweise zusammengebunden waren.

Es dauerte eine Weile, bis der junge Mann ein Paar gefunden hatte, das ihm paßte. Er behtelt sie der Einfachheit halber gleich an den Füßen. Die alten waren auch das Mitnehmen nicht mehr wert. Dann zog er seine Börse, um den Preis zu bezahlen, den der Händler verlangte.

„Geht es nicht etwas billiger?“ fragte er leise und hustelte wieder.

„Ne,“ sagte der Alte, „die schlechten Zeiten, wissen Sie! Und der Verdienst ist so knapp genug.“

Der junge Mann zählte seufzend das Geld auf den Tisch. Ein Markstück klingelte ordentlich, als er es hinlegte.

In diesem Augenblick begann die Nachtigall zu singen. Süß und weich quollen ihr die Töne aus der Brust.

Mit weitgeöffneten Augen starrte der junge Mann zu dem Vogel hinauf.

„Woher haben Sie die Nachtigall?“ fragte er atemlos, als der Vogel eine Pause machte.

„Na, gestohlen werd' ich sie schon nich haben,“ entgegnete der Alte mit mürrischer Miene.

„Überlassen Sie mir den Vogel!“ rief der junge Mann, und in seiner Stimme lag Besorgnis und Angst, daß ihm das Tier verweigert werden könnte.

„Wat woll'n Sie denn geben?“ fragte der Händler lauernd.

„Ich will Ihnen alles geben, was ich noch habe!“ rief er aus und ließ ein Markstück und ein paar Nickelmünzen auf den Ladentisch fallen.

„Sie sind wohl meschuggel!“ entgegnete der Alte. „Ne, det gibt et nich.“

„Vielleicht — wenn Sie wollen —“, stotterte der junge Mann, „könnte ich Ihnen ja die Stiefel, die ich eben gekauft habe, dazugeben, wenn Sie dann damit einverstanden sind?“

Der Alte ließ sich herbei. „Eigentlich wollt' ich den Vogel selbst behalten. Er singt zu nützlich und bringt doch etwat Leben in die Bude,“ sagte er, als er den Käfig vom Nagel nahm und der junge Mann die gekauften Stiefel wieder auszog und in die alten, nassen, löcherigen zurückschlüpfte, die er vorhin ausgezogen hatte.

Herzklopfend vor Freude trug er dann die Nachtigall nach Hause. Er wohnte in einer der großen Mietskasernen im nörd-

lichen Viertel der Stadt. Dort war er in Logis bei einer Schneidersfamilie, die in ein paar Kellerzimmern hauste. Er hatte eins der Zimmer für sich, das nach hinten hinaus ging und düster und unfreundlich war wie die ganze Wohnung.

„Na, Sie hätten sich ooch lieber 'n Paar Stiefel kaufen sollen,“ sagte die Schneidersfrau, als sie von dem Handel hörte. „Wat denn? Der Gesang? Aber davon kriegen Sie doch keine warmen Füße, und die sind für Sie doch det Notwendigste, det wissen Sie doch!“

Der junge Mann lächelte zu ihren Worten. Er wußte besser, welchen Schatz er sich nach Hause getragen hatte.

Erschöpft von dem Wege, zähneklappernd und fröstelnd von dem durchnässten Fußzeug, streckte er sich auf seinem Bett aus und wartete auf den Gesang der Nachtigall.

Herzklopfend lauschte er, als sie begann. Er trank die Töne in sich hinein, die so weich aus der Brust der Sängerin kamen, so lockend und süß.

Er schloß die Augen und lag mit fieberheißen Wangen da. Es war ihm wie im Traum. Blumige Talgründe schlossen sich vor seinen Augen auf, geheimnisvolle Wälder rauschten um ihn im Winde, und sonnenbeschienene Pfade führten ihn über frühlingswarme Wiesen an blinkenden Quellen und leise plätschernden Bächen vorüber ...

Es war, als wenn die Nachtigall wisse, wie sie den Kranken labe, der da vor ihr auf den Kissen lag, und der Kranke konnte sich nicht satthören an ihrem Gesang.

Er lag da mit einem wehen Lächeln um den blassen Mund und horchte. Feine, lilienweiße Frauenhände streckten sich ihm entgegen, singende Mädchen zogen durch den blütenjungen Wald, schwenkten zarte grüne Reiser, an denen das erste Laub in leuchtendem Glanze hing, und ihr Gesang scholl hell und klar, weithin hallend durch den märchenstillen Wald.

Immer leichter wurde es dem Kranken ums Herz. Ihm war, als schwebte er durch die Luft, von unsichtbaren Händen getragen, von sanften Wellen des Windes umspült, und das Glück, das er in diesem Augenblick empfand, war größer als alles andre, was ihm sein ganzes armes Leben bisher an Glück und Freude beschert hatte.

Ein paar Tage später kam der Gerichtsvollzieher. Er sah sich aufmerksam im Zimmer um und fand doch nichts, das er pfänden konnte, bis sein Auge auf die Nachtigall fiel.

„Nein,“ sagte der junge Mann, „die Nachtigall darf nicht gepfändet werden! Das geht nicht, geht wirklich nicht, nein!“

„Warum denn nicht?“ fragte der Gerichtsvollzieher.

„Wenn Sie mir die Nachtigall nehmen, werde ich sterben,“ sagte der junge Mann wieder.

„Unstimm!“ rief der Gerichtsvollzieher. „Wissen Sie auch, daß Sie die Nachtigall zu versteuern haben? Wie lange besitzen Sie den Vogel schon?“

„Seit einigen Wochen,“ stammelte der junge Mann. „Aber Sie dürfen mir die Nachtigall nicht nehmen, sie ist meine einzige Freude. Ebenfogut könnten Sie mir meine Seele abpfänden!“

„Nun fangen Sie bloß nicht an zu quasseln,“ entgegnete der Gerichtsvollzieher ärgerlich, denn er war ein Mensch, der sich nicht gern mit unnützen Reden aufhielt.

„Lassen Sie sie mir, ich bitte Sie!“

„Ist 'n Luxusgegenstand!“ entschied der Gerichtsvollzieher und schob den jungen Mann zurück. Umständlich klebte er die Steuermarke an den Käfig. Wild flatterte darin die Nachtigall an den Stäben ihres Käfigs empor, als die fremde Hand zu ihr hinauflangte.

„Det haben Sie nun davon,“ sagte die mitleidige Schneidersfrau, als der Gerichtsvollzieher gegangen war. „Sie hätten damals nur die Stiefel behalten sollen, die hätte er nicht pfänden

dürfen. Aber sei'n Se man nich so verstört! Wenn Se erst wieder gesund sind und der Husten vorbei is, so können Se auch wieder arbeiten, und dann wird all's anders. Und bis der Vogel abgeholt wird, hat's auch noch Weile. So schnell geht die Kiste nich!"

Aber sie bekam keine Antwort auf ihren gutgemeinten Trost. Der junge Mann saß mit zitternden Knien auf dem Rande seines Bettes, hatte den Kopf in beide Hände gestützt und sagte nicht ein Wort. —

Eines Tags klopfte der Gerichtsvollzieher von neuem an die Tür des jungen Mannes.

Diesmal öffnete ihm die Schneidersfrau.

„'n Tag. Ick komm man bloß wegen der Nachtigall, versteh'n Se?“

„Die is ausgeflogen,“ sagte die Schneidersfrau. „Wenn Se vielleicht dat Bauerken mitnehmen wollen?“ Schadenfroh hielt sie ihm das leere Bauer entgegen.

„Ausgeflogen? Wat heißt denn det? Sie war doch beschlagnahmt?“ rief der Gerichtsvollzieher wütend.

„An sei'n Se 'n biscken stille, ja?“ fuhr die Schneidersfrau entrüstet fort. „Sehn Se denn nischt? Sind Se denn rein blind un vernagelt?“

„Ach — sol!“ sagte der Gerichtsvollzieher gedehnt, als er den Toten erblickte, der steif auf dem Bette lag, das wachsbliche, abgezehrte Gesicht dem Fenster zugewandt, im Lode noch leise lächelnd, als höre er der Nachtigall zu.



Sisi



s ging Tante Betty, wie es vielen alleinstehenden, alternden und einsamen Menschen zu gehen pflegt — sie beginnen eines Tags eine unüberwindliche Sehnsucht nach einem lebendigen Wesen zu empfinden, das sie pflegen und beschützen und dem sie ihr ganzes Herz voll unbefriedigter Liebe erschließen können, an dem das Leben gleichgültig vorübergegangen ist. Was Tante Betty anbelangt, so schwankte sie lange, ob sie sich für einen Hund, einen Papagei oder eine Katze entschließen sollte, bis ihr eines Tags der Zufall zu Hilfe kam und die Sache endgültig entschied. Es klingelte nämlich eines Morgens an ihrer Tür, und als sie öffnete, stand ein Hausierer vor ihr, der ihr einen Kanarienvogel zum Kauf anbot.

Es versteht sich, daß der Händler das Tier bis in den siebten Himmel lobte. Es sänge schöner als eine Nachtigall, versicherte er, und wenn das Fräulein Zweifel in seine Worte setze, so möge es nur die Probe machen — in der Stube werde das Tier gewiß sofort zu singen beginnen. Tante Betty, die den in ein enges Harzer Bauerchen gesteckten Vogel sogleich aufs höchste interessiert in Augenschein genommen hatte, war ohne weiteres überzeugt, in Männi einen der hervorragendsten Sänger seiner Art vor sich zu haben. Wie lebhaft das Tierchen von einer Stange auf die andre sprang, wie klug und lebendig es aus den kleinen schwarzen Augen schaute! Jedensfalls hatte Tante Betty nichts dagegen, daß der Vogel, auf ihrem Tisch in der Wohnstube stehend, eine Probe seiner Kunst ablege. Aber Männi war hartnäckiger als der Händler, der immer von neuem durch leises Wispern den Vogel zum Singen zu reizen versuchte. Er schwieg beharrlich, hüpfte von einer Stange auf die andre und antwortete nur durch ein langgezogenes, unausgesetzt wiederholtes „Piep-piep!“ Aber in Tante Bettys Herzen war die erwachende Liebe zu dem Tierchen schon so groß, daß sie sich nicht daran stieß, und nur der geforderte, recht beträchtliche Preis hielt sie noch zurück, das Vögelchen sogleich zu erstehen. Der Händler versicherte unterdes mit vielen Worten, daß seine Vögel reißenden Absatz gefunden und daß „Männi“ ohne Zweifel der hervorragendste unter allen seinen Brüdern sei, der nur wegen seines Preises bisher keinen Käufer gefunden habe. Er sei aber überzeugt, ihn in Kürze verkaufen zu können, sobald er nur einen verständnisvollen Liebhaber gefunden haben werde. Wenn darum das Fräulein nicht kaufen wolle, so wolle er gewiß nicht drängen, einen Vogel wie diesen könne er allenthalben mit Leichtigkeit an den Mann bringen.

Nach diesen verständigen Bemerkungen wäre Tante Betty

einfach töricht gewesen, den Vogel nicht zu kaufen. Hatte sie sich nicht schon seit Wochen danach gesehnt, etwas Lebendiges in ihrer Wohnung zu haben, das ihr die langen, schleichenden Stunden ihres alternden Lebens erträglicher gestalten konnte? War das unvermutete Angebot nicht ein Wink des Schicksals?

Noch an demselben Tage wurde ein Käfig für den Vogel beschafft, der in dem engen, beschmutzten Holzbauerchen unmöglich länger hausen konnte, und der nur darum bisher nicht gesungen hatte, weil ihm in dem kleinen, kaum eine Handspanne weiten Käfig, in den ihn der Händler gesteckt, jede Freudigkeit zum Singen abhanden gekommen sein mußte.

Tante Betty nahm die Sorgen ihres neuen Pflegeamtes äußerst gewissenhaft auf sich, sie sorgte für reinen Sand auf dem Boden des Käfigs, Vogelmiere und Rübsen, frisches Wasser und Naschfutter, und wenn der Vogel nicht so eigensinnig gewesen wäre, hätte er eigentlich keinen Grund mehr gehabt, nicht zu singen. Aber ein Tag nach dem andern verging, und der Vogel blieb so schweigsam wie am ersten Tage. Aber trotzdem hatte er sich bereits tief in Tante Bettys Herz eingeschmeichelt, die mit ihm sprach wie mit einem Kinde und auf ihre mannigfaltigen, für ein Vogelgehirn zuweilen recht komplizierten Fragen sein monotones „Piep-piep!“ mit jenem Verständnis entgegennahm, das nur die Liebe erzeugen kann.

So wartete Tante Betty geduldig von einem Tag zum andern, eines schönen Morgens mit schmetterndem Gesang empfangen zu werden, wenn sie zu ihm ins Zimmer treten würde. Als aber Wochen darüber vergingen, ohne daß das große Ereignis eintrat, begann sie unruhig zu werden und Autoritäten zu fragen, was sie zu tun habe, den Vogel zum Singen zu bringen. Der eine riet ihr Mohnfutter, der andre reinen Rübsen, der dritte meinte, es könne am Wasser liegen, und empfahl ihr, dem Vogel angewärmtes Wasser zum Trinken zu reichen, ein

orteter entschied sich für Anwendung von Insektenpulver und ein letzter endlich argwohnte, der Vogel könne ungenügend ernährt sein und empfahl Biskuit und Eifutter. Das letzte schien der besorgten Tante Betty das einleuchtendste zu sein, und sie sorgte sofort für eine entsprechende Bereicherung von Männis Speisekarte. Das neue Kraft- und Mastfutter tat denn auch bald seine Wirkung. Nicht, daß der Vogel Tante Betty eines Morgens mit einer seiner Hohl- oder Klingelroll-Louren überrascht hätte, die der Händler seinerzeit begeistert gepriesen hatte, nein, die Überraschung, die er ihr bereitete, war eine wirkliche Überraschung: eines Morgens lag auf dem Boden des Käfigs säuberlich in unschuldigem Weiß — ein Ei!

Jeder Zweifel über Männis Geschlecht und Sangesfähigkeiten waren damit plötzlich und grausam aus der Welt geschafft. Aber man mußte lügen, wenn man sagen wollte, daß sich Tante Bettys Liebe zu dem Tierchen, dessen hartnäckige Schweigsamkeit mit einem Male widerspruchslos erklärt worden war, dadurch im geringsten vermindert hätte. Sie pflegte ihn auch weiterhin mit rührender Sorgfalt, plauderte mit ihm, wie sie es früher getan hatte und ließ es Männi, der jetzt auf den Namen Sisi umgetauft worden war, an nichts fehlen. Mit der Zeit wurde der Vogel so zahm, daß er auf ihr Locken den geöffneten Käfig verließ und frei im Zimmer umherflog. Am liebsten setzte er sich dann auf den Rand der Blumentöpfe im Fenster, schaute schwanzwippend und neugierig auf die Straße hinab und verschwand eines Sommertags unvermutet durch die offene Luftscheibe, die Tante Betty wegen der Schwüle im Zimmer geöffnet und zu schließen vergessen hatte.

Tante Bettys Schmerz um den Flüchtling war unbeschreiblich. Sie öffnete das Fenster in der zagen Hoffnung, den Entflohenen zurückkehren zu sehen, streute Futter auf den Fenster-

Sims und rief von Zeit zu Zeit ein schmerzliches „Sisi! — Sisi!“ zum geöffneten Fenster hinaus. Aber keine Sisi ließ sich sehen, und als der Abend kam und Sisis Bauer noch immer verwaist und leer vor ihr auf dem Tische stand, seufzte Tante Betty leise auf, und über die Runzeln ihres alten ehrlichen Gesichts liefen langsam ein paar Tränen hinab.

Am nächsten Morgen inserierte sie in sämtlichen Zeitungen der Stadt und versprach dem Wiederbringer eine hohe Belohnung.

Der folgende Morgen wurde einer der eigenartigsten in Tante Bettys stillem Leben.

Sie war kaum aufgestanden, als jemand an ihrer Tür klingelte. Sollte es schon jemand sein, der Sisi wiederbrachte? Wirklich, es war ein flachshaariger, stupsnasiger Bursche, der einen gefangenen Kanarienvogel in den Händen hielt. Tante Betty stieß einen Freudenschrei aus. Es war Sisi, es war kein Zweifel möglich. Dasselbe goldgelbe Gefieder, dieselben klugen schwarzen Augen! Mit vor Freude und Aufregung zitternden Händen zahlte Tante Betty dem Überbringer die ausgesetzte Belohnung.

Als der Bursche gegangen war, ergoß sich über den Vogel, der ganz verschüchtert, mit ängstlich klopfendem Herzen, halbgeöffnetem Schnabel und gespreizten Flügeln auf dem Boden des Käfigs saß, eine wohlgemeinte Strafpredigt. „Aber Sisi!“ klang es vorwurfsvoll aus Tante Bettys Munde, „aber Sisi! Mir einen solchen Schmerz zuzufügen! Zweimal vierundzwanzig Stunden auszubleiben. Das war zu viel, Sisi, das war wirklich zu viel! Du kannst von Glück sagen, daß du so davongekommen bist. Wie leicht hätte es möglich sein können ...“ Aber Tante Betty hatte ein zu gutes Herz, um das ganze Gewicht ihrer Vorwürfe über den kleinen Vogel auszuschütten, der offenbar noch gänzlich überrascht und verwirrt sich nicht sogleich

wieder an seine alte Umgebung gewöhnen konnte. Angstlich flatterte er an den Stäben des Käfigs empor, als Tante Betty ihm frisches Badewasser brachte. „Nun, nun!“ schalt das alte Fräulein, „kennst du denn Tante Betty nicht mehr?“ Aber es schien wirklich, als wenn sie der Vogel nicht mehr kenne. „Er muß Zeit haben, sich zu besinnen,“ sagte Tante Betty und setzte sich ans Fenster, um den Vogel von dort aus in Ruhe mit glückstrahlenden Augen zu betrachten und sich wie sonst an seinem gewohnten Anblick zu weiden.

Da läutete es zum zweitenmal. Eine Frau war es, die in einem Bauer ebenfalls einen Kanarienvogel brachte. „Nein, nein!“ wollte Tante Betty sagen, „ich habe meinen Vogel bereits wieder.“ Aber die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Ein plötzliches Mißtrauen überkam sie. Sollte sie vorhin einen falschen angenommen haben, und war nicht dieser Vogel die richtige Sisi?

Sie musterte den neuen mit zweifelnden Blicken. Genau so sah Sisi aus. Verwirrt und unentschlossen betrachtete sie den neuen Gast, der unbekümmert im Bauer hin und her sprang und sie mit einem fröhlichen „Piep-piep!“ nach Kanarienvogelart begrüßte. Voll innerer Unruhe und Sorge, vorhin einen falschen Vogel angenommen zu haben, zog sie ihr Portemonnaie und entließ auch die Frau mit der öffentlich ausgesetzten Belohnung.

Aber sie war kaum in ihre Stube zurückgekehrt, den ängstlich flatternden Vogel in der Hand, als es abermals läutete. Sie ließ Sisi Nr. 2 zu dem andern Vogel ins Bauer schlüpfen und ging dann, die Tür zu ihrer Wohnung zu öffnen — um den dritten Kanarienvogel angeboten zu bekommen. Diesmal schüttelte Tante Betty aber energisch den Kopf. Es könne der wirklich nicht sein, sie habe eben bereits ihren Vogel wieder erhalten. (Daß sie ihn bereits in doppelter Gestalt besaß, wagte sie nicht einzugestehen.)

Aber der Alte, der seinen Vogel in einer Papierbülte brachte, kraute sich bedenklich den Kopf und meinte: „Ja, Madamken, damit haben sich schon mehr Leute angeführt, dat globen Sie man! Wat dieser Vogel is, den hab' ich selbst in der Mäckernstraße gegriffen. Uff en Vorgartengitter saß er, ganz vergnügt, gestern, so um Mittag herum, und wippte mit dem Schwanze. ‚Na‘, sag' ick, ‚Männi, orntliche Leute gehören in't Haus‘, nehm de Müz un — hat ihn schon! Fräuleinchen, gucken Sie doch lieber mal in die Lüte. Wenn's denn nich der ihre is, na, denn is gut! Aber wenn's ihrer nu doch sein täte, wär's doch schade, wenn ick ihn nu unbefehens wieder mit nach Haus nehmen müßte.“

Tante Betty ließ sich verleiten, in die Lüte zu gucken. Der Mann machte so vertrauenswürdige Ausagen, und die Mäckernstraße war nicht weit — vielleicht —? War es denn ausgeschlossen, daß sie sich das zweitemal geirrt hatte? ... Vorsichtig blickte sie in die Lüte. Aber natürlich — ohne Frage! Das war Sisi! Wie sie vorsichtig nach oben schielte, als Tante Betty von oben in die Lüte blickte. War es zu verantworten, wenn Tante Betty der wirklichen Sisi ihre Tür verschloß?

Tante Betty kämpfte einen harten Kampf. Sie hatte ihr Portemonnaie bereits stärker erleichtert, als sie ertragen konnte — und trotzdem endete die Sache damit, daß sie Sisi Nr. 3 zu den beiden andern Vögeln in ihre Stube trug.

Aber hier begannen die Zweifel von neuem. Welcher der drei Vögel war denn nun Sisi, Sisi, ihre langjährige Freundin? Alle drei glichen einander wie ein Ei dem andern. Aber die Zeit mußte es ja lehren. Kein fremder Vogel würde Sisis Vertraulichkeit besitzen, ihr, wie Sisi, das Stückchen Zucker zwischen den Lippen wegnehmen, so vertrauensvoll sich neben sie auf den Blumenstöcken am Fenster niederlassen! Nur einen Tag Zeit, damit sich die richtige Sisi wieder an ihre Umgebung gewöhnen konnte.

Am Nachmittag brach ein wütender Streit zwischen den Vögeln aus. Sie zankten sich, bißen sich sogar, daß die Federn flogen, und flatterten wild und aufgereggt im Bauer umher. Ein Glück, daß Tante Betty noch das alte Harzer Bauerchen besaß, das auf dem Hausboden stand und in das sie nun den ärgsten Störenfried hineinsteckte.

Als sie dann auch die beiden andern getrennt hatte — einen hatte sie probeweise ins Zimmer fliegen lassen —, erhob plötzlich der Vogel in dem Harzer Bauerchen seine Stimme und tat, was Sisi in ihrem Leben nicht getan hatte, sang — sang — schmetternd wie ein Heldentenor ... „Aha, du bist also nicht die Sisi!“ sagte Tante Betty und sah doch mit Bewunderung zu dem kleinen Sänger an der Wand empor.

Im selben Augenblick erhob auch der Vogel im Messingbauer seine Stimme. „Wirklich,“ sagte Tante Betty zu sich selbst, und zärtlich wandten sich ihre Blicke dem dritten Vogel zu, der sich auf seinem Ausfluge ins Zimmer den Spiegelaufsatz zum Ruheposten erwählt hatte. Auch Sisi hatte dort oft gesessen. Der Spiegel war gewöhnlich ihre erste Station gewesen, wenn sie aus dem Bauer geschlüpft war.

Aber sollte es der Neid getan haben? Der aufgestachelte Ehrgeiz? Auch dieser Vogel begann jetzt plötzlich zu singen, lauter und schmetternder als die andern, knurrend und glucksend, rollend und klingelnd — und die entsetzte Tante Betty starrte von einem der Vögel auf den andern, sprachlos, namenlos enttäuscht und unglücklich. Ihr klang der Gesang der drei Vögel wie ein schadenfrohes Hohngelächter, als würde sie ausgepflissen, grausam und unerbittlich!

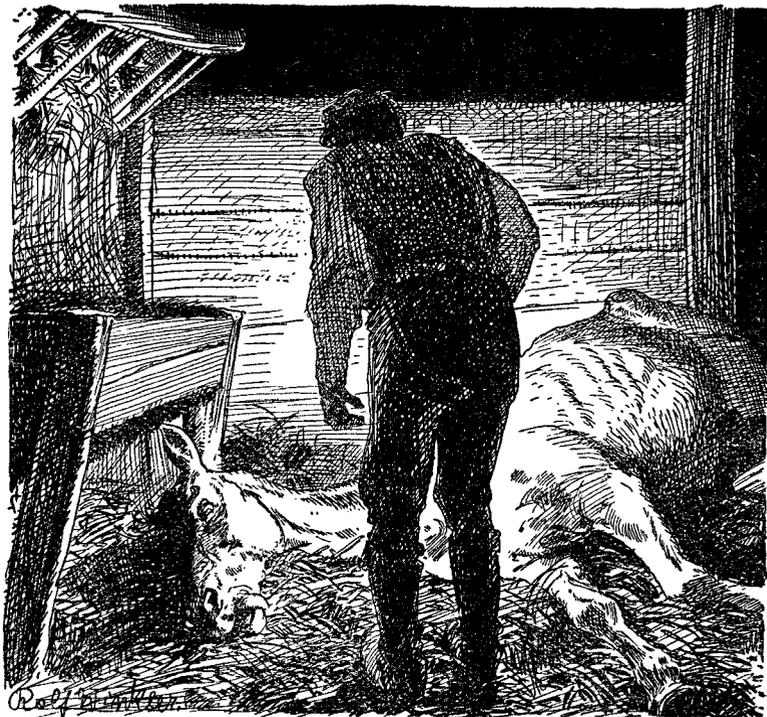
Was sollte Tante Betty tun? Sie konnte doch die Vögel nicht behalten, von denen augenscheinlich keiner der ihrige war. Auf den Gedanken zu kommen, daß man, um die verhältnismäßig hohe Belohnung zu erlangen, die sie in ihrer Sorge um

die entflogene Sisi in ihrer Anzeige ausgesetzt hatte, ihr drei ganz elende Schreier aufgehängt hatte, wie gesagt, auf diesen Gedanken zu kommen hatte Tante Betty ein zu gutes und harmloses Herz.

Weil sie die Überbringer der drei Vögel nicht kannte, zeigte sie am folgenden Tage an, daß ihr ein Kanarienvogel zugeflogen sei, und bis Mittag hatte man ihr sämtliche Vögel wieder abgeholt. Jeder der freundlich Nachfragenden hatte den seinen mit Sicherheit erkannt. Tante Betty hatte dazu gelächelt, ganz feyn und unmerklich.

Aber Sisi — die ungetreue Sisi — kam niemals wieder.





Waschkessel in der kalten, stillen Nachtlust, und der Rücken glänzte vom Schweiß, als wäre er poliert.

Was mit dem Tiere nur sein mochte? Es wurde doch sonst nicht naß beim Laufen! rätselte Dierk Janzen auf seinem Rutschbock. Es war ja richtig, der Wallach hatte einen sauren Tag hinter sich. Seit heute früh war er ununterbrochen auf den Beinen gewesen. Besonders die weite Landtour heute Nachmittag mußte ihn angegriffen haben. Dafür sollte nun diese Fahrt auch die letzte sein für heute. Mitternacht war längst vorüber, und zu dem Nachtschnellzug von Berlin konnte er doch nicht mehr rechtzeitig zum Bahnhof kommen.

Ja, der Wallach wurde alt, das war keine Frage. Vor Jahren hatte er ihn von einem Roßschlächter gekauft, dem das abgetriebene Tier zum Schlachten noch zu gut gewesen war. Er hatte damals den Rest seiner Ersparnisse für das Pferd bezahlt, während das kleine, einspännige Rupee, das er fuhr, heute noch nicht ganz abbezahlt war. Aber der Wallach hatte trotz seinen alten Tagen noch gut verdient und sich wacker gewehrt, wenn ihm auch die Hüftknochen und Rippen verdächtig genug aus dem Leibe geschaut hatten.

Wieder stolperte das Pferd, als könne es die Füße nicht mehr ordentlich heben. Dierk Janzen freute sich darum doppelt, als er einige Minuten später am Ziel war und seinen Fahrgast aussteigen lassen und umwenden konnte.

Zum Teufel, wie naß der Gaul geworden war! Weißer Schaum flockte vom Gebiß und floß in zähen Fäden auf das Pflaster. Und er hatte doch nicht schneller gefahren als sonst. Wenn der Wallach nun krank wurde! Was sollte dann werden? Dierk Janzen hatte sechs hungrige Mäuler zu Hause, die auf seinen Tagesverdienst warteten...

Langsam, im Schritt, fuhr er nach Hause.
Dort war alles längst dunkel und still.

Der Droschkengaul

Zum Teufel!" fluchte Dierk Janzen in den Bart, „was hat denn der Gaul heute Abend nur?“

Er zog die Zügel straffer und gab dem Wallach einen ärgerlichen Schlag mit der Peitsche. Aber auch das schien keinen Eindruck auf das Tier zu machen. Es trottelte ebenso langsam weiter wie vorher, alle Augenblicke mit den Vorderfüßen strachelnd, und schüttelte nicht einmal die Ohren, wie es das sonst wohl zu tun pflegte, wenn es die Peitsche gespürt hatte. Dabei dampfte der Gaul wie ein

Er öffnete die Tür zur Einfahrt und spannte den Wallach aus, der kaum noch auf den Beinen stehen konnte und mit zitternden Knien beim schwachen Schein der Wagenlaterne über die steingepflasterte Diele in seinen Stall tappte, während Dierk Janzen das Rupee an der Deichsel in die Einfahrt zog, den Kegel wieder vor die Tür stieß und dann in den Stall hinüberging, um das Pferd für die Nacht zu versorgen.

Er rieb ihm mit einem Strohwisch den Schweiß von Rücken und Beinen und warf ihm eine Decke über, damit es sich nicht erkälte. Aber es schien wirklich ernstlich krank zu sein. Es wollte nicht fressen, und selbst das Wasser im Tränkeimer verschmähte es.

Dierk hatte sich vorhin nicht einmal Zeit gelassen, den Mantel abzulegen. Nun stand er da, ließ die Arme sinken und sah mit finsterner Miene auf das Tier, das mit gesenktem Kopf hinter der vollen Krippe stand und keine Anstalt machte, zu fressen.

Das waren ja nette Aussichten! Der Wagen noch nicht einmal bezahlt und nun vielleicht auch noch das Pferd zum Teufel! — Er wußte nicht, woher er Ersatz nehmen sollte, wenn der Wallach wirklich krepierete! Seine geringen Ersparnisse waren bis jetzt immer noch von der Kaufsumme, die er für den Wagen hatte anlegen müssen, verschlungen worden, und auf Abzahlung verkaufte ihm kein Mensch ein neues Pferd.

Vielleicht hatte er den Wallach doch in der letzten Zeit auf dem schlüpfrigen, nassen Pflaster zu stark angestrengt, und das Tier brauchte nur einige Tage Ruhe, um sich zu erholen. Selbst der kräftigste Gaul hielt es ja schließlich nicht aus, so tagain, tagaus, Sonntag und Alltag im Geschirr! Da mußte ja der Stärkste zuletzt marode werden. Und der Jüngste war der Wallach ja nun auch nicht gerade mehr. Er trat näher an das Tier, drückte den Kopf zärtlich an seine Backe und sagte halbblaut,

halb tröstend und halb bittend: „Sunge, wat makst du mir vör Geschichten! Verdammt, du darffst nu doch nich krank warden, du! Wi möten doch verdeen, wi beide!“

Wie dem Tiere der Atem ging! Stoßweise und hastig stieß es die Luft aus den Nüstern, als habe es sich außer Atem gelaufen und könne noch nicht wieder zur Ruhe kommen.

Er goß einen Schnaps aus seiner Flasche in ein Glas, hob dem Wallach den Kopf und goß ihm das Getränk in die Kehle.

Dann tappte er schwerfällig über die Diele nach der Kammer, wo seine Frau mit den Kindern schlief.

„De Wallach is nich recht!“ sagte er drinnen gedrückt und leise zu seiner Frau, die bei seinem Eintritt erwacht war. „He fritt nich und suppt nich. Wenn de us man nich dotgeiht!“

„Um Gottes willen nich!“ flüsterte die Frau erschrocken, schlug sich ein Tuch um und ging mit, noch einmal nach dem Tiere zu sehen. Als sie hinaus kamen, lag das Pferd auf der Streu des Stalles ausgestreckt. Der Atem ging noch so heftig wie vorhin, und von Zeit zu Zeit überließ ein Zittern die Flanken des Tieres, und die Weichen hoben und senkten sich wie die Wände eines Blasebalges.

„Dierk, Dierk, wenn us dat Perd dotgeiht!“ jammerte die Frau, als sie sah, wie es um das Tier stand.

Dierk Janzen antwortete nicht. Er stand stumm, mit zusammengesogener Stirn da und wußte nicht, was er reden noch beginnen sollte.

Er könnte einen Tierarzt kommen lassen, fiel ihm ein. Aber der nahm jetzt bei der Nacht die doppelte Lage, und am Ende hatte es nicht einmal Zweck und war hinausgeworfenes Geld.

Er hatte nun einmal Pech! Pech! Sein ganzes Leben verließ es ihn nicht!

Auffeuzend ließ er sich in den Strohhaufen neben der Krippe fallen und sah zu seiner Frau hin, die dem Wallach liebkosend

und leise jammernd über den Hals strich, ein Mal über das andre.

Es war ja ganz klar, daß das Pferd krepieren würde. Wenn so ein Tier erst einmal richtig krank war — da half dann auch kein Tierarzt mehr! dachte Dierk Janzen. Wie war es damals zu Hause mit der Rotbunten gewesen, die im Milchfieber gelegen hatte? Er war damals noch ein kleiner Bursche gewesen, aber er hatte noch alles ganz genau im Gedächtnis. Zwei Tage hatte man gehofft und gehofft, daß sich das Fieber legen werde, bis man dann doch hatte zum Messer greifen müssen. Mit dem Wallach hier würde es just so gehen, wie damals mit der Kuh. Der kam nicht wieder durch, das war sicher. Das Unglück nahm nun mal kein Ende, es ging immer Schlag auf Schlag. Erst hatte er die kleine Landstelle verloren, die er von seinem Vater geerbt hatte, trotzdem er es sich mit Lene wirklich sauer hatte darauf werden lassen. Sie hatten sich abgerackert von früh bis spät. Aber gegen die Schulden war kein Aufkommen gewesen. Und eines Tags war das kleine Anwesen unter den Hammer gekommen, und er hatte mit Lene und den Kindern von dannen müssen.

Zuerst war er völlig ratlos gewesen. Dann hatte ihm jemand geraten, in der Stadt ein Fuhrgeschäft zu beginnen. Das hatte ihm anfangs neuen Mut gegeben, aber es war auch nur so zum „über dem Wasser halten“ gewesen. Das Futter mußte Sack für Sack und Zentner für Zentner gekauft werden, weil er ja im großen nicht kaufen konnte, und was man sich am Munde absparte, mußte für den Wagen hingegeben werden. Auch der Schmied bekam noch für die letzten Eisen, fiel ihm ein, und die neuen Reifen an den Hinterrädern.

Und nun krepierete auch noch der Gaul!

„Du schullst doch nu to Bedde gahn, Dierk!“ meinte die Frau.
„Wenn wat passeert, rop ick di!“

Aber Dierk wollte von Ruhe und Schlaf nichts wissen. „Lat man, Lenchen,“ entgegnete er. „Leg du di man wedder hen. Blot — wenn du mi vorher noch dat Brotmeß' holen wullst!“

Aufweinend ging die Frau. Sie verstand, daß im letzten Augenblick eine Notschlachtung vielleicht noch den Wert des Fleisches retten sollte.

Dierk Janzen saß in dumpfem Hinbrüten, seinen Priemen von einer Backe hinter die andre schiebend, mit seinen wasserblauen, übermüden Augen das Pferd betrachtend, das hörbar schnaufend und stöhnend auf der Streu lag. Die Augen ließen das Weiße sehen, und durch den Körper lief ein Zucken, ein Zittern und Erschauern, als kämpfe es bereits mit dem Tode. Zum Erschrecken mager, abgetrieben und elend lag das Tier da, die Augengruben tief im Kopfe, und die Hüftknochen und Rippen standen ihm scharf aus dem Leibe. Auf dem Rücken und an den Lenden hatte das Geschirr die Haare in breiten Streifen abgeschauert, und auf den Hinterbacken zogen sich tiefe Furchen entlang.

Warum zitterte das Tier so? Hatten es schon die Schauer des Todes erfasst, oder sah es sich vielleicht im schneidenden Winterwetter auf dem Bahnhofsplatz stehen, frierend, mit gebeugtem Kopfe und altersschwachen, geknickten Beinen den Spätzug erwartend? Oder erblickte es in den Fieberschauern seiner Sterbestunde die unermesslichen Fluren seiner litauischen Heimat wieder, auf denen es sich als Füllen getummelt hatte? Zogen vielleicht in langer Reihe die Märkte wieder an seinem Auge vorüber, auf denen es verhandelt worden, von einer Hand in die andre gegangen war, um den langen grausamen Abstieg durchzumachen, der bis zum Karrengaul hinunterführte und der den wenigsten seiner Genossen erspart blieb? Oder spürte es wieder den Blutgeruch des Schlächters, der schon einmal die

Hand nach ihm ausgestreckt hatte, und dem es nur durch neue Fron entgangen war? —

Es war wirklich die höchste Zeit, daß Dierk Sanken zum Messer griff! Das Licht der großen, dunklen Augen begann plötzlich zu erlöschen — ein erneutes Zittern durchlief den Körper, das mählich — mählich verebbte.

Dierk Sankens Herz bekam einen Stoß, als er es sah. Er wußte, das war der Tod, und er stand da, unentschlossen, das Messer in der eiskalten Hand.

Nein, er konnte es nicht!

Wenn es auch nur eine unvernünftige Kreatur war. Er konnte es nicht! — Der Wallach hatte ihm mit den letzten Kräften seines Lebens gedient, unermüdlich, Tag und Nacht, und bis zum letzten Augenblick. Das Messer entglitt seiner Hand. Mit weiten Augen starrte er auf das sterbende Tier, das im Todeskampfe noch müde die Beine regte, als gäbe es kein Ende des Weges, den es in den langen dreißig Jahren seines Lebens durchlaufen, ohne Raft, ohne Ruhe.

Die Augen waren schon gebrochen, aber die Hufe zuckten immer noch.

„Dat is beinahe, as wenn en Minsch starben deiht, dachte Dierk Sanken.“

War nicht auch sein Vater einst gestorben, im Fieber noch hinter dem Pfluge hergehend?

„Vorut!“ hatte er gerufen, als der Tod ihn erlöst hatte.

„Vorut!“ rief Dierk Sanken jetzt auch seinem sterbenden Wallach in die Ohren, und das Tier reckte seinen Körper, als habe es den Zuruf noch verstanden und müsse sich in die Seite legen, um die schwerste Fuhre, die es je gezogen, vorwärts zu bringen. Noch einmal schnaufte es unter der Anstrengung, wie ein Mensch im Sterben stöhnt, und dann lag es still, und die müden Hufe hatten Ruhe für immer. —

Dierk Sanken ging mit der schwankenden Stallaterne in der Hand in die Kammer hinüber. Seine Frau schlief noch nicht.

„De Wallach is 'r hen!“ sagte er leise.

„Dierk! Dierk!“ weinte die Frau auf.

„Dat is nu so!“ seufzte Dierk Sanken und löschte die Laterne.

Der ganze Druck seines engen, kleinen Lebens überfiel ihn, wie er nun im Dunkel der Kammer stand und auf das leise Weinen seiner Frau horchte. Er ballte die Hände und biß die Zähne aufeinander.

„Heßt du dat Weg' noch brukt, Dierk?“ fragte die Frau leise.

„Ne,“ entgegnete Dierk Sanken. „Mi wörd to sonnerbar dabi to Not.“

Da wurde das Weinen der Frau ruhiger. „Denn möt wi dat nehmen, as et kommen is,“ sagte sie, beruhigt darüber, daß das alte, treue Tier in Ruhe hatte sterben können.

„Ja, dat is nu so!“ sagte Dierk Sanken.





Peter Grau



raußen vor der Stadt, inmitten grüner Felder und Wiesen, lag ein altes Landhaus. Niedrige Lindenzweige mit gestutzten Kronen standen ringsherum, und in dem Obstgarten, der vom Haus bis an die ersten Kornfelder reichte, standen alte Apfelbäume mit breiten Kronen und geweißten Stämmen.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne schien, und der Wind ging leise durch die Kronen der Bäume. Die Buchfinken schlugen vor und hinter dem Hause, und Sonnenblumen und Feuerlilien schauten wie leuchtende Fackeln über die niedrige Weißdornhecke, die den Blumengarten umschloß. Die Hühner gackerten in Scheunen und Ställen, und ein großer Hahn mit einem leuchtend roten Kamm krächte alle Augenblicke sein „Kikeriki — wer will wat von mi?“ in die stille, warme Luft hinaus. Ein Bienenschwarm, der sich unter den Obstbäumen an einem Ast festgesetzt hatte, zog plötzlich mit lautem Summen ins Feld, wo die Luft vor Wärme leise flimmerte.

Trotz der sommerlichen Hitze war alles voll Fröhlichkeit und Leben auf dem Hofe. Die Mägde standen am Brunnen, scheuerten die Milchimer rein und schwagten und lachten, und aus den Viehställen scholl das Zischen der Häcksellade in den Hof hinaus. Die Knechte schnitten dort Haferstroh zum Futter für die Pferde.

Nur einer war da, der mißmutig und unzufrieden war. Das war ein alter Esel, der an einen Birnbaum angebunden im Obstgarten stand und verdrießlich das saftige, grüne Gras vor sich abweidete. Er kannte das Geräusch schon, das die Mägde drüben am Brunnen mit ihren Eimern machten, und merkte daran, daß wieder einmal die Melkzeit herangekommen war,

wo er auf die Weide hinausgeführt wurde, damit er die schweren Kübel voll Milch, die ihm an kräftigen Gurten über den Rücken gehängt wurden, in der glühenden Mittagshitze nach Hause schleppe.

Es dauerte denn auch nicht lange, bis die beiden Mägde, die Gesichter mit holländischen Mützen gegen die Sonne geschützt, vom Brunnen her durch den Garten kamen, den Esel losbanden, ihm die Milchkeffel über den Rücken hängten und ihn mit sich hinaus auf die Wiese zogen, die hinter dem Hause lag und von einer Schar schwarzfleckiger Kühe beweidet wurde.

Träge und mißmutig folgte ihnen der Esel. Die Sonne brannte ihm heiß auf sein graues Fell, und die Hitze war so groß, daß er am liebsten stehengeblieben wäre oder sich hinter der Hecke in den Schatten gelegt und alle viere von sich gestreckt hätte.

Konnten nicht auch die Mägde die Milch einmal nach Hause tragen? Und warum machten sie den Weg immer zweimal? War es eine anständige Aufgabe für einen Esel, Milch zu schleppen? Was bekam er denn dafür, daß er jeden Tag dreimal, morgens, mittags und abends, die Kübel mit Milch von mehr als einem Duzend Kühen nach Hause schleppte? Das bißchen Gras und Heu, von dem man auf dem Gute wirklich im Überfluß hatte, war doch nicht der Rede wert!

„Hoppl! Vorwärts! Nicht stehenbleiben!“ schrie ihm plötzlich die Jungmagd zu und gab ihm einen kräftigen Klapps mit einer Gerte, die sie sich aus der Hecke gebrochen hatte.

Ja, so war es. Raum ging man etwas langsamer, um einen Gedanken zu Ende zu bringen, so bekam man schon unfreundliche Worte und Schläge obendrein. So ein Sklavenleben! Nein. Er dankte wirklich! Besonders, seitdem die Marie auf dem Gute war, war es nicht mehr auszuhalten! Immer sollte er flinker gehen, als er es gewohnt war! Da mußte dem Fleißigsten die Lust vergehen!

Endlich war man am Ziel, und er konnte wieder stillstehen und zusehen, wie die Kühe gemolken wurden. Es machte ihm ordentlich Spaß, daß die Rotbunte nicht stehen wollte und der Jungmagd immer wieder davonlief, wenn sie eben meinte, sich zum Melken setzen zu können. Das geschah ihr recht! Mochte sie einmal ordentlich schwitzen und hinter der Kuh herlaufen!

Am Abend aber riß dem Esel wirklich die Geduld. Statt der Jungmagd, die im Hause zu tun hatte, ging nämlich der Kleinknecht mit zum Melken, und das war ein ganz Gefährlicher! Der ging niemals ohne Peitsche mit hinaus. Weil er mit den Pferden noch nicht fahren durfte — das ließ sich der Großknecht nicht nehmen —, so wollte er dafür dem Esel mit der Peitsche das Laufen beibringen, und hui! fauste die Peitschenschnur dem Esel um die Ohren, daß es nur so pfliff, und klat-schend fielen ein paar Hiebe auf seinen Rücken, daß er einen ärgerlichen Bocksprung machte...

„Wir wollen dir mal das Laufen beibringen, du alter Faulpelz!“ schrie der Knecht vergnügt und knallte mit der Peitsche, als hätte er eine Pistole abgefeuert.

Schachmatt kam der Esel wieder zu Hause an, und kaum daß ihm die Milchkübel abgenommen waren, jagte man ihn mit ein paar neuen Peitschenhieben auf die Wiese hinaus, wo er sein Abendbrot suchen mochte.

Na warte, sagte der Esel. Ihr mögt euch einen Dümmeren suchen, als ich bin! Das halte aus, wer Lust hat!

Tiefsinnig trabte er die Wiese hinunter, die langen Ohren gefenkt und den Schwanz zwischen die Beine geklemmt, als erwarte er noch einen Schlag zum Gutenachtgruß zu bekommen.

So kam er bis an den Graben, der die Wiese von der Straße trennte. Das soll und muß das letztemal gewesen sein! sagte er bei sich und maß den Graben mit seinen Blicken aus. Wirklich! Es mußte nicht allzu schwer sein, hinüberzukommen. Ich

will nicht Peter Grau heißen, wenn ich nicht zur Nacht auf und davon geh! Was soll ich hier? Niemand versteht mich hier. Die Pferde verachten mich und wollen nichts mit mir zu tun haben, die Kühe stoßen mich, wenn ich mich ihnen nähere, der große Hund beißt mich in die Beine, und Knechte und Mägde kennen kein größeres Vergnügen, als mich zu prügeln und zur Arbeit anzutreiben. Da such' ich mir lieber einen andern Platz.

Wirklich — es war kaum Nacht geworden, Nebel lag über den Wiesen, und aus den Fenstern des Herrenhauses leuchtete bereits Licht — da nahm Peter Grau einen Anlauf, als wäre ein Wolf hinter ihm — niemand hatte ihn je so laufen sehen — und setzte mit gewaltigem Sprung über den Graben.

Was schadete es, daß er mit den Hinterbeinen ins Wasser platschte? Er kam hinüber, kletterte auf der andern Seite eilends aus dem Wasser und trabte mit einem vergnügten S — a! die Landstraße hinunter.

Jetzt heißt es Beine machen! Sonst ist der Kleinknecht imstande und holt mich morgen früh wieder, dachte der Esel. Aber da soll er lange suchen!

Die Landstraße lag still und einsam. Nur der Nachtwind rauschte in den Bäumen. Nach der Hitze des Tages war es kühl und lustig geworden, und vergnügt trabte der Esel dahin. Fern auf den Gehöften bellten die Hunde, und hier und dort brüllte auf den Wiesen eine Kuh.

Wenn ich so weiter trabe, bin ich bei Tagesanbruch so weit, daß der Kleinknecht sich die Beine ablaufen kann, um mich wiederzukriegen. Der Großknecht wird ihm eine Ohrfeige geben, daß er nicht auf mich aufgepaßt hat, und die gönne ich ihm von Herzen, iah! — iah! — von Herzen!

Vergnügt schlug er sich mit seiner Schwanzquaste die Weichen und dachte: Laß die Mägde zusehen, wie sie morgen früh die

Milch von der Weide nach Hause bringen! Die werden Augen machen! Ich höre schon, wie die Großmagd ruft: Peterchen! Peterchen!

Sawohl! Mahlzeit! Peterchen ist dann längst über alle Berge und hat auf Nimmerwiederkommen „Udel“ gesagt. Damit hob er seinen Schwanz wie eine Siegesfahne steil in die Luft, trabte mit lustigen Sprüngen weiter und hielt nicht eher im Laufen inne, bis der Tag zu grauen begann.

Er war längst von der Straße abgebogen und in einen Feldweg geraten, der über Wiesen und grüne Äcker zu einem Walde führte. Auf der Landstraße war es am helllichten Tage nicht geheuer.

Man könnte auf mich aufmerksam werden, mich mit „Wohin?“ und „Woher?“ beschäftigen, und es ist besser, wenn man allzu neugierigen Fragen aus dem Wege geht, dachte der Esel und schritt mit gespitzten Ohren seinen Weg weiter. Drüben im Walde werde ich mich unter einen schattigen Baum ins Gras legen und mich ausruhen. Nach dem langen Marsch wird mir das ausgezeichnet gut bekommen. Da kann ich liegen und an Klein-Groschnowitz denken, wo man jetzt bald anfangen wird, mich zu vermissen. Oh, man wird schon einsehen, was man an mir verloren hat! Vielleicht wird die Kleinmagd doch ein wenig zur Einsicht kommen und denken: Hätte ich ihn nur etwas freundlicher behandelt! Er war doch ein fleißiger Kerl, der Peter Grau!

Ganz in seine Gedanken vertieft, war er bereits nahe an den Wald gekommen, als er sich plötzlich angerufen hörte: „Schönes Wetter, nicht wahr? Warum so eilig, alter Freund?“

Dem Esel fuhr der Schreck über die unvermutete Anrede dermaßen in die Beine, daß er wie angegossen stehenblieb. Aber im nächsten Augenblicke beruhigte er sich. Es war nur ein Pferd, das am Wegrande gegrast und ihn unvermutet angesprochen hatte.

„Guten Morgen,“ antwortete er. „Wirklich, es scheint ein schöner Tag zu werden.“ Damit wollte er sich an ihm vorbeidrücken, um in den Wald zu kommen. Besser war besser.

Aber das Pferd ließ ihn nicht so schnell weiter. „Wo bist du zu Hause?“ fragte es und kaute ein paar Kornhalme, die es am Rande des Roggenfeldes abgepflückt hatte, langsam in sich hinein.

Wirklich leutselig von dem Pferde, sich nach meinen Verhältnissen zu erkundigen, dachte der Esel. Was waren die Pferde auf Klein-Groschnowitz dagegen für hochnastige Gäste. Freilich, das waren Rassepferde! Die sollten alle noch einmal auf die Rennbahn und „Karriere“ machen! „Na,“ sagte der Esel, „von meiner Heimat ist nicht allzuviel Ruhmens zu machen. Am besten — man spricht nicht von solch unerquicklichen Dingen und spart sich den Ärger!“

„Trübe Erfahrungen?“ fragte das Pferd.

„Durchaus!“ antwortete der Esel und nickte traurig mit dem Kopfe.

„Schadel“ sagte das Pferd.

„Nicht wahr?“ seufzte der Esel.

Eine Pause entstand. Verlegen pflückte auch der Esel ein paar Kornähren und kaute sie.

„Mein Name ist Mustopf,“ begann das Pferd wieder.

„Ein schöner Name,“ antwortete der Esel. „Er hat so etwas Sattes in seinem Klang, so etwas Behagliches, Freundliches, Gewinnendes. Wirklich, ich wüßte keinen Namen, der eine bessere Empfehlung wäre.“

„Ja,“ sagte das Pferd. „Und dazu kommt, daß es ein Name mit einer vornehmen Vergangenheit ist!“

„Wirklich?“ fragte der Esel.

„Eigentlich heiße ich nämlich gar nicht Mustopf. Mustopf ist nur eine Abkürzung. Mein richtiger Name ist Mustapha.“

Aber man nennt mich allgemein Mustopf. Simmi nennt mich niemals anders, Bumpy schon gar nicht, und der Herr sagt auch am liebsten Mustopf. Nur in den Zeitungen nennt man mich Mustapha. Mein Herr behauptet, daß das vornehmer klingt.“

„Ach,“ sagte der Esel, „was für Leistungen müssen Sie hinter sich haben, Herr Mustopf, wenn in den Zeitungen von Ihnen die Rede ist!“

„Ja,“ sagte das Pferd. „Mein Name wird in großen Buchstaben an Scheunen und Häusern angeklebt, und das auf so große Papierbogen, daß man eine gute Mahlzeit Heu darin einwickeln könnte. Allenthalben, wohin wir kommen, geschieht das, damit die Leute Bescheid wissen, wann ich auftrete.“

„Ah,“ sagte der Esel, „Sie treten auf?“ Und seine Sympathie für Mustopf sank ein wenig, denn er dachte an die Pferde auf Klein-Groschnowitz, die weiter nichts verstanden, als sich aufzuspielen und vornehm zu tun.

„Ja, mein Herr läßt uns allesamt auftreten,“ fuhr das Pferd fort, „in jeder Vorstellung, Simmy, Fifi, Runo, Bumpy und mich, aber ich bin die Hauptnummer!“

„Wer sind denn Simmy und Bumpy?“ fragte der Esel, der nicht recht verstand, was das Pferd ihm erzählte.

„Wenn Sie Lust haben, mitzukommen?“ fragte das Pferd. „Drüben am Waldrande werden Sie Gelegenheit haben, meine Freunde kennen zu lernen. Es sind hochgebildete Leute, wirklich!“

Da der Esel denselben Weg hatte, trachtete er mit dem Pferde dem Walde zu. Am Rande desselben bot sich ihm ein sonderbarer Anblick.

Ein großer vierrädriger Karren, eine richtige kleine fahrbare Stube stand dort, mit niedlichen kleinen Fenstern und Gardinen dahinter. Sogar ein Schornstein saß auf dem Dache des Wagens, aus dem blauer Rauch in die stille Morgenluft stieg.

„Mein Gott,“ schrie der Esel plötzlich, blieb zitternd stehen

und starrte entsetzt auf einen braunen Bären, der an einer Kette unter dem Wagen gelegen hatte und nun brummend und leise mit der Kette klirrend darunter hervorkam.

„Mein Freund Bumpy!“ erklärte das Pferd. „Sie brauchen sich durchaus keine Angst zu machen. Herr — Herr — wie ist Ihr Name doch?“

„Peter,“ sagte der Esel, noch immer zitternd. „Peter Grau, wenn's gefällig ist —!“

„Herr Peter Grau,“ stellte das Pferd den Esel vor, und der Bär erhob sich artig auf seine Hinterbeine und watschelte auf den Esel zu, als wollte er ihn umarmen.

Zitternd wich der Esel zurück. „Nein,“ sagte er „nach so kurzer Bekanntschaft möchte ich doch nicht —“

„Bumpy,“ sagte das Pferd, „man fürchtet sich vor dir!“

Worauf der Bär eine gekränkte Miene machte und sagte, daß er durchaus nicht beabsichtige, irgendwie lästig zu fallen, und sich beleidigt auf seinen Platz unter dem Wagen zurückzog.

„Sie haben ihn beleidigt,“ sagte das Pferd mit deutlichem Vorwurf in der Stimme.

„Wirklich?“ sagte der Esel. „Dann bitte ich tausendmal um Verzeihung!“

„Es würde am besten sein, keine Verstimmung aufkommen zu lassen,“ meinte das Pferd, und laut rief es dem Bären zu: „Bumpy, Herr Grau bittet Sie um Verzeihung, wenn er Sie beleidigt hat.“

Der Bär antwortete: „Wenn ich nicht wüßte, daß der Herr ein Esel ist und augenscheinlich noch nicht so weit in der Welt herumgekommen ist wie wir, würde ich ihm gram sein, aber — die Sache ist wirklich nicht wert, noch weiter Aufhebens von ihr zu machen!“

„Der Herr wird Ihre Bekanntschaft noch schätzen lernen, Bumpy,“ antwortete das Pferd.

„Gewiß, durchaus meine Meinung,“ stotterte der Esel.

Dem Esel war es unheimlich geworden. Am liebsten wäre er mit einem Seitensprung in den Wald getraht. Aber das Pferd ließ ihn nicht so ohne weiteres los, und er wollte nicht noch ungebildeter erscheinen als vorhin und französisch Abschied nehmen. So blieb er stehen und ließ sich nacheinander Kuno, den Ziegenbock, Fifi, die Hündin, die ihn neugierig beschnupperte, und Timmy, den Affen, vorstellen, der in einem blauen Soldatenröckchen auf dem Rande einer alten Trommel saß und ihm nach der Begrüßung mit einem Satz auf den Rücken sprang und ihm zärtlich in der Mähne kraulte, was dem Esel ein großes Vergnügen machte.

„Wirklich, ich freue mich, unerwartet so gebiegene Bekanntschaften zu machen,“ sagte er, nach allen Seiten seinen Kopf neigend, wobei seine Ohren auf und nieder klappten.

„Alles weitgereifte Leute,“ sagte das Pferd. „Sie werden es nicht bereuen, wirklich nicht! Sie können im Umgang mit uns Ihre Kenntnisse auf eine leichte und angenehme Art vermehren, und ich bin überzeugt, daß Sie allezeit mit wahren Vergnügen an uns zurückdenken werden!“

„Davon bin ich ohne weiteres überzeugt,“ entgegnete der Esel, „denn, um die Wahrheit zu sagen, ich höre nichts lieber als Reisegegeschichten, zumal da ich selbst gerade im Begriff bin, eine weite Reise anzutreten. Mißliche häusliche Umstände veranlaßten mich, meinen Wunsch, endlich einmal die Welt kennen zu lernen, in die Tat umzusetzen.“

„Wie lange sind Sie schon unterwegs?“ fragte der Ziegenbock, seine Nase neugierig in die Höhe hebend.

„Seit gestern abend,“ antwortete der Esel.

„Wirklich, eine weite Reise!“ rief der Affe; und weil das ein Witz sein sollte (der Affe war groß darin, Witze zu machen, und der anerkannte Spaßmacher unter den Tieren), brachen

alle in ein lautes Gelächter aus. Das Pferd wieherte vor Vergnügen, die Ziege meckerte, die Hündin bellte, und nur der Bär lag beleidigt unter dem Wagen und sog an seinen Vorderzähnen.

Bewundert über den Lärm steckte in diesem Augenblick der Besitzer des Wagens und der Tiere den Kopf aus dem Fenster, und als er den Esel erblickte, kam er sogleich heraus, faßte den Esel an seinem Halfter, den er von Klein-Groschnowitz her noch trug und vergeblich abzustreifen versucht hatte, klopfte ihm vertraulich den Hals, als hätte er einen alten Bekannten in ihm zu begrüßen, und sagte: „Wirklich, du kommst wie gerufen, mein Freund! Der Wagen ist für Mustapha allein reichlich schwer, und er wird mir dankbar sein, wenn ich dir erlaube, ihm ziehen zu helfen.“

Der Esel war so überrascht, daß er nichts weiter wie j—ah! sagen konnte.

„Gut, daß du einverstanden bist,“ sagte der Marktbezieher und band ihn an seinem Karren fest.

„Frauchen,“ rief er dann aufgeregter in den Wagen, „komm mal heraus! Wir haben Zuwachs gekriegt!“

„Das wäre!“ rief eine helle Stimme aus dem Wagen, und eine junge Frau kam die kleine Treppe herunter, die von dem Wagen auf die Erde führte. „Woher kommst du denn, Grauchen?“ fragte sie und kraulte dem Esel den Kopf.

Der Esel war noch ziemlich verblüfft, wieder in Gefangenschaft geraten zu sein. Aber er tröstete sich bald mit dem Gedanken, daß er so außerordentlich angenehme Gesellschaft gefunden habe. Vielleicht war es wirklich besser so, sagte er sich, und wenn ich es recht überlege, habe ich riesig Glück. Wenn ich allein geblieben wäre, wäre ich jedenfalls allerhand Verfolgungen ausgesetzt gewesen, denen ich jetzt auf die natürlichste Weise entgehe.

Die Hauptsache ist ja schließlich, daß man anständig behandelt wird, und wenn ich von Bumpy absehe, der mich etwas reichlich brummig aufgenommen hat, kann ich wirklich nicht klagen. Mustopf und Kuno, Jimmy und Fifi sind wirklich reizende Gesellschafter!

Er ergab sich also in sein Schicksal, das ihm, je länger er überlegte, immer rosiger erschien, und wartete geduldig den Aufbruch der Gesellschaft ab, der denn auch bald genug vor sich ging.

Der Zirkusdirektor — denn so nannte sich der Besitzer der Tiere — spannte Mustopf neben dem Esel vor den Wagen, setzte den Affen in seinen Kasten, band die Ziege hinter den Wagen und ließ Bumpy an kurzer Kette unter dem Wagen mitlaufen, während Fifi frei nebenher lief und zur Feier des Aufbruchs laut bellend voraussprang.

Humpelnd und pumpelnd setzte sich das Gefährt in Bewegung, und der Esel merkte bald, daß es keine angenehme Aufgabe sei, den Wagen auf den sandigen Wegen vorwärts zu bringen, und wenn Mustopf nicht gewesen und unverdrossen neben ihm hergeschritten wäre, würde er bald genug der neuen Aufgabe überdrüssig gewesen sein. So versuchte er, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, und dachte: Ach was, vielleicht kommen bald schönere Stunden.

Endlich wurde haltgemacht. Peter und Mustopf wurden ausgespannt und durften mit der Ziege das duftige Gras am Wegrande zum Mittagmahl teilen.

Auch die übrigen Tiere wurden gefüttert. Und dann wurde Probe abgehalten, und die neuen Freunde des Esels zeigten ihm ihre Künste.

Zuerst kam der Bär daran, der unter dem Wagen hervorgeholt wurde und nach dem Klange der Trommel tanzen mußte. Brummend erhob er sich auf seine Hinterbeine und begann seine

Künste. Neugierig sah der Esel zu. So etwas hatte er sein Lebtag noch nicht gesehen.

„Vorwärts, Bumpy!“ kommandierte der Wagenführer und ließ dem Bären seine Peitsche um die Ohren sausen, sobald er Miene machte, sich wieder auf den Erdboden niederzulassen, worauf sich Bumpy von neuem erhob und seinen Tanz fortsetzte.

Danach war die Ziege an der Reihe. Sie stieg auf einer Leiter auf und ab, und zuletzt mußte sie auf die höchste Spitze steigen, wo sie mit allen vieren auf einem Teller stand, der nicht größer war als die silberne Münze, die die Frau des Bärenführers an einer Kette um den Hals trug.

Werde ich auch solche Kunststücke lernen? dachte der Esel und wiegte bedenklich seinen Kopf.

„Das war großartig, Kuno,“ sagte er, als die Ziege wieder von ihrem Gestell herunter war.

„Nun sollst du mich einmal sehen,“ sagte Jimmy und sprang mit einem Satz auf den Rücken des Hundes, der wie ein Zirkuspferd im Kreise lief, und der Affe saß wie ein Soldat darauf. Er legte die Hand zum Gruß an die Mütze, die ihm sein Herr aufgesetzt hatte, schoß eine Pistole ab und sprang dann durch einen Reifen, wie ein Kunstretler.

„Wirklich, ihr habt was gelernt, das muß man sagen,“ sagte der Esel. Bei sich aber dachte er: Wann werde ich drankommen? Werde ich auch durch einen Reifen springen, wie ein Soldat gekleidet werden und eine Pistole abschießen?

Zuletzt mußte Mustopf vortreten.

Er war das klügste der Tiere und verstand die unglaublichsten Sachen. Er rechnete 7 und 2 zusammen, nahm 6 von 10 ab und gab seine Antworten durch Scharren mit dem Fuße so deutlich zu verstehen, daß der Esel vor Verwunderung nicht wußte, was er sagen sollte. Dann erhob er seine Vorderbeine in die Luft und tänzelte über die Straße, als sei das sein

natürlicher Gang, und nur ein Nothbehelf von ihm, wenn er sich zur übrigen Zeit herablasse, auf allen vieren zu gehen.

„Was fangen wir aber mit dem Esel an?“ rief da der Besitzer der Tiere seiner Frau zu, und die antwortete: „Ja, das wird wohl seine Not haben!“

„Komm mal!“ rief der Herr, und der Esel, der begierig war, Ähnliches zu lernen, kam so schnell gelaufen, daß er mit den Hinterbeinen hoch in die Luft schlug.

Der Herr lachte, klopfte ihm den Hals und sagte: „Zunächst mußt du einen anständigen Namen haben, einen Namen von Klang. Wir werden dich Ibrahim nennen. Das ist ein türkischer Name, und türkische Namen klingen gut. — Also Ibrahim, paß auf. Ich spanne hier eine Schnur über die Straße. Siehst du? Es wäre nett von dir, wenn du einmal versuchen wolltest, hinüberzuspringen.“

Aber solche Sachen waren dem Esel zu wenig. Er hatte auf feinere Kunststücke gerechnet, und so oft Fifi auch hinübersprang, um es ihm vorzumachen, er weigerte sich, es ihr nachzutun. Bockbeinig blieb er jedesmal vor dem Strick stehen und schlug mit den Hinterfüßen hintenaus, daß die Frau laut lachte.

„Das ist ja famos!“ rief sie ihrem Manne zu. „Da haben wir gleich eine neue Nummer: Ibrahim in seinen unübertroffenen Leistungen als dummer August!“

Der Mann lachte und sagte: „Gut! Mag's dabei bleiben! Da haben wir keine große Mühe mit ihm, und die Zuschauer haben was zu lachen!“

Was soll ich darstellen? fragte sich der Esel. Einen dummen August? Das ist gewiß ganz was besonders Feines. Leise fragte er Mustapha darum.

„Ja,“ sagte der, „wir haben schon immer nach einem dummen August ausgeschaut, aber keinen gekriegt! Da mußt du nun kommen! Das ist ein Feld, auf dem du es weit bringen



kannst! Ohne einen dummen August kommt ein richtiger Zirkus nicht aus!"

Da war der Esel noch stolzer als vorhin und dachte: Ich wußte es ja immer, daß ich zu großen Dingen geboren bin!

Nach mehrstündiger Rast setzte sich die Truppe von neuem in Bewegung und zog langsam weiter auf Klein-Groschnowitz zu. Aber der Esel merkte nicht, daß er sich seiner Heimat von neuem näherte. Denn er war niemals vom Hofe weggekommen und kannte die Gegend, die er letzte Nacht durchlaufen hatte, nicht wieder. Gegen Abend machte man im Dorfe Groschnowitz, das zur Herrschaft Klein-Groschnowitz gehörte, Halt, und während von allen Seiten die Leute zusammenliefen, schickte sich der Bärenführer an, Bumpys Künste vorzuführen.

Bei dem Klang seiner Trommel und dem Klirren des Tamburins, das die Frau schlug, strömten immer mehr Leute zusammen und umdrängten den Platz.

Oh, wie sich Peter, der Esel, nun fühlte! Wie stolz er war, von allen Seiten angegafft zu werden!

„Ob der Esel auch Kunststücke machen muß?“ fragte ein Kind.

Du wirst schon sehen, was ich kann! dachte der Esel und freute sich schon darauf, welchen Eindruck es machen würde, wenn er mit den Hinterbeinen in die Luft schlagen und sich weigern würde, über das Tau zu springen.

Aber erst mußte Runo seine Künste vorführen, und Jimmy mußte auf Fifi reiten, und Mustapha mußte seine Rechenkunststücke vormachen. Da plötzlich zog ihn der Bärenführer hervor, und kaum hatte er begonnen zu rufen: „Nun, meine Herrschaften, habe ich das Vergnügen, Ihnen vorzuführen Ibrahim in seinen unübertrefflichen Leistungen als dummer August!“, als eine Stimme aus dem Kreise der Zuschauer heraus rief: „Ich will mich hängen lassen, wenn das nicht Peter, unser Ausreißer, ist!“

Dem armen Esel fuhr ein eisiger Schrecken durch die Glieder.

Er hatte die Stimme des Kleinknechts auf Klein-Groschnowitz erkannt, der vom Gutshause hergelaufen war, um bei der Vorstellung zusehen zu können.

Im selben Augenblick rief auch die Kleinmagd, die mit ihm gekommen war: „Ja, das ist niemand anders als unser Peter Grau.“

Und nun half alle Verstellung nichts mehr. Die Leute waren aufmerksam geworden, und der Gemeindevorsteher, der unter den Zuschauern war, verhörte den Zirkusdirektor und Bärenführer, wie er zu dem Esel gekommen sei, und der gestand nun nach anfänglichem Leugnen, daß ihm das Tier als herrenlos zugelaufen sei, daß er ihn erst seit heute früh besitze und ganz gewiß nichts anderes vorgehabt habe, als ihn bei der nächsten Amtsperson als „gefunden“ abzuliefern.

Der Kleinknecht hatte den Esel an seinem Halfter und außerdem an einem Brandzeichen auf dem Hintersehenkel sofort wieder erkannt. Damit hatte er ihn einmal aus Spaß gezeichnet, als die jungen Pferde ihr Brandzeichen bekommen hatten, das auf Klein-Groschnowitz in jedem Herbst den Füllen ins Fell gedrückt wurde. Sonst wäre es nicht so leicht gewesen, nachzuweisen, daß der Esel des Zirkusdirektors der Esel von Klein-Groschnowitz war, da ja ein Esel wie der andre ausflieht.

Lachend zog der Kleinknecht mit ihm ab, und auf Klein-Groschnowitz lief das ganze Gesinde zusammen, um Peter, den Ausreißer, wiederzusehen. „Ja, er ist ein richtiger Esel,“ rief der Großknecht lachend, als er die Geschichte gehört hatte, band ihm einen Strick um die Hinterfüße, damit ihm das Fortlaufen abgewöhnt werde, und jagte ihn mit ein paar Stockhieben wieder zu den Röhren auf die Weide hinaus.



Zuerst Mama und dann Papa



Im Inneren der Großstadt, dort wo die Gassen am engsten und die Mauern und Dächer von dem Rauch der unzähligen Schornsteine ringsum am schwärzesten sind, liegt im vierten Stock eines alten Mietshauses eine armselige Dachwohnung. Sie besteht aus zwei engen Zimmern, von denen nur das eine ein Fenster hat. Aber die Wohnung hat einen Vorzug, der die Bewohner die Winkelichkeit und Enge, die zerrissenen uralten Tapeten an den Wänden, den ausgetretenen Fußboden und die blinden Scheiben am Erkerfenster immer wieder vergessen läßt — man kann von der kleinen Küche aus auf ein flaches Dach hinaustreten, das wie ein luftiger Garten hinter der kleinen Wohnung liegt. Ein früherer Besitzer des Hauses hat sogar Erde hier heraufschaffen lassen, und wenn auch nichts recht auf dem ausgefogenen und vom Regen ausgewaschenen Boden wächst, das Gras, das in dünnen Hälmchen überall hervorproßt, findet doch immer noch einige Nahrung in dem kiesigen, flachen Grund. Aber die Feuerbohnen, die Mutter Krause in jedem Frühjahr an dem eisernen Geländer in schwindliger Höhe über den düsteren Höfen der Nachbarshäuser zu ziehen pflegt, zeigen deutlich, daß sie nicht die Absicht haben, durch Lebensfülle, Frische und Fruchtbarkeit in einen unvereinbaren Gegensatz zu ihrer Umgebung zu geraten.

Dieses Dach mit seinem spärlichen Graswuchs und den schwindfüchtigen Feuerbohnen an seiner eisernen Umfriedigung nannten Krauses ihre „Wiese“. Sie waren stolzer darauf, als ein Gutbesitzer es auf seine Fluren und Weizenfelder sein kann, und wenn sie Besuch bekamen, was selten genug geschah, da sie keine Verwandten in der Stadt besaßen und kinderlos waren, pflegte Mutter Krause jedesmal mit einer einladenden Handbewegung

zu sagen: „Die Wohnung, ja, klein ist sie, wenn Sie aber unfre Wiese mal sehen wollen!“ — damit stieß sie dann die Tür auf, die auf das flache Dach hinausführte.

Schön war es hier, das war nicht zu leugnen. Der Himmel lag im Frühling so leuchtend blau über den rauchgeschwärzten Ziegeldächern der Häuser ringsum, und nur die Spähen lärmten in der einsamen Stille dieser Höhe, zu der das Geräusch der Straßen nur mit einem fernen, gleichmäßigen Gebrause hinaufdrang.

Wenn Vater Krause des Abends aus der Fabrik heimkam, seinen Blechkessel, in dem er sein Mittagessen morgens mitnahm, aus der Hand gestellt, seine Filzpantoffeln angezogen und seine kurze Pfeife angezündet hatte, pflegte er auf das Dach hinauszutreten, sich dort auf die kleine Bank, die er aus alten Kistenbrettern zusammengenagelt hatte, zu setzen, die dufenden Tabakwolken von sich zu blasen und an Ihmelsdorf zu denken, wo er sein Leben als Tagelöhner auf einem Bauerngut zugebracht hatte, bis er Streitigkeiten bekommen mit dem neuen Besitzer und in seinem Zorn fortgezogen war in die Stadt, wo er in einer Keilsfabrik als Sackträger Arbeit gefunden hatte.

Es war ein schwerer Abschied gewesen damals. Die Ziege hatte man verkaufen müssen und die neun Hühner. Nur von den beiden Enten hatten sich Krauses nicht trennen können ... Eine Erinnerung wollte man doch haben, wenn man in die Stadt zog, wo es kaum einen grünen Baum, viel weniger einen Gemüsegarten oder gar einen Wassergraben hinter dem Hause gab. Aber die beiden Enten sollten trotzdem mit ihnen. Gerade darum hatte man ja auch diese Wohnung gemietet, trotzdem sie so eng und winklig und hoch gelegen war. Das flache Dach, das war doch zu schön — das ersetzte doch etwas die Wiese vor dem Hause in Ihmelsdorf, und hier oben konnten auch die beiden Enten untergebracht werden, denn das Dach gehörte

Krauses allein, und sie brauchten keinen Mitbewohner zu fragen, ob er die Enten dulden wolle.

Vater Krause hatte ihnen in der Ecke eine große Kiste hingestellt, in der sie nachts schliefen; und jedesmal, ehe er morgens zur Fabrik ging, öffnete er ihnen den Stall und ließ sie auf das Dach hinaus, wo sie schwerfällig matschelnd das spärliche Gras abzuweiden begannen, bis ihnen der Alte ihren Freßnapf mit Kartoffeln gefüllt hatte.

Gott mochte wissen, wie alt die beiden Tiere waren. Die böswilligen Nachbarn, die oft aus den Dachfenstern belustigt auf das Entenstilleben schauten, nannten sie nur „die beiden Methusalems“. Für ein paar Enten mochten sie ja immerhin ein recht respektables Alter haben, aber sie waren niemand im Wege, wie Mutter Krause meinte, und die Tiere waren ihr nun einmal ans Herz gewachsen. So zahm wie sie waren! Sie ließen sich ruhig mit den Händen greifen und streicheln, und wenn Vater Krause des Abends heimkam, kraute er ihnen die Köpfe, wie ein paar Hunden, erst Mama und dann Papa, wie die beiden von den Alten genannt wurden, denn es war ein richtiges Paar: der Enterich mit der Federlocke am Schwanz und die Ente mit den schillernden Flecken auf den braunen Flügeln.

Wenn an schönen Sommerabenden das Abendbrot von Mutter Krause auf dem Rükchentisch angerichtet war, den man auf die Wiese hinausgestellt hatte, nahmen auch Mama und Papa getreulich daran teil. Vater Krause fütterte Mama und Mutter Krause Papa. Gierig schnappten die Enten nach den Brotkrumen, die ihnen die Alten vorwarfen, und zwischendurch putzten sie sich die schmutzigen, etwas struppigen Federn. Struppig waren sie mit den Jahren geworden, das war wahr. Das lag aber weniger an ihrem Alter, als an dem Mangel an Wasser, denn gebadet wurde, die Regenduschen nicht gerechnet, nur an den Sonntagen.

Dann schleppte Mutter Krause schon in aller Herrgottsfrühe den großen Waschbottich auf das Dach hinaus, goß ein paar Eimer Wasser hinein, und dann konnten die beiden Toilette machen, erst Mama und dann Papa. Wenn sie dann, flügelschlagend, schwanzwackelnd und zufrieden schnatternd wieder aus ihrem Bade stiegen, waren sie entschieden noch einmal so hübsch als vorher. Die bunten Schwungfedern in den Flügeln hatten ordentlich Glanz wiederbekommen, und das Weiße unter der Brust des Enterichs sah sogar festlich aus.

Mama hatte allerdings seit undenklichen Zeiten kein Ei mehr gelegt. Eine derartig anstrengende Leistung war von einer solch alten, verdienten Dame auch wirklich nicht mehr zu erwarten. Aber abends, wenn die Tiere in ihre Kiste schlüpften, um zur Ruhe zu gehen — erst Mama und dann Papa —, nahm Mama gewöhnlich in der einen Ecke Platz, wo Mutter Krause ein wenig altes Stroh zu einem Nistplatz hingeschüttet hatte, und Papa stand tiefsinnig und schweigend vor ihr, bis auch er den Schnabel unter einem seiner Flügel verbarg und zu träumen begann: dann träumte ihm von dem Wassergraben in Ihmelsdorf, von den riesigen Eiern, die seine Mama weiland gelegt, und endlosem Kindersegen! Ja, das waren Zeiten gewesen, und nun sah man in diesem engumgitterten Gefängnis und starrte in düstere, freudlose Höfe hinab, aus denen Gassenjungen zuweilen Steine in die Höhe schleuderten, um die Tiere zu ängstigen.

Es wäre ein unglaubliches Anfinnen gewesen, wenn man Vater oder Mutter Krause hätte zumuten wollen, sich von Mama und Papa zu trennen. Einer der Mitbewohner des Hauses, der kleine bucklige Flickschneider Mathes, der eine Stube im dritten Stock bewohnte, spielte allerdings immer wieder darauf an. Jedesmal, wenn er Mutter Krause zu Gesicht bekam, fragte er sie: „Na, Mutterken, wie geht's Mama? wie geht's Papa? Sind sie immer noch nicht fett? Wenn ich den Tag doch noch

erleben tätel“, worauf Mutter Krause mit rührender Geduld jedesmal zu antworten pflegte: „Ne, Mathes, ne! Das gibt's nicht! Wat würde Krause sagen — und überhaupt!“ — Weshalb der Schneider nach einiger Zeit dazu überging, Mutter Krause nur noch mit den Worten zu begrüßen: „Nicht wahr, Mutterken, wat würde Krause sagen — und überhaupt!“ —

Eines Tags kam Vater Krause nach Hause, ohne sein ruhiges, stilles Lächeln, das sonst stets auf seinem breiten, gutmütigen Gesichte lag, wenn er die vier Treppen zu seiner Wohnung erstiegen hatte und seine Frau begrüßte. Ganz still kam er diesmal heim, stellte schweigend seinen Blechkessel aus der Hand, setzte sich dann auf seinen alten Lehnstuhl, stützte den Kopf in die Hände und begann zu grübeln.

„Wat haste, Friedrich?“ fragte die Alte beklommen.

Er antwortete nicht.

„Sag' doch, wat ist dir?“ fragte die Alte wieder.

Aber Vater Krause gab keine Antwort und schüttelte nur stumm den Kopf. Er aß nicht und trank nicht und ging heute auch nicht auf das Dach hinaus zu seinen Enten, und die Alte mußte Papa und Mama allein füttern.

Nach dem Abendessen rückte er dann endlich mit seinem Kummer heraus.

„Mutterken,“ sagte er auf das Drängen seiner Frau leise, „Mutterken, die Fabrik steht still.“

„Ne,“ sagte Mutter Krause zitternd und unglücklich, „wie kommt denn dat — so plötzlich?“

„Ich weech et nich,“ sagte der Alte und starrte vor sich auf den Fußboden. „Et mag wohl an die schlechten Zeiten liegen. Eben vor Feierabend kam die Order. Morgen wird zulezt gearbeitet. Dann wird gefeiert.“

„Und wie lange?“ fragte die Alte, die bleich geworden war und sich bebend am Küchentisch festhielt.

Der Alte zuckte die Achseln. „Dat können Wochen werden, auch Monate.“

Für Krauses begann eine trübe Zeit. Sie wußten beide nur zu gut, was es hieß: die Fabrik steht still. Vor einigen Jahren hatten sie schon einmal eine arbeitslose Zeit durchgemacht, und die Not, in die sie damals geraten waren, stieg jetzt wie ein drohendes Gespenst von neuem vor ihnen auf. Was sollte werden, wenn die arbeitslose Zeit länger anhält und die kleine Barsumme, die man sich am Munde abgespart hatte, verzehrt war?

Bewundert sahen Mama und Papa diesen Abend nach der Pforte, die sich heute nicht wie sonst öffnete, und mit verwundertem Geschnatter entschlossen sie sich endlich, allein zur Ruhe zu gehen, zuerst Mama und dann Papa. — —

Die Tage gingen hin, ohne daß in der Fabrik wieder zu arbeiten begonnen wurde, und wenn auch der alte Krause täglich ausging, um sich nach Arbeit umzusehen — immer wieder kam er ergebnislos nach Hause.

Allenthalben war derselbe Andrang, und wer stellte gern so einen alten Graukopf an, wo junge Kräfte in Menge sich hinzudrängten?

Mit sehnsüchtigen Augen sah man tagelang nach dem Briefträger aus, der doch schließlich einmal die Nachricht bringen mußte, daß die Fabrik wieder zu arbeiten beginnen werde. Aber eine Woche nach der andern verging, ohne daß er erschien.

Das Futter für Mama und Papa wurde mit jedem Tag knapper. Hungrig schnatternd watschelten die beiden auf dem Dache umher. Jedes Grashältnchen war längst abgerupft und jeder Winkel auf das genaueste nachgesehen. Mutter Krause ging zuweilen auf den Gemüsemarkt und sammelte verstohlen die wertlosen verstreuten Salat- und Kohlblätter auf, die auf den Steinen lagen, hier ein Blatt für Mama und dort eins für Papa.

„Et tut einem leid um die Tiere,“ sagte Vater Krause, wenn er die Enten auf dem Dache schnattern hörte, und dann seufzte er leise und strich sich mit der zerarbeiteten Hand über die Stirn und fuhr sich mit den dicken, plumpen Fingern durch das graue Haar.

Zuletzt ging es bei Krauses auf den Rest, bis es eines Tags alle war, rein alle ...

Den Tag über wurde so gut wie nichts gesprochen. Man saß und grübelte, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, und draußen auf dem Dache schrien die beiden Enten, laut und durchdringend, zuerst Mama und dann Papa.

„Die beiden sind einem jetzt auch nur zur Last,“ sagte Vater Krause, als er sie schnattern hörte.

Mutter Krause seufzte nur. Ein unausgesprochener Gedanke erfüllte sie, den sie vergeblich zu verfeuchten sich bemühte. Aber immer wieder tauchte er vor ihr auf.

Als es Abend wurde, lärmten die beiden Enten, die den ganzen Tag noch nichts zu fressen gehabt hatten, daß es in der Nachbarschaft auffallen mußte. Sie watschelten unausgesetzt hin und her, schlugen mit den Flügeln und schnatterten laut und aufgeregt.

Stillschweigend ging Mutter Krause hinaus, lockte sie in die Holzkiste, die ihnen als Schlafraum diente, und schloß das Einschlußloch mit einem Brette.

Im Dunkel ihrer Kiste bequemten sich die Tiere zur Ruhe zu gehen und steckten den Kopf unter die Flügel, zuerst Mama und dann Papa.

Als Mutter Krause wieder ins Zimmer trat, sagte der Alte mit leiser Stimme: „Mir ist 'ne Idee gekommen, Sophie. Aber — Gott, es ist nur so meine Idee —“

„Nu?“ fragte Mutter Krause und fühlte wie ihr Herz zu klopfen begann in einer plötzlichen Angst.

„Wie wäre et, wenn wir die beiden da draußen ans Messer kriegten?“

Mutter Krause stand das Herz still. Das war es ja, was sie gefürchtet hatte.

„Schließlich haben wir doch nicht mehr zu fressen vor die Gäste, und da globe ich, is et dat beste.“

„Wir könnten bis morgen warten, Friedrich,“ sagte sie leise, „vielleicht dat morgen noch Nachricht kommt.“

Aber es kam keine Nachricht, und die beiden Enten draußen auf dem Dache schnatterten lauter als am Tage vorher.

Als es wieder Abend wurde, stritten sich Krauses leise, wer es tun sollte.

„Ich kann et nicht,“ sagte Mutter Krause leise und weinte in ihre Schürze.

„Aber du hast et doch früher zu Hause auch immer getan,“ beharrte Vater Krause, der sich am liebsten auch um die Sache herumgedrückt hätte.

„Aber bei diesen beiden kann ich et nicht,“ wiederholte die Alte.

Leise ging Krause hinaus. Sorgfältig schliff er ein Küchenmesser.

Als er auf das Dach hinaustrat, stürzten ihm die beiden Tiere hungrig schnatternd entgegen. Leise streichelte er sie. Das Messer verbarg er hinter seinem Rücken, als könnten die Tiere ahnen, was ihnen bevorstand.

Nach einigen Minuten kam er wieder herein. „Wer soll denn der erste sein, Sophie? Mama oder Papa?“

„Wennst sein muß — denn Mama!“ sagte Mutter Krause und schluckte in ihr Taschentuch.

„Ich dachte Papa!“ entgegnete der Alte. Jeder wollte seinem Liebling noch einen Tag gönnen.

„Nach, was du willst,“ sagte Mutter Krause dann.

Der Alte tat ihr den Gefallen. Er nahm Mama behutsam

auf den Arm und trug das Tier in die Küche. Verwundert sah Mama sich um. Was sollte denn nun werden?

Dem Alten zitterten die Hände, daß er kaum das Messer halten konnte. Die Tür hatte er fest verschlossen, daß das Schreien nicht nach unten hinunter ins Haus schalle.

Es war, als wenn das Tier plötzlich die Gefahr ahne, in der es sich befand. Mit einigen wilden und plötzlichen Flügelschlägen hatte es sich befreit, gerade, als der Alte es zwischen die Knie geklemmt hatte, und das angelegte Messer war dem Alten quer über den Daumen gefahren. Er band sich sein Taschentuch um das schmerzende Glied, aus dem das Blut auf den Fußboden tropfte, dann griff er die Ente wieder — und diesmal hielt er fest —

Dann rief er seine Frau, die Ente zu rupfen.

Draußen auf dem Dache aber schnatterte der verlassene Entenrich noch lauter und aufgeregter als vorher.

„Wat meinst du?“ fragte Krause, „wenn wir auch mit Papa ein Ende machten? Schließlich ist et Tierquälerei, ihn allein zu lassen. So is et een Abmachen, zuerst Mama und dann Papa.“

„Wenn du dat meinst, Friedrich —“





Die Puppenspielerin

In der Bodenkammer eines alten Landhauses stand ein altes, verstaubtes Puppentheater. Der Vorhang war noch aufgezo- gen, als wäre das Spiel noch nicht beendet. Wenn man einen Blick in den kleinen Raum hinein- warf, der die Bühne darstellte, sah man in einen düsteren Wald, in dem die letzte Szene wohl gespielt worden war. Einige Puppen hingen noch an ihren Drähten, und im Vordergrund lag ein Mädchen, als sei es dort im fünften Akt unter einem Dolchstoße zusammengebrochen. Der Mond schien durch das kleine Fenster gerade auf diese Stelle, und die weißseidene Robe der kleinen Puppe erglänzte in seinem Lichte.

Man mußte einmal alles eilig und schnell fortgeräumt haben. Auch die übrigen Puppen des Spieles, der Edelmann, der Mönch und eine andre Dame, die ein köstliches Nieder trug, das mit kleinen Glasperlen zierlich besetzt war, schienen eilig aus der Hand gelegt zu sein. Sie lagen übereinander im Hintergrunde, und nur die Nonne stand noch, von ihren Drähten gehalten, vornübergebeugt, an einer der Kulissen, als spreche sie noch ein Gebet für die Unglückliche, die im Vordergrund mit ausgebreiteten Armen auf dem Rücken lag und in das Mondlicht starrte.

Ringsherum stand und lag allerhand Gerümpel. Geblasene Glaskugeln für den Christbaum glänzten nachlässig in Watte ver- packt aus einer offenen Schachtel, ein halbzerbrochener Stuhl stand dort und ein alter Blumentisch, auf dem noch einige trockene Zweige und Blätter lagen. Ein Haufen alter Zeitungen lag in einer Ecke, und an den Wänden lehnten ein paar alte, fleckige Stahlstiche in schadhaften Rahmen.

Trotz dem Staube, der sich allenthalben gelagert hatte und nun silbergrau im Mondlicht flimmerte, sah in dem kleinen Theater noch alles so lebendig aus, als sei der Puppenspieler nur auf einige Minuten davongegangen, als müßten sich die Puppen jeden Augenblick wieder erheben und ihre Verse auf- sagen, Verse voll sanfter Innigkeit und schwingendem Wohl- laut lebendig und schwermüthig zugleich.

Dabei war es totenstill. Nicht einmal eine Maus hörte man mit den kleinen weißen Zähnen an dem alten, wurmstichigen Holze nagen, mit behenden Füßen hinter der abgesprungenen Tapete rascheln.

„Nein!“ rief der Edelmann aus dem Hintergrunde. „Es ist wirklich eine profaische Zeit! Wie lange warten wir hier nun schon auf unsre Auferstehung! Aber kein Mensch verirrt sich herauf zu uns. Man hat uns gründlich vergessen hier oben!“

„Ach ja!“ seufzte die kleine Dame, die bisher wie eine Tote dagelegen hatte. Sie richtete sich ein wenig auf und sah starr zu den andern hinüber.

„Seitdem die alte Dame gestorben ist, hat man uns hier in diese alte, muffige, staubige Bodenkammer verbannt. Wenn sie geahnt hätte, daß man uns einmal so verächtlich behandeln würdel!“ entrüstete sich der Mönch, und die kleine Puppe mit den Glasperlen auf dem Nieder begann sich den Schlaf aus den Augen zu reiben und trat zu den übrigen, die in einem Kreise zusammen auf der Bühne standen, als wollten sie das unterbrochene Spiel fortsetzen.

„Es bleibt uns nichts andres als unsre Erinnerungen,“ sagte der Edelmann und lächelte schmerzlich. „Es geht uns heute, wie es einst der alten Dame ergangen ist. Auch sie lebte ihren Erinnerungen, wenn sie uns des Abends spät, sobald die beiden Kammerjungfern schlafen gegangen waren, aus unsern Kästen hervornahm, den kleinen Vorhang vor unserm Theater in die Höhe zog, die Kerzen anzündete und mit uns das Spiel begann.“

„Ja,“ rief der Mönch, „sie war zu alt geworden für die Bühne! Ihre Hände zitterten, wenn sie uns an den Drähten über die Bühne führte und unsre Garderobe ordnete.“

„Das war es!“ sagte die Dame mit dem Perlenmieder. „Ihr Gesicht hatte Runzeln bekommen, und die will man auf der Bühne nicht sehen, darum hatte sie sich in dieses alte Landhaus zurückgezogen, wo sie ihren Erinnerungen lebte.“

„Sie konnte nicht ohne Theater sein! Wie oft hat sie es uns zugeflüstert, ehe sie das Spiel begann,“ rief der Edelmann aus. „Dabei war alles an ihr alt und gebrechlich, nur die Haare waren noch dunkel und voll. Sie trug sie in die Stirn gekämmt, wie es vor Zeiten einmal Mode war.“

„Es war die Pariser Mode,“ rief die Dame mit dem Perlenmieder.

„Nur ihre Stimme schien jung geblieben zu sein; es war Musik, wenn sie sprach!“ rief der Edelmann begeistert aus. „Wenn sie die Verse begann, die sie früher auf der Bühne gesprochen hatte, war es mir immer, als wenn mir ein lebendiger Strom durch alle Glieder fuhr. Ich glaube bestimmt, ich hätte mich nicht mit der Eleganz bewegen können, wenn sie nicht dazu die Verse gesprochen hätte. Sie waren Musik, Tanz, Leben, Bewegung!“

„Ja, das ist wahr,“ sagte die kleine Dame aus dem Vorderrunde nachdenklich. „Ihre Stimme machte uns lebendig. Ich zitterte immer vor Ungebuld in meiner Kiste, daß der Abend kommen sollte, die Kerzen angezündet würden und unser Spiel wieder beginnen könne!“

„Sie konnte das Theater nicht vergessen, ihren Ruhm nicht, die Kränze und Blumen nicht, die man ihr einst gespendet hatte,“ rief der Mönch. „Darum setzte sie stets eine Reihe von Stühlen vor unsre Bühne, als wenn sich ein Auditorium vor uns befände. Und doch sollte nie jemand zugegen sein, wenn wir zusammen Komödie spielten. Und jedesmal verschloß sie erst die Türen, ehe sie begann.“

„Einen Abend vergesse ich nie wieder!“ sagte der Edelmann leise. „Sie hatte rote, volle Rosen in ihr braunes Haar gesteckt und schon das Spiel begonnen, als sie plötzlich mitten im Spiel ungeduldig wurde, weil wir zu steif und ungelentk waren, die Drähte losließ und nun im Zimmer selbst zu spielen begann; die Verse stürzten ihr von den Lippen, unaufhaltsam, und sie stand da, mitten im Saal vor den Stuhlreihen im Schein der Kerzen und lächelte zu dem Klang ihrer Verse. Ach, ihre Stimme war göttlich schön! Es war in dem Stück, in dem ich die Verse sprach:

Durch die Nacht zieht leises Sehnen,
Philomele weint am Bach,
dir, Geliebte, gilt mein Sehnen,
träumend folge ich dir nach."

"O ja!" rief die kleine Dame mit dem Perlenmieder, "ich trug in dem Stück ein Kleid aus rosa Atlas. Ich spielte die Isabella und wollte dich nicht erhören."

"Richtig," sagte der Mönch. "Unsre Herrin liebte das Stück, und wir haben es oft gespielt!"

"Wißt ihr noch," fuhr der Edelmann leise mit flüsternder Stimme fort, "wie sie dann mitten im Zimmer zusammenbrach und herzbrechend schluchzte? Sie weinte leise in sich hinein, und wir waren die ganze Nacht bekümmert und wußten nicht, was ihr geschehen war."

"Ja, wir erinnern uns noch ganz gut," riefen die übrigen leise.

"Einige Tage später starb sie," fuhr der Edelmann fort. "Die Zimmer wurden verhängt, die Türen geschlossen, und niemand kümmerte sich um unsern Schmerz. Einige Wochen später wurden die Sachen ausgeräumt und die Vorhänge und Bilder abgenommen. Neugierige drängten sich in dem Zimmer herum. Oh, ich habe alles deutlich gesehen. Die Kiste stand ein wenig offen, in der wir lagen. Auch uns wollte man ja versteigern, aber niemand bot. Man lachte und schüttelte die Köpfe, als uns der Mann mit dem Hammer hervorzog und den Leuten zeigte. Besitzen wollte uns niemand. Am Abend wurden wir dann auf diese Bodenkammer gestellt, und da stehen wir nun noch und wissen nicht, was wir hier sollen!"

"Es liebt uns keiner mehr!" sagte die kleine Dame und sah bekümmert die übrigen an.

"Nein, man liebt uns nicht!" wiederholte der Edelmann, "und darum stehen wir hier oben und verstauben! Ja, meine

Lieben, wir verstauben hier, das ist gar keine Frage! Es ist eine stumpfe, dumpfe Zeit! Es hat niemand mehr ein Verständnis für uns und für die Kunst! Man kennt keine rechte Freude mehr, keine Genüsse, keine heitere Unterhaltung — man jagt und hastet und hat für uns keine Zeit mehr! Es hat niemand mehr Zeit und Liebe für uns, wie die alte Dame, die bei uns ihren Erinnerungen lebte und ihre göttlich schönen Verse noch genoß, als niemand anders sie mehr hören wollte."

Die beiden kleinen Frauenzimmer begannen bei diesen Worten des Edelmanns leise zu schluchzen, und die übrigen blickten finster zur Seite. Die Nonne schien ein Gebet zu sprechen.

Da fiel der erste Strahl des Morgens durch das kleine eiserne Fenster in die Kammer. Die Fabrik, die man vor einigen Wochen in dem großen Garten errichtet hatte, wo er die Landstraße berührte, stieß einen gellenden Pfiff aus, der wie ein Dolchstoß in die Morgenstille drang. Verschlafen schüttelten die Vögel in den Zweigen der alten Bäume ihr Gefieder, und während die Sonne stark und voll von neuem Glanz über die Erde heraufstieg und die Maschinen in der Fabrik sich zu drehen begannen, sank unablässig der feine graue Staub auf das kleine Theater und die kleinen Puppen nieder, die wieder auf ihren Plätzen lagen, steif, mit starren Augen, als hätten sie sich nie gerührt.





Der kleine Flüchtling



Er wußte selbst nicht, wie er plötzlich auf den schier ungeheuerlichen Gedanken gekommen war, der ihm das kleine Herz in hellen Stößen klopfen ließ, daß er kaum Ruhe hatte davor und die Hand auf die Brust pressen mußte, weil er meinte, daß es dann stiller werden müsse dadrinnen.

Im Schlaftaal rührte sich kein Laut. Die beiden Gasflammen, die unter der Mitte der weißgetünchten Decke brannten, flackerten in dem Zuge der weichen, warmen Luft, die durch die offenen Fenster hereindrang, und zuweilen bogen sich die Flammen scheu zur Seite, wenn der Wind etwas heftiger durch die offenen Fenster hereinstieß und die weißen Vorhänge wie Segel aufblähte.

Leise richtete sich Paul im Bette auf und schaute sich um. Er horchte auf das leise Atemholen der Schlafenden, die in ihre weißen Decken gewickelt wie Tote rings um ihn in ihren Betten lagen. Er wagte kaum zu atmen in der schlafenden Stille, die ihn umgab. Neben ihm lag der Konrad Hausberg und schlief so fest und ruhig, als habe er nicht noch vor ein paar Stunden eine Ohrfeige vom Hausvater erhalten, weil er nach dem Abendgebet noch ein paar leise Wörtchen geflüstert hatte. Und der Oskar Kreuziger dort schlief ebenso fest und hatte die Hände auf der Bettdecke geballt, als sei er im Schlafe noch wütend.

Sonderbar, wie still es im Saale war. Nirgend auf der Welt konnte es stiller sein. Das leise Atmen der Kameraden machte die Stille noch tiefer. Es war, als ob alles im Saale eingeschlafen wäre: die Kleider, die so schlaff und zusammengejunken an den Bettpfosten hingen, als hätten niemals lebende

Glieder in ihnen gesteckt, und die Handtücher drüben an der Wand. Nur die weißen Fenstervorhänge schienen ein geheimes Leben bekommen zu haben, wenn sie wie Gespenster sich plötzlich in den Saal hereindrängten und dann wieder in sich zusammensanken, als hätten sie sich umgesehen, hätten in alle Betten geschaut und könnten nun wieder ruhig auf ihren Platz zurückkehren.

War es nicht, als wenn seine Kameraden in weiße Laken gewickelt tot in ihren Betten lägen, und war er nicht der einzige, der noch lebte und sich umschaute? Hatte nicht auch seine Mutter vor wenigen Wochen so still und in ein weißes Laken gewickelt in ihrem Sarge gelegen?

Eine Angst kam über ihn, eine entsetzliche Angst, die ihn mit weit aufgerissenen Augen in den Saal starren ließ und plötzlich einen lauten Schrei aus seiner Brust presste, einen lauten, jammernden Schrei, der jäh durch den stillen Saal und durch die offene Tür über den Korridor schallte.

Im selben Augenblick warf er sich wieder in die Kissen, zog die Decke hoch herauf und schloß, von Furcht geschüttelt, die Augen.

Einige Sekunden war alles wieder ganz still.

Aber kamen da nicht Schritte über den Flur, langsame, schlürfende Schritte?

Vorsichtig spähte er nach der Tür.

Richtig, es war der Hausvater. Das hatte er sich gedacht. Der kam nun, um nachzusehen, wer eben geschrien habe.

Er drückte sich tiefer in die Kissen, schloß die Augen und begann trotz seinem Herzklopfen langsam und ruhig zu atmen, als schlafe er fest.

Leise ging der Alte an den Betten hin. Wenn der nun entdeckte, daß er geschrien hatte!

Langsam kam er den Gang zwischen den Betten herauf und

blieb an seinem Bette stehen und sah ihm ins Gesicht. Er fühlte den Blick! Wenn er mit den Lidern zuckte oder sich sonstwie verriet —!

Das Herz klopfte ihm zum Springen. Er merkte, wie ihm der Angstschweiß ausbrach. Eine empfindliche Strafe war ihm sicher. Im Schlaßaal war jedes Gespräch streng verboten, und ein lauter Ruf, wie er ihn vorhin ausgestoßen hatte, wäre erst recht hart bestraft worden. Wenn der Hausvater ihn fragen würde, ob er vorhin geschrien habe, so würde er leugnen. Ganz gewiß! Aber so dumm war der nicht, zu fragen. Er würde ihm eine Maulschelle geben, ohne ihn zu fragen. Der ließ sich so leicht nicht täuschen. Der war gerissen, der Alte mit dem grauen Bart und den scharfen Augen, die sich bis ins Herz bohrten, wenn er einen ansah.

Der Blick war kaum zu ertragen. Es zuckte ihm in den Augenwinkeln. Ein Brennen stieg darin auf. Im nächsten Augenblick würde er zwinkern müssen.

Langsam ging der Alte vorbei, tappte durch die nächste Reihe, sah sich dann an der Tür noch einmal um und verließ dann wieder den Schlaßaal.

Er lag noch einige Augenblicke und horchte auf die Tritte, die sich langsam entfernten.

Sollte es nicht doch möglich sein, aus dem Hause hinauszukommen, wie es ihm vorhin geträumt hatte? Der Saal lag ja allerdings im ersten Stock, und es würde ein tüchtiger Sprung sein bis auf die Erde hinunter. Aber es war doch im Traum möglich gewesen! Er hatte sich an der Röhre festgehalten, in dem das Regenwasser aus der Dachrinne hinunterfloß. Gefährlich war es gewesen, ja. Man konnte leicht von dem glatten Rohr aus Zinkblech abrutschen, und wenn man fiel — der Hof unten war mit Steinen gepflastert! Er würde nicht wieder aufstehen, wenn er hinunterstürzte...

Die Neugierde plagte ihn, einen Blick aus dem offenen Fenster auf den Hof hinabzuwerfen. Leise schlüpfte er aus dem Bette und schlich mit wenigen leisen Schritten im Hemd an das Fenster und schlug die Vorhänge zurück.

Eine helle Sommernacht lag da draußen, still und groß, und nur der Schatten des Hauses, der gerade in den Hof hineinfiel, hinderte es, daß man unten im Hof die Pflastersteine zählen konnte, so hell schien der Mond.

Und jetzt sah er auch die Dachrinne am Hause. Sie führte dicht am nächsten Fenster hinunter. Er konnte sie beinahe mit den Händen ergreifen.

Wenn er es wagte — in dieser Nacht noch wagte —!

Scheu und vorsichtig sah er sich um. Die Pforte unten, die auf die Straße führte, war allerdings wie immer verschlossen. Aber wenn ihn keiner störte, würde er bald genug hinüber sein, trotz der spizen Nägel, die allenthalben oben darauf in die Höhe starrten. Klettern konnte er wie eine Raze. Keine Mauer war ihm zu hoch gewesen, früher, als er noch bei seiner Mutter war und an den langen Nachmittagen sich selbst überlassen blieb und dann das ganze Stadtviertel durchstreifte.

Aber wohin wollte er denn? Und wenn man ihn wieder einfing und zurückbrachte hierher, so würde er eine entseßliche Strafe bekommen. Der Hausvater sackelte nicht, und die Lehrer würden auch keine Gnade mit ihm haben.

Aber konnte man nicht in dem großen Forst, der an die Stadt stieß, ein Unterkommen finden? Da gab es Verstecke genug!

Während er das dachte, fiel ihm die Erdhöhle wieder ein, die er im vorigen Jahre dort entdeckt hatte. Sie lag am Abhange zu dem tiefen, breiten Graben, der den ganzen Wald durchzog, und er hatte einmal einen ganzen Tag darin gehaust und auch darin geschlafen, als seine Mutter gestorben war und

man die Leiche am andern Tage aus dem Hause getragen hatte und er davongelaufen und tagelang nicht nach Hause gekommen war, bis man ihn in der Stadt angehalten und hergebracht hatte. Zu essen würde er genug finden. Es gab Rüben auf dem Felde und Möhren, und vielleicht ließ sich in den Abendstunden dies oder das in den Straßen finden. Die Stadt war ja so groß, und wenn er aufpaßte, würde man ihn so leicht nicht fassen, und aufpassen würde er schon.

Leise tappte er zu seinem Bett zurück und überlegte alles noch einmal genau. Es fror ihn von dem Stehen am offenen Fenster, trotz der warmen Luft. Oder war es die Angst, die ihm die Zähne im Munde klappern ließ?

In der schlimmsten Not würde er spät abends zu der alten Frau Klepp schleichen, die neben seiner Mutter wohnte, und die ihm gewiß beistehen und ihn nicht verraten würde. Hatte sie ihm nicht oft einen Bissen zugesteckt, wenn er hungernd und frierend im letzten Winter auf der Straße herumgelungert und auf seine Mutter gewartet hatte, die oft lange ausblieb, wenn die Wäscherei bei den feinen Leuten gar so lange gedauert hatte? Ja, einigemal hatte sie ihn mit in ihre Stube genommen, wo es warm und mollig gewesen war, und er sich am Ofen hatte wärmen dürfen.

Wenn er nur an der Dachgasse glücklich hinuntergelangt! Aber das war der Knoten. Dabei ging es auf Leben und Tod.

Aber er wollte es wagen. Hierbleiben wollte er nicht. Wenn man die Kameraden fragen würde, würde keiner hierbleiben wollen. Das war gewiß. Aber es fragte sie keiner. Man sperrte sie hier ein, ohne daß man sie fragte, und tat, als wenn sie alle Verbrecher und Lotzschläger seien, und war immer darauf aus, zu bessern und zu strafen.

Er wollte sich gar nicht bessern. Nun gerade nicht, nun man es ihm täglich in die Ohren schrie, daß er ein nichtsnutziger,

verwahrloster Schlingel sei und das Brot nicht verdiene, das er bekäme. Wenn man sich nur muckste, gab es Prügel, wie Hagel so dicht.

Was hatte er denn eigentlich verbrochen, daß man ihn hier eingesperrt hatte und ihn den ganzen Tag mit finsternen Augen ansah und aufpaßte, ob man nicht eine Gelegenheit erwischen könne, ihn von neuem zu verprügeln? Der Hausvater war der ärgste. Er hieb furchtbar und lächelte dabei, als wenn er sagen wollte: Wartet nur, ich will euch schon kirre kriegen, Burschen ihr! — „Ich werde schon Menschen aus euch machen,“ pflegte er zu sagen, wenn er den Rohrstock aus dem Schranke nahm und dem Übeltäter winkte.

Einer hatte sich eines Tags zur Wehr gesetzt und den Hausvater vor die Brust gestoßen, gerade als dieser zum Schlag ausgeholt hatte. Es war der Karl Nienaber gewesen, der dort hinten in dem Bett Nr. 27 schlief.

Ganz blaurot vor Wut war der Alte geworden, hatte dann den Karl gefaßt und hinausgeschleift, und dann hatte man ihn bei Wasser und Brot drei Tage eingesperrt gehalten in dem Zimmer, wo er auch schon gefessen hatte, damals, als er die Stiefel bei dem heimlichen Herumklettern auf dem Brennholz im Schuppen zerrissen hatte. Der Speicher war der einzige Ort in der ganzen Anstalt, wo man zuweilen für ein paar Stunden ohne Aufsicht spielen konnte. Der eine Tag, den er im Loch gefessen hatte, war schon entsetzlich gewesen. Aber der da drüben mit dem fuchsroten Haar hatte drei Tage darin gefessen und war so bleich gewesen wie der Tod, als er wieder herausgekommen war. Der würde sich nicht wieder zur Wehr setzen. Das war ja auch dumm, einfach dumm. Der Hausvater war doch viel stärker, und es war schon gescheiter, man steckte die Prügel ein, die einem zudiktiert wurden, ohne zu mucksen. Man kam schneller davon.

Der Lehrer schlug ja auch. Aber es ging doch gelinder zu. Nur ein ganz junger Lehrer, bei dem man Zeichnen hatte und Weltgeschichte und Erdbeschreibung, schlug gar nicht. Und wenn einer was tat, was nicht gut war, dann sah er nur so traurig aus und schüttelte den Kopf. Den hatten alle viel lieber als die andern Lehrer, und wenn er nun fortlaufen wollte, so tat er es nicht wegen des Herrn Berg, das war gewiß.

Aber er wollte es in dieser Nacht lieber noch nicht wagen. Er hatte doch zuviel Angst. Morgen wollte er bei Tage noch einmal vorsichtig alles vom Hof aus genau ansehen. Es war gut, wenn er sich alles genau einprägte...

Sagen wollte er keinem etwas von seinem Plan. Das war am besten. Wenn ihn Karl Nienaber auch nicht verraten würdel. Dem würde er es noch am liebsten erzählen. Aber besser war besser.

Morgen nacht würde er wieder frei sein wie früher. Warum hatte man ihn hier eingesperrt? Nur weil er damals fortgelaufen war, als seine Mutter starb und er nicht wieder hatte ins Haus wollen vor Grauen und Schmerz? Einen herumtreibenden Vagabunden hatte man ihn gescholten, einen Faulenzer und Tagedieb, der die Schule schwänzte und nachts die Gärten und Acker bestehle!

Er hatte doch leben müssen in der Zeit! Und war das denn Diebstahl, wenn man Hunger hatte und die schönen vielen Tausend Mähren auf dem Acker wuchsen und man einige davon nahm und aß?

Wenn ihn seine Mutter hier jetzt sehen könnte, würde sie ihn sofort aus der Anstalt herausnehmen, ihn bei der Hand fassen und sagen: „Komm, Paul, wir wollen nach Hause gehen!“

Ja, das würde sie gewiß sagen. Und er würde stolz mit ihr gehen und höhnisch dem Hausvater ins Gesicht sehen, wenn er ihnen die große, schwere Haustür aufschließen und sie hinauslassen müßte. Denn die Tür war immer verschlossen, weil man

Sorge hatte, daß die Jungen davonliefen, wenn sie offen stand. Aber seine Mutter war ja nun tot und konnte ihm nicht mehr helfen, und darum mußte er sich nun selber helfen. —

Am folgenden Tage stand er eine ganze Weile unten im gepflasterten Hofe und schielte nachdenklich zu den Fenstern des Schlaßsaales hinauf. Es war doch eine gefährliche Höhe. Aber in der halben Höhe war ein Sims, und wenn er erst darauf stand, konnte er es wohl wagen, sich an der Dachtraufe ganz hinuntergleiten zu lassen.

Dann ging er zur Pforte und besah sie aufmerksam. Es war ein altes hölzernes Tor, durch das die Wagen einfuhren, wenn Feuerung gebracht wurde. Sie wurde immer sorgfältig verschlossen, und ein großer Sperrbalken lag dahinter, der die beiden breiten Torflügel festhielt. Oben darauf saßen Nägel, um ein Überklettern zu verhindern.

Aber die fürchtete er nicht. Er würde mit den Händen dazwischengreifen und die Beine hinüberschwingen und dann auf den Boden niederspringen. Vielleicht fand er auch irgendwo im Holzschuppen einen alten Sack, der sich zusammenwickeln und auf die Nägel legen ließ. Aber zur Not mußte es auch ohne den Sack gehen...

Am Abend, als er wieder in seinem Bette lag, war er wieder ungeschlüssig. Zunächst mußte es still werden im Hause und auf dem Hofe.

Er lag und fieberte vor Aufregung.

Er hörte den Hausvater unten im Hofe mit dem Knecht reden. Was gesprochen wurde, konnte er nicht verstehen, aber die Stimmen erkannte er deutlich genug.

Dann schlug die Uhr am Turme der Herz-Jesu-Kirche langsam zehn Schläge. Eine Stunde würde er wohl noch warten müssen.

Auch schien der Karl Nienaber drüben im Bette noch nicht zu schlafen.

„Du, Karl,“ flüsterte er, „schläfst du?“

„Nein,“ scholl es leise zurück, „es ist so warm, wenn nur kein Gewitter kommt diese Nacht!“

„Warum, hast du Angst?“

„Beim Gewitter — ja.“

„Ich nicht. Was ist dabei? Es blitzt und donnert ein wenig und dann regnet's, das ist alles.“

„Ja, freilich. Aber das Blitzen mag ich nicht sehen.“

Wenn ein Gewitter ausbrach, war es nichts mit seiner Flucht. Man konnte ihn vielleicht sehen, wenn er über den Hof lief. Die Blitze leuchteten dann zu hell. Aber daß es donnern würde, war gut. Man hörte dann nicht so genau auf jedes kleine Geräusch. Aber die Sungen würden aufwachen, und dann ging es nicht.

„Ich glaube nicht, daß ein Gewitter kommt,“ nahm er leise die Unterhaltung wieder auf.

„Mir soll's egal sein,“ antwortete der Rothaarige und gähnte.

„Mir auch,“ log Paul.

„Was man hoffen könnte dabei, wäre ja nur, daß ein Blitz die Anstalt trafe und den verdammten Kasten in die Luft rauchen ließe. Aber den Alten müßte es zunächst in die Nase treffen. Er müßte explodieren wie ein Pulverturm!“

„Stimmt,“ sagte Paul trocken. „Das wollte ich auch.“

„Aber den Gefallen tut einem das Gewitter doch nicht, es schlägt immer da ein, wo es nichts nützt!“

„Aber was sollten wir machen, wenn's brennte? Aus den Fenstern springen?“

„Und das Genick brechen dabei!“ sagte Nienaber flüsternd und lachte in die Bettdecke.

„Meinst du, daß es zu hoch wäre, um 'nunterspringen zu können?“

„Ja, wenn die Feuerwehr da wäre und ein Sprungtuch drunterhielte, möcht's gehen. Aber gewagt bleibt die Geschichte immer.“

Also auch Karl hielt die Sache für unmöglich. Paul wurde nachdenklich und schwieg eine ganze Weile. Als er sich dann wieder an seinen Freund wandte: „Ich glaube, Mut haben wäre alles dabei! Nur wer den Mut verliere, würde das Genick brechen!“, war Karl bereits eingeschlafen.

Unten im Hofe ging der Knecht mit schweren Schritten nach seiner Schlafkammer hinüber, die über dem Stalle lag. Eine Tür wurde zugeschlagen.

Nun fuhr auf der Straße ein Wagen vorbei.

Dann trat lautlose Stille ein.

Plötzlich begann der Jakob Weber im Traum vor sich hin zu sprechen und mit den Armen herumzuschlagen. Paul bog sich aus seinem Bette, faßte ihn am Arm und schüttelte ihn. „Jakob, du!“ flüsterte er.

Der schnob ein paarmal laut durch die Nase, holte wütend mit dem Arm aus, als müsse er sich eines Angreifers erwehren, stöhnte dabei, als würge ihn einer, und schlief dann weiter, ohne sich ermuntert zu haben.

Eine halbe Stunde später setzte Regen ein. Paul hörte deutlich das Aufschlagen der Tropfen an den Fensterscheiben, und einige Minuten später gluckste die Gasse schon von dem Regenwasser, das in Strömen vom Dache abfloß.

Die Röhre würde naß und glatt sein. Aber dafür mußte es gewiß recht dunkel sein draußen, und darum schien ihm der Regen gelegen zu kommen.

Leise stand er auf und schlich ans Fenster.

Es war so dunkel, daß er im ersten Augenblick nichts sah, weil ihm das Licht der Gasflammen noch im Auge lag. Dann erkannte er deutlich die Umrisse der Stallgebäude auf dem Hofe. An der andern Seite, in den Wohnräumen des Hausvaters, war noch Licht. Ein großer schimmernder Lichtfleck lag auf dem nassen Pflaster da unten. Am besten war es, wenn

er es jetzt gleich wagte. Unten war alles still, und auch im Saale schliefen alle.

Leise tappte er zu seinem Bette zurück und zog die Kleider an, während ihm vor Aufregung die Zähne im Munde klapperten, so daß er sie fest zusammenbeißen mußte. Auch die Arme und Knie zitterten ihm.

Wenn gerade jetzt jemand käme!

Leise nahm er die Schuhe in die Hand, schlich wieder zum Fenster und begann hinauszuklettern. Nun war er plötzlich wieder ganz ruhig.

Rittlings saß er auf der Fensterbank, zog die Schuhe über und rutschte dann bis dicht an den Fensterflügel, der ihm im Wege stand.

Er ergriff den eisernen Haken, der das Fenster festhielt, und ließ sich dann von der Fensterbank hinuntergleiten.

Einen Augenblick hing er frei da. Dann hatte er mit den Füßen die Dachröhre gefunden, schob den Kopf unter dem Fensterflügel weg und tastete mit einer Hand hinüber. Jetzt kam das Schlimmste. Er mußte den sicheren Haken loslassen.

Eine furchtbare Angst überfiel ihn plötzlich. Er wagte es nicht und überlegte, ob er nicht doch lieber wieder zurückklettern wollte.

Aber dann hatte er einen Ausweg gefunden. Plötzlich ließ er den Haken los und griff nach der steinernen Fensterbank. Die führte weiter am Fenster vorbei, und nun konnte er langsam ruckweise sich auch mit der Hand der Gasse nähern.

Jedesmal rutschte er mit den Füßen ein Stückchen tiefer. Ein Zurück gab es nun nicht mehr.

Plötzlich ließ er auch die Fensterbrüstung los und griff nach der Gasse. Wieder gab es einen Ruck; aber seine Finger klammerten sich so fest an, daß sein Körper wieder zur Ruhe kam. Er durfte nicht ins Rutschen geraten. Das war es.

Stückweise und langsam glitt er nun tiefer, langsam, ganz langsam ...

Wie weit das Gesims wohl noch entfernt war? Dort konnte er doch einmal haltmachen und sich ein wenig ausruhen.

Plötzlich hörte er den Schritt des Hausvaters oben im Schlaftaal. Ein eiskalter Schreck fuhr ihm durch die Glieder. Nein, er täuschte sich nicht. Er hörte ganz deutlich das hüftelnde Käuspern, das er so genau kannte.

Schneller als vorhin ließ er sich hinuntergleiten, und mit einem Male spürte er das Gesims unter seinen Füßen.

Es war breit genug, um darauf stehen zu können. Nur gerade mußte man sich halten und die Hände nicht von der Röhre lassen.

Aber was nützte das. Alles war ja verloren. Der Alte hatte vielleicht schon seine Flucht bemerkt. Man würde ihn suchen und ihn unten im Hofe finden, ehe er über die Pforte klettern konnte — — —

Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke. Wenn er hier auf dem Gesims blieb? Keiner würde ihn hier oben vermuten. Er mußte sie suchen lassen, bis sie es aufgaben. Die ganze Nacht würden sie es schon nicht aushalten, und nachher konnte er in aller Ruhe davongehen.

Er drückte das Gesicht in den Winkel zwischen der Röhre und der Mauer und stand unbeweglich und lauschte.

Der Alte mußte den Schlaftaal schon wieder verlassen haben. Oben war alles wieder still.

Nur jetzt um alles in der Welt nicht hinunterklettern. Das wäre zu dumm! Er würde ihnen gerade in die Arme laufen.

Da öffneten sich auch schon unten die Thür, die zum Hofe hinausführte, und eilige Schritte kamen über den Platz. Der Hausvater und die Lehrer waren es, die miteinander flüsterten.

Paul verstand nicht, was sie sagten. Ihm klopfte das Herz vor Aufregung und Angst, daß man ihn doch finden werde. Aber er rührte sich nicht.

Unablässig rann der Regen an ihm hernieder. Er war schon ganz durchweicht von der Nässe.

Dann kam noch jemand mit einer Laterne, und man ging auf die Suche. Dicht unter ihm standen sie still und berieten.

„Er muß vom Schlaßaal hinuntergeschlichen sein,“ hörte Paul den Hausvater sagen. „Beim Zubettgehen ist er noch dagewesen, und das Bett war noch warm. Er kann also noch nicht lange hinaus sein. Er wird auf den Hof geschlichen sein und sich hier versteckt haben. Ich begreife nur nicht, wie er durch die Tür auf den Hof hat gelangen können. Ich hatte den Schlüssel schon abgezogen.“

„Es kann auch sein, daß er in den Keller hinuntergestiegen und durch eins der kleinen Fenster auf den Hof hinausgeklettert ist. Vielleicht ist eins der Kellerfenster offen?“

„Dann sitzt er im Feuerungsschuppen!“ sagte der Hausvater leise und stampfte mit dem Fuße auf die Erde.

Man klinkte die Tür zum Schuppen auf, und alle gingen hinein und leuchteten hinter die Stapel von Brennholz, die dort lagerten.

Das dauerte eine endlos lange Zeit.

Endlich schlich man leise wieder über den Hof zurück, leuchtete auch hier vorsichtig in alle Winkel und begab sich dann endlich ins Haus, um zunächst im Keller die Suche fortzusetzen ...

Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, ließ sich Paul an der Gasse hinuntergleiten, lief hastig über den Hof und kletterte über die Pforte.

Die spitzen Nägel, die vom Rande in die Höhe starrten, hinderten ihn wenig. Er war so aufgereggt, daß er es kaum fühlte, wie sich eine der rostigen Spitzen in seine Hand bohrte.

Mit einem Satz sprang er dann von oben auf das Pflaster und rannte die Straße hinunter.

An der nächsten Ecke mäßigte er seine Schritte, um nicht

aufzufallen, und ging, die Hände in den Hosentaschen, mit gewöhnlichen Schritten weiter.

Es war ärgerlich, daß er sich beim Überklettern die Hand verletzt hatte. Die Wunde begann allmählich zu brennen, als hielt jemand einen glühenden Nagel hinein.

Bei der nächsten Laterne blieb er stehen und sah nach dem Schaden. Die Wunde war nur klein und blutete fast gar nicht. Aber geschwollen schien die Hand zu sein, und eine wunderliche Steifheit saß in den Fingern.

Als er an die letzten Häuser der Stadt kam, atmete er auf. Nun war er in Sicherheit! Hier auf freiem Felde würde ihn niemand finden. Wenn ihn jemand anriefe, würde er blindlings in das dunkle Feld hineinlaufen. Dort würde ihn keiner wiederfinden. Jeden Schleichweg kannte er dort, und der Stadtwald war nicht mehr weit.

Es regnete noch immer. Er hatte keinen trockenen Faden mehr am Leibe. Aber die Luft war warm und schwül, und es fror ihn nicht, trotz der Nässe.

Es war doch ein gefährliches Wagstück gewesen. Wenn er losgelassen hätte oder abgerutscht wäre, würde er jetzt vielleicht noch mit gebrochenen Gliedern im Hofe der Anstalt liegen.

Vortrefflich, wie alles gegangen war! Aber einen Dankzettel hatte er nun doch bekommen. Merkwürdig, daß eine solch kleine Wunde so schmerzen konnte. Er spürte ein Krabbeln im Arme, ein dumpfes Stechen, und dann hatte er wieder ein Gefühl, als wäre die Hand gelähmt und schwellte in der Tasche so an, daß er sie nicht wieder hervorziehen könne.

Aber schlimm war die entsetzliche Müdigkeit, die ihn plötzlich überfiel. Wenn er sich doch irgendwo ausstrecken könnte und schlafen — — —

Da tauchten endlich die Bäume des Stadtwaldes auf. Er verließ die Straße und drang in das Gebüsch ein, das ihm mit

regenfeuchten Zweigen ins Gesicht schlug. Aber nach einer Viertelfunde hatte er die Stelle erreicht, wo der Graben quer durch das Holz ging, und kletterte müde den Abhang hinunter.

Es war eine kleine Erdhöhle, in die er hineinkroch, kaum so groß, daß ein Mann ausgestreckt darin liegen konnte; die Wurzeln der Bäume hielten das Erdreich fest. Ein paar Fliederbüsche deckten den Eingang. Todmüde legte er sich zum Schlafen nieder.

Der Regen rauschte einformig fort in den Kronen der Bäume und fiel mit singendem Tröpfeln auf das Wasser unten im Graben.

Mehrmals schrak er aus dem Schlafe wieder auf, so stach und bohrte der Schmerz in der Hand. Es war ein Klopfen darin, als würde mit nagelscharfen Hämmern darin gearbeitet.

Aber morgen würde die Wunde verheilt sein. Es war ja nichts Besonderes. Warum er nur den Arm nicht recht heben konnte? Auch die Schulter schmerzte.

Dabei fror ihn, und die Zähne begannen ihm vor Frost im Munde zu klappern.

Aber alles war gut, wenn er nur nicht wieder zurück brauchte in die Anstalt!

Der Regen hatte aufgehört, und nun wurde es zauberhaft still im Walde. Nur hier und dort klatschte noch ein Tropfen von den Blättern der Bäume auf die Zweige des Gebüsches. Und dann kam plötzlich der Mond durch die Wolken und schien auf das Wasser und die Büsche an der andern Seite der Böschung. Sie glänzten im Mondlicht mit ihren regenfeuchten Zweigen.

Paul lag und dämmerte vor sich hin, ohne daß ihn der Schmerz schlafen ließ. Wirre Traumbilder wechselten wie die Bilder eines Kaleidoskops vor seinem Auge.

Ob die ihn drüben in der Anstalt noch suchten? Ob der Alte noch immer mit dem Fuße stampfte und heiser und aufgeregert flüsterte?

Er sah sich wieder in der Anstalt. Man hatte ihn auf dem Sims entdeckt, und jetzt trugen sie ihn auf einer Leiter hinunter, und der Hausvater griff ihm in die Haare und schrie mit wutbebender Stimme: „Du Schlingel, du nichtsnutziger Schlingel du!“ Und dann holte er zum Schlage aus. —

Jäh schrak er aus seinem Traume wieder auf und sah sich ängstlich um.

Ging da nicht jemand an der gegenüberliegenden Seite des Grabens am Ufer hin? Bewegte sich dort nicht etwas?

Aber wirklich!

Unhörbar kam es näher. Es glitt über dem Wasser hin. Er sah es ganz deutlich. Es kam auf ihn zu.

Ein eiskalter Fieberschauer ergriff ihn und schüttelte ihn, daß ihm die Zähne klapperten.

„Mutter!“ stammelte er leise, als es näherkam und nun die Böschung hinaufzusteigen schien. „Mutter! Du bist es? Ja! Fortgelaufen bin ich. Nun will ich hierbleiben. Du mußt es nur niemand sagen, sonst kommt man und holt mich, und dann werde ich wieder eingesperrt!

„Bist du böse, daß ich fortgelaufen bin? Warum? Ich dachte, du würdest lachen, wenn du es hörtest. Du wohnst jetzt in einem feinen Hause? Tausend Zimmer sind darin? Ah! nimm mich dahin mit, Mutter! Mich friert hier so!

„Du darfst nicht allein wieder fortgehen! Warte nur einen Augenblick, so geh ich mit. Ich kann nur nicht so schnell. — Mut—ter! — Mut— —ter!“ — —





Der Rabe

Drei Sprunghölzer waren in seinem Käfig, der ihn nun schon seit Jahren festgehalten hatte. Es war seine einzige Beschäftigung, von dem einen auf das andre zu springen oder mit großen, gravitätischen Schritten im Bauer hin und her zu wandeln, ernst und würdevoll wie ein Predigtamtskandidat. Die Freiheit hatte er überhaupt nicht kennen gelernt in seinem Leben, denn er war früh aus dem Nest genommen worden, und darum wußte er eigentlich selbst nicht, was es bedeutete, sechs, sieben Jahre auf einem Gutshofe hinter engmaschigem

Drahtgeflecht gefangen zu sitzen und mit Küchenabfällen gefüttert zu werden. Er hatte nie etwas anderes gesehen als diesen schmutzigen Hof, auf dem bei Regenwetter tiefe Pfützen standen und der von langweiligen Speichern und Ställen eingeschlossen wurde. Dabei hatte er sich längst gewöhnt, die Welt mit der überlegenen Ruhe des Stoikers zu betrachten, denn für ihn war die Welt nichts weiter als ein schmutziger Hof mit einem Mistpfuhl in der einen Ecke und allerhand Gerümpel in der andern, von dem man noch dazu durch rostige Drahtmaschen abgesperrt war. Besonders im Frühjahr ergriff ihn zuweilen eine dunkle, unverständene Sehnsucht. Er konnte dann plötzlich mit seinem Schnabel in heller Wut auf das dumme, heimtückische Drahtgitter loshacken, um mit Flügeln und Krallen dieses niederträchtige Netz von eisernen Fäden, das ihn eingesperrt hielt, zu sprengen oder zu zerreißen. Dann ließ er plötzlich ab, an seinem Gefängnis zu rütteln, stand einige Augenblicke ganz still, als horche er irgendeiner Stimme, die außer ihm niemand vernähme, sah dabei starr, mit klugen Augen auf einen Punkt, zitterte leise mit den Flügeln, fing an, den Kopf hin und her zu drehen wie ein Verzückerter, schwang sich dann urplötzlich mit wildem Flügelschlag in die Höhe und stieß dabei mit aller Kraft gegen die Holzdecke seines Käfigs, so daß er im nächsten Augenblick halb betäubt wieder zu Boden stürzte und eine Zeitlang verduht und regungslos in einer Ecke sitzen blieb, um dann mit der alten Ruhe seine Spaziergänge wieder aufzunehmen, bis das Spiel von neuem begann.

Nun war es wieder Frühling geworden, und die Nebelkrähen waren längst wieder abgezogen. Während des Winters hatten sie krächzend und hungrig den Hof umschwärmt und den alten Raben oft wegen der fatten Gefängniskost beneidet, wenn sie auf den beschneiten Stallböden saßen und zuschauten, wie

man ihm sein Futter brachte. Ein lauer Wind kam um die Hausecke, und die Hollunderbüsche, die am Speicher standen, zeigten schon grüne Blätterspitzen an ihren langen grauen Zweigen. Die Hühner gackerten wieder im Hofe, und der junge Hahn krächte lauter mit jedem Tage. Die Oestern waren im Anzuge, und draußen auf den Wiesen hingen bereits die silbergrauen Rätzchen an den dünnen Zweigen der Weiden.

Es war ein Sonntag. Denn wenn man auch die Kirchenglocken auf dem abgelegenen Pacht Hofe nicht läuten hören konnte, so war doch vor einer Stunde der Sohn des Pächters in seinem Feiertagsanzuge und mit dem Gesangbuch in der Hand über den Hof gegangen. Darum kam heute morgen die Magd und fütterte den Raben. Weil sie aber mit dem Knechte scherzte, vergaß sie, die Tür ordentlich wieder zu schließen, und einige Minuten später hatte der frische Morgenwind die kleine Gittertür, durch die man ihm sein Futter reichete, geöffnet, und weil niemand mehr auf dem Hofe war und der Knecht der Magd nachgelaufen war, stolzierte der alte Rabe auf den Wagenplatz hinaus. Aber er hatte die Welt noch nie, ohne ein derartiges Gitter vor den Augen zu haben, gesehen — darum blieb er nun vor Verwunderung über den ungewohnten Anblick stehen. Aber ihn, hoch über den Dächern, flog schwirrend eine Schar Stare vorüber, und der alte Rabe sah ihnen mit verzückten, verdrehten Augen nach. Und als wenn nun plötzlich alle Sehnsucht und alle vergessenen Erinnerungen seines Lebens in den nächsten Flügelschlägen zum Ausdruck kommen sollten, flog er plötzlich, mit wilder Kraft die ungeübten Flügel schwingend, auf und vorwärts! Da traf ihn schon im nächsten Augenblick ein heftiger Stoß. Taumelnd und drehend, aber immer noch in wilder und blinder Kraft die Flügel schlagend, kollerte er schwer wie ein Stein eine schräge Fläche hinunter und blieb dann, dumpf auf die feuchte Erde schlagend, liegen.

Aber nach einigen Minuten, in denen er regungslos still, wie tot, dagelegen hatte, erholte er sich und kam allmählich wieder zur Besinnung. Er mußte vorhin in blindem Freiheitsdrang gegen den Schornstein des Herrenhauses geflogen sein, und er war alt und vernünftig genug, seinen Kopf nicht zum zweitenmal eine derartige Probe bestehen zu lassen. Wieder erhob er sich und flog nun höher und höher, über Wiesen und Felder dahin. Ein wildes Gefühl der Freude durchdrang ihn. Er schlug so kräftig mit den Flügeln, als wollte er mit jedem Flügelschlage einen Angreifer zerschmettern, und seine glänzenden schwarzen Augen funkelten vor Kampfbegier und Stolz über die Freiheit, die ihm so plötzlich zuteil geworden war.

Unter sich sah er eine ihm völlig fremde Welt liegen, und bald flog er langsamer und ruhiger, um die Dinge genauer ins Auge fassen zu können. Aber da lag das Dorf, und die strohgedeckten Häuser schauten zwischen den noch kahlen Ästen der Bäume hervor. Dahinter breiteten sich die Felder aus, auf denen schon die Winterfaat grünte. Drüben lag die braune Heide und das Moor. Über ihm zogen die weißen Frühlingswolken leicht im Winde dahin, und dort in der Ferne lag der Wald, und mitten im Dorfe die Kirche. Die Luft war feucht und frisch vom Atem des Frühlings, und er glitt auf seinen großen schwarzen Schwingen mit sicheren Flügelschlägen dahin. Und nun, wie er so leicht und frei, wie wiedergeboren durch die Lüfte dahinsflog, faßte ihn ein ungeheures Gefühl der Erbitterung und Wut, daß man ihn von all dem so lange abgesperrt gehalten hatte. Alle Philosophie und Würde vergaß der Alte in diesem Augenblick. Er dachte an den schmutzigen Hof und den engen Käfig, den er eben verlassen, das rostige Drahtgeflecht und die grauen, unendlich langweiligen Jahre seiner Jugend, die er dahinter zugebracht hatte, und seine Augen funkelten tückisch. Mit langsamen Flügelschlägen ließ

er sich auf einer alten Eiche nieder, die nicht weit von der Kirche an der Dorfstraße stand, die zu dem Pachtthofe führte. Das Fliegen war eine ungewohnte Beschäftigung für ihn, und er wollte sich etwas verschmausen.

Der Gottesdienst mußte gerade zu Ende sein, denn auf allen Wegen, die der alte Vogel von seinem Platz aus sehen konnte, gingen Leute in Feiertagskleidern. Richtig! Da kam ja auch der Franz des Weges!

Von neuem faßte den Raben die Wut. Am liebsten hätte er sich mit gestäubten Federn und funkelnden Augen auf den Knaben gestürzt, der ihn einst aus dem Nest genommen und jahrelang in den engen Käfig gesperrt hatte. Ahnte er doch heute erst, wieviel er da drinnen entbehrt hatte.

Er warf einen Blick unauslöschlichen Hasses auf den Knaben, der unter dem Baum, auf dem der Rabe saß, vorüberging, ohne zu wissen, daß ihn sein alter Gefangener von oben mit tückischen Augen betrachtete.

„Schäm' dich, du Lämmel!“ fuhr es da plötzlich aus dem Vogel heraus. Es war das einzige Wort, das er während seiner langen öden Haft plappern gelernt hatte. Jedesmal, wenn ihn der Knabe gefüttert hatte, hatte er es ihm zugerufen. Nun klang es dem verdutzten Knaben plötzlich von oben herab in die Ohren: „Schäm' dich, du Lämmel!“

Er begriff nicht, woher die Worte kamen, und blickte sich verwundert nach allen Seiten um.

Aber er sah nichts um sich als einen Raben, der sich aus dem Geäst der alten Eiche, die ihre Krone über den Weg hinreckte, erhob und nun mit ruhigen Flügelschlägen den heimatischen Wäldern zusflog.



Der Weihnachtsengel



Immitten der Großstadt, in dem Schaufenster eines Spielwarenladens, dort, wo die Straßen an den trüben dunklen Abenden vor Weihnachten im Scheine der elektrischen Sonnen in einem Meere von Licht schwammen, und alle Auslagen hinter den großen Spiegelscheiben der Läden wie lockende Schätze aus Aladdins Wunderreich ausgebreitet lagen, hing an einem Gummifaden zwischen Schaukelpferden, Rindertrompeten, Puppen und Peitschen und tausend andern Dingen ein Weihnachtsengel aus Wachs. Frei schwebte er da, die blonde Perücke mit den gedrehten Löckchen kokett geschüttelt, die blauen Augen mit den gemalten Wimpern geradeaus gerichtet, das kleine kirchrote Mündchen zu einem Lächeln verzogen. Aber das Schönste an ihm waren seine Flügel. Sie waren aus durchscheinendem, dünnem Stoff gearbeitet und mit kleinen Strähnchen aus Goldpapier beklebt. Es sah märchenhaft aus, wie er dahing, mit den ausgebreiteten Flügeln, eine kleine Posaune vor dem Munde, als blase er ein fröhliches: Ich bin euch allen wohlbekannt — terettetttetet — komme gerade aus dem himmlischen Land — terettetttetet.

Geradezu wunderbar aber war es, wenn der Engel auf und nieder schwebte. Das war so großartig, daß er sich nur sehr selten dazu verstand. Er tat es nur dann, wenn eine der kleinen Verkäuferinnen, die vor Geschäftseifer und Unruhe bereits rote Köpfe bekommen hatten, mit eiligen Händen in das Schaufenster langte, um einen Gegenstand herauszunehmen und ihn dabei unversehens berührte. Dann begann er an seinem Gummifaden feierlich auf und nieder zu flattern, und leise bewegte er seine Flügel dabei — oh, das war geradezu zauber-

haft! Die Puppen, die so steif waren, daß ihre Gelenke ordentlich knirschten, wenn man sie aus ihren Pappschachteln herausnahm, sahen dann mit großen, neidischen Augen auf den Wachsengel, der an seinem Gummiband so fetterlich auf und nieder fliegen konnte und dabei die Flügel bewegte, ohne daß man einen Laut vernahm.

Aber die Vorübergehenden beachteten den Engel wenig. Er war etwas so Alltägliches! Daß er fliegen konnte und die Flügel dabei bewegte, war ja ganz hübsch — aber schließlich, was sollte man mit einem Engel anfangen? Man hätte ihn ja vielleicht in den Tannenbaum hängen können, aber er war ja so zart, daß man jeden Augenblick fürchten mußte, ihn zu zerbrechen, wenn man ihn in die Hand nahm.

So hing der Engel einen Tag um den andern. Das Schau- fenster wurde leerer und leerer. Eine Puppe nach der andern verschwand aus dem Fenster, und die Schaukelpferde hatten schon bis auf wenige den andern Aße gesagt.

Da sahen eines Tags ein paar Augen durch das Fenster auf den Engel, ein paar große, sehnsuchtsvolle Kinderaugen. Dicht an die Scheibe gedrückt stand die Kleine da, und sie starrte nur immer auf den Engel, der sich eben wieder leise auf und nieder bewegte, denn vor wenigen Minuten hatte eine der Verkäuferinnen ihm einen Tipps mit dem Finger gegeben.

„O, wie wunderschön!“ flüsterten die blassen Lippen des Kindes, und die Augen wurden noch glänzender vor Freude und noch um einen Schatten dunkler vor Sehnsucht.

Minutenlang blieb das Kind stehen. Es fühlte nicht die Kälte des Windes, die ihm die Finger erstarren ließ. Es achtete nicht auf die Vorübergehenden — es hatte alles um sich vergessen über dem Wachsengel an seinem Gummifaden.

„Was gefällt dir denn so im Fenster?“ fragte eine Dame,

die neben dem Kinde stehengeblieben war und es minutenlang beobachtet hatte.

„Der Engel!“ flüsterte es leise und wachte aus seinem Traume auf. Langsam wollte es weitergehen, die frierende Hand unter der Schürze verbergend.

„Wirklich?“ fuhr die Fremde fort, „warte nur einen Augenblick, ich schenke ihn dir!“

Bewundert blieb die Kleine stehen und sah die Dame in den Laden gehen. Alles Blut schoß ihr zum Herzen, als sie bemerkte, daß der Engel aus dem Fenster genommen wurde. Er wippte dabei so heftig auf und nieder, daß die Flügel über seinen Schultern zusammenschlugen. Oh, oh, wie unvorsichtig die Verkäuferin damit umging! dachte die Kleine erschrocken. Wenn etwas an ihm zerbricht!

„So — da! Nimm ihn mit!“ sagte die Spenderin lächelnd und verschwand darauf mit leichten Schritten in dem Gewühl der Passanten.

Bewundert blickte die Kleine auf das Paket in ihrer Hand. Sonderbar, wie sie zu dem Engel gekommen war. Sie wurde abwechselnd rot und blaß vor Scham und Freude. Und dann flegte doch plötzlich die Freude über das unerwartete Geschenk.

Es dachte an die niedlichen Flügel des Engels, die rosigen Hände, die braunen Augen und das blonde Haar, und in seinen Augen ging der Glanz wieder auf, den der Anblick des schwebenden Engels vorhin in ihnen entzündet hatte.

Mit klopfendem Herzen ging das Kind davon, rascher und rascher, um sein Geschenk nach Hause zu tragen. —

Im Armenviertel der Stadt lagen die Gassen düster und still. Der kalte Wind, der rauh um die Straßenecke blies, hatte alle Kinder in die Häuser geschleucht. Verlassen und öde lagen alle Gassen. Selbst die Laternen schienen hier trüber zu brennen als in den freundlicheren Straßen der Stadt, als

raubten die Gedanken der Sorge und des Kammers und der Druck des Elends, das hier tageln, tagaus hinter allen Mauern lastete, selbst dem Lichte auf den Straßen den Glanz.

Die Kleine huschte durch die wohlbekannteren düsteren Gassen, bis sie in einem der Häuser verschwand, wo sie über einen kleinen schmutzigen Flur hinschritt, eine der Zimmertüren öffnete und mit einem leisen „Guten Abend!“ die Stube betrat.

Eine muffige, übelriechende Luft drang ihr entgegen. Unter der Decke des Zimmers hing an einem Draht eine trübe brennende Petroleumlampe, die das Zimmer nicht zu erhellen vermochte und die Ecken in ihrem Dunkel liegen ließ.

„Na, Marie, bist du zurück?“ fragte eine Stimme aus dem Dunkel. „War wohl scheen, wat se alle ausgestellt hatten?“

„Ja!“ sagte die Kleine und blies sich in die frosterstarrten Hände. Dann begann sie hastig den Engel aus seiner Umhüllung zu befreien und hielt ihn dann mit steifen Fingern, strahlend vor Freude, vor sich hin.

„Sieh' mal, Großvatter!“ sagte sie, während der Engel mit wippenden Flügeln schaukelnd an ihrem Finger hing.

„Wat haste denn da?“ fragte die Stimme von vornhin.

„Einen Engel!“ rief die Kleine.

„Ei, gucke mal, nee!“ sagte der Alte, der jetzt mit humpelnden Schritten von seinem Stuhl an dem kalten Ofen aufgestanden war und die Puppe neugierig betrachtete. „Wo haste denn den her?“

„Na, Jotte doch! So'n Kind freit sich doch!“ sagte eine Frauenstimme aus dem Dunkel, unzufrieden über den spöttischen Ton des Alten.

„Am besten wäre der im Ofen!“ knurrte der Alte zur Antwort. „So'ne Dinger aus Wachs, die brennen jut!“

Während der Alte den Engel musternd unter der Petroleum-

lampe festknötete, erzählte die Kleine mit fliegenden Worten, wie man ihr den Engel geschenkt hatte.

„Na, die hätte dir ooch wat anderet kaufen sollen!“ knurrte der Alte wütend und sah auf den Engel, der die kleinen, rosenroten Flügel schwang und mit entsetzten Augen auf das Elend starrte, das ihn hier umgab. Am liebsten hätte er seine Augen geschlossen, aber das konnte er nicht. So blieb ihm nichts andres, als krampfhaft in seine Posaune zu blasen: Ich bin euch allen wohlbekannt — terettettettetet — komme eben aus dem himmlischen Land — terettettettetet.

Aber hier hatte man wenig Sinn für seine Botschaft, und nur das kleine Mädchen sah mit verzückten Augen andächtig zu ihm auf. Aber der Engel bemerkte es nicht. Er sah nur die zersprungene, häßliche Tapete, den kahlen Fußboden, die halbzerbrochenen Möbel, den Petroleumflecken gerade unter sich auf dem Fußboden und den Ausdruck der Erbitterung und des Elends in den Gesichtern, die ihn anstarrten.

„Oh, oh,“ flüsterte er, „wie grauenhaft es hier ist! Das ist kein Aufenthalt für mich, der ich doch für Glanz und Herrlichkeit gemacht worden bin.“

Langsam, voll Grauen und Entsetzen, begann er sich an seinem Gummifaden um sich selbst zu drehen und starrte dabei voll Schrecken in die düsteren Ecken des Zimmers. Da erstarb auch das fröhliche Lied, mit dem er sich eben noch hatte wieder Mut machen wollen, auf seinen Lippen.

„Häng' ihn doch etwat höher, Vatter!“ klang da wieder die Frauenstimme aus der Ecke. „So'n Engel ist et hoch gewöhnt.“

„Meinste?“ kicherte der Alte. „Aber ganz viel höher geht et nich.“

Mit altersschwachen, zitternden Händen knüpfte er die Gummischnur ab, um sie einzukürzen. Krampfhaft wippte der Engel

dabei auf nieder, als wolle er sich aufmachen, um dieser Stätte des Elends zu entfliehen.

Hätte er nur sein Lied dabei blasen können! Vielleicht hätte er einigen Trost darin gefunden. Aber die Töne blieben in der kleinen Posaune stecken. Krampfhaft versuchte er noch einmal: Ich komme aus dem himmlischen Land — terettetttetet — da entglitt plötzlich der Faden, an dem er hing, den zitternden Händen des Alten, und mit einem dumpfen Schläge fiel der Engel auf den Fußboden des Zimmers und brach in Stücke.

„Lollpatzsch!“ erklang die Frauenstimme im nächsten Augenblick aus der Zimmerecke. „Der Marie so die Freide zu verderben!“

Aller Glanz war in den Augen der Kleinen erloschen, bleich starrte sie auf den zertrümmerten Engel auf dem Fußboden, der dort mit zerschmetterten Armen und geknickten Flügeln lag. „Ich sagte ja, daß ich hier nicht leben kann!“ wimmerte er. Aber niemand hatte ein Ohr dafür.

„Ei, gucke mal,“ sagte der Alte, ein wenig verstört über sein Mißgeschick, „ick meinte, det er fliegen könnte!“



Fernweh



ch habe das Fernweh. Das ist ebenso schlimm, als wenn man Heimweh hat, und vielleicht ist es noch schlimmer. Es ist ein Sehnen in die Weite, welches das ganze Herz ausfüllt, die Gedanken schwer macht und das Blut unruhiger pulsen läßt. Man kann es nicht beschreiben. Es ist wie einer dieser müden, matten Sommerabende, die jetzt über das stille Land gehen, voll lauer Milde, an denen die Luft voll ist von Feuchtigkeit und Blumendüften, und die Häuser und Gärten in den verhaltenen Farben der Dämmerung daliegen, die Blätter regungslos an den Zweigen hängen und ganz von fern ein Kinderlied über den Zaun zu uns herüberdringt, bis sich die Schwere der Luft in einen feinen, wehmütigen Regen aufzulösen beginnt, lautlos und still, und der Abend in einer melancholischen Nacht versinkt, in der nur das stärker werdende Rauschen des Regens in den Kronen der Bäume an unser Ohr dringt. Und wir sitzen und lauschen hinaus in das sanfte Dunkel, das uns einhüllt, und seufzen.

Oder es ist wie das leise Zwitschern eines gefangenen Vogels, der das unruhige Umherhüpfen hinter den Stäben seines Käfigs aufgegeben hat und nun still dasteht und nur zuweilen die Flügel in leisem Schauern erzittern läßt. Das kleine Köpfchen mit den klugen, schwarzen Augen hat er zum Himmel hinaufgewandt, wo das Abendrot glüht, und dann bringt aus seiner Brust ein leises, sehnsüchtiges Gezwitscher hervor, das keine Ähnlichkeit mit den lauten, schmetternden Tönen hat, die er am Morgen gesungen. Fremde, seltsame Laute sind es, weich und leise, voll einer sanften Innigkeit, als hielte der Vogel Zwiesprache mit den kleinen Wolken, die oben am

Himmel unter dem Schein der Abendsonne erlischen. bis er die Flügel zusammenlegt und das Köpfchen darunter versteckt und nur noch emtgemal leise aufzwickert, als könne das sehnsüchtige kleine Herz in ihm noch immer nicht zur Ruhe kommen.

Es ist nicht zum erstenmal, daß ich das Fernweh habe. Ich kenne es längst. Es hat mich schon überfallen, wenn die Schneeflocken vor den Fenstern tanzten und der eisige Wind an die Scheiben meines Zimmers stieß. Am machtvollsten aber kommt es immer, wenn die hellen Nächte beginnen, diese Nächte, die uns nicht schlafen lassen, in denen nur eine Dämmerung herrscht, die den Tag nicht vergessen läßt, und in denen die Düfte der Blumen stärker und berausender aus dem Garten durch das offene Fenster dringen und die Träume der Morgenfrühe mit betäubendem Druck erfüllen.

Aber diesmal ist es stärker als sonst je.

Es hat mich mit solcher Gewalt ergriffen, daß ich am liebsten alles stehen und liegen ließe, um mit dem nächsten Zuge hinauszufahren in die Weite. —

Aber ich kann nicht. Es ist unmöglich, ich weiß es.

Vielleicht war es verkehrt, diese Wohnung zu beziehen, die in der Nähe des Bahnhofs liegt, wo ich jeden Tag, wenn ich am Fenster sitze, die Züge in die Weiten rollen sehe. Selbst in den langen schlaflosen Nächten höre ich den hellen Pfiff der Lokomotiven, die vor Ungeduld brennen, hinausstürmen zu können. Dann steigt es mir brennend heiß im Herzen auf und macht mich unglücklich und melancholisch.

Hinaus! Fort in die Weite!

Es würde mir einerlei sein, wohin es ginge, ins Gebirge, an die See, in die Heide — es käme nicht darauf an! Nur fort! Hinaus!

Sonnenbeschienene Wege tauchen dann vor meinem Auge auf, Wege, die durch goldgrüne Tannenwälder führen, Sonnen-

bildchen auf moosgrünem Waldboden, blaue Berge und schimmernde Meeresweiten, Sommersonnentage voll einsamer Schönheit und Freude am Wandern, heuduftende Waldwiesen und stille Bergabhänge.

Aber das ist es doch nicht allein.

Darüber wäre hinwegzukommen. Ich habe schon mehr Entbehrungen ertragen und ohne Willen einige Übung darin erlangt, mit einem Lächeln und einigen komisch verzweifelten Trostgründen darüber hinwegzukommen, wenn mir das Leben einmal wieder die Erfüllung eines sehnlichen Wunsches versagt. Mit einiger Einsicht und Ruhe kommt man über solche Dinge nicht allzu schwer hinweg.

Ich reise einfach in diesem Jahre ebensowenig wie in den vorausgegangenen beiden. Es geht nicht. Basta. Was ist groß dabei?

Aber so kommt man dem Fernweh nicht bei. Das sitzt doch tiefer.

Es ist ein Flügelrecken der Seele, ein Hinausbegehren in unbekannte Weiten, ein Lebensdrang und eine Sehnsucht, Brust und Herz zu weiten, neues Leben einzusaugen, Tage der Einker auf stillen Wanderungen zu halten, wo einen nur der eigne Schatten begleitet.

Nein, das ist es auch nicht. Oder nicht allein. Ich kann es eben nicht beschreiben. Es läßt sich auch nicht sagen. Man müßte ein Dichter sein, um es sagen zu können. Es ist zu tief und rätselhaft, als daß man es jemand sagen könnte. Ich habe es versucht. Aber zuletzt will es doch nur still ertragen sein.

Das schlimmste aber ist, daß es mich gerade jetzt wieder mit aller Macht ergriffen hat.

Es ist ja lächerlich zu sagen, aber mir ist, als brenne mir der Boden unter den Füßen, als zöge, treibe, schiebe, stoße, dränge mich eine unbekannte, geheimnisvolle Macht hinaus aus den Mauern der Stadt. Wohin? — Fort! Alles andre ist gleichgültig.

Aber es geht nicht.

Jedesmal, wenn mir das Herz vor Sehnsucht schwillt, daß es ordentlich fühlbar wird da drinnen in der Brust und auch anfängt zu drängen und zu stoßen, daß mir zuweilen ganz schwindlig wird davon, hole ich schleunigst diesen einen Gedanken herbei und gieße ihn wie einen Kübel kalten Wassers über meine Wünsche: Es geht nicht! Es ist unmöglich! Hörst du? Unmöglich!

Wenn es Geldmangel wäre — er würde mich nicht abhalten. Wenn ich auch ein Mädchen bin — wie ein Handwerksbursche würde ich zu Fuß reisen, den Rucksack auf dem Rücken, den Stab in der Hand, glücklicher als der Vogel in der Luft! Aber seitdem mir vor nun zwei Jahren der Arzt jede Hoffnung nahm (nehmen mußte!), jemals wieder ohne fremde Hilfe mich bewegen zu können, quält mich dieses unbestimmbare Etwas, diese rätselhafte Sehnsucht mit unsäglichem Schmerz.

Ich tröste mich ja, so gut ich kann. Du mußt lernen, dich in das Unabänderliche zu finden. Es gibt Tausende, die unter andern Qualen heftiger leiden als du! versuchte ich mir einzureden. Mitunter scheint es mir zu gelingen. Aber wenn ich eben glaube, gesiegt und das dumpfe Weh überwunden zu haben und lächelnd und mit heiterer Ergebenheit zum Fenster hinausblicke, brechen mir Schmerz und Sehnsucht doch plötzlich wieder wie eine versteinerte und nun wieder lebendig gewordene Quelle aus Herz und Augen.

Was will dieses unerklärliche Fernweh von mir? Ich fühle wohl, wenn ich auch fortkönnte von hier, Ruhe würde ich nirgend finden. Es wäre mit einer Flucht ins Gebirge oder an die See nicht zu stillen. Ist es der Tod, der mich mit Sehnsucht locken will? So wäre mein Fernweh doch ein — Heimweh?

Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es mich quält und daß ich es nicht länger mehr ertragen kann. Ich werde darum diese Wohnung so bald als möglich wieder verlassen, wo man die Pfliffe der Lokomotiven und das stoßende Rollen der Räder auf den Schienen selbst in der Stille der Nacht noch hört ...



IV. Klasse



Ich sitze in einem Abteil der Vierten und fahre an ein paar Haltestellen vorbei ins Freie, nur um wenigstens für einige Stunden dem Qualm und Dunst der Großstadt zu entrinnen. Der Wagen ist gedrängt voll. Leute mancherlei Schlages. Die meisten sind Arbeiter, die Feierabend gemacht haben und nun heimsfahren. Die wenigen Sitzplätze im Wagen sind dicht besetzt. Alles andre hockt auf Körben und Koffern oder hält sich bei dem Schwanken des Wagens stehend an den Lederriemen, die braun und fett wie geräucherte Aale unter der Decke baumeln.

Neben mir sitzt eine Frau. Aus ihren Kleidern strömt der eigentümliche, würzige, durchdringende Geruch, den nur die

Landbewohner haben. Ihren mit kurzgeschnittenem Häcksel gefüllten Korb hat sie vor sich auf den Fußboden gestellt. Wahrscheinlich hat sie Eier in der Stadt verhandelt. Nun sitzt sie und zählt ihr Geld, langsam, bedächtig. Geduldig machen die Lippen jede Bewegung mit.

Während sie zählt, betrachte ich sie. Sie muß bereits nahe an den Fünfzigern sein. Ihr Haar ist ergraut, und das braune Gesicht zeigt Runzeln über Runzeln. Die Augen haben rote Ränder, und die Hände sehen zerarbeitet, braun und rissig aus, mit schmutzigen Fingernägeln.

„Gute Geschäfte gemacht?“ frage ich, als sie mit Zählen fertig zu sein scheint und innehält.

Aber sie antwortet nicht, schüttelt nur stumm den Kopf und beginnt ein wenig hastiger von neuem zu zählen.

Nachdem sie abermals zu Ende ist, beginnt sie alle Taschen durchzukramen, aber sie bringt nicht einen einzigen Nickel mehr zum Vorschein.

Noch einmal beginnt sie zu suchen. Erst die Tasche im Oberkleid, dann die im Unterkleid. Zuletzt kommt ein Beutelchen dran, das sie zwischen dem Häcksel in einem ihrer beiden Körbe hervorholt. Aber es ist vergeblich. Sie findet keinen Pfennig mehr.

Ihr Gesicht ist starr geworden, von einer fahlen Blässe bedeckt.

Regungslos verharrt sie. Dann beginnt sie plötzlich von neuem zu zählen, noch langsamer und gründlicher als vorher, die Zahlen halblaut vor sich hinhurmeln.

Als sie wiederum zu Ende ist, bekommt ihr Ausdruck etwas ungeheuer Trostloses. Es ist, als wäre sie zu Stein geworden, so ruhig sitzt sie da, so fahl und grau ist ihr Gesicht.

Worüber mag die Alte nachdenken? Was fehlt ihr?

Der Zug donnert über eine Brücke.

Trum — rum — rum! — trum — rum — rum! machen die Räder.

Niemand quält sich um die Alte.

Setzt sehe ich erst, daß ein Kind zu ihr gehört, ein Mädel von neun Jahren etwa, flachsfarbig und blauäugig.

Auch das Kind hat bemerkt, daß es mit der Alten nicht seine Richtigkeit haben muß.

Angstvoll steht es vor ihr, drängt sich an ihre Knie und starrt ihr besorgt ins Gesicht.

„Mudder, wat fehlt di?“

Die schüttelt stumm den Kopf, flüstert aber dann dem Kinde leise und hastig ein paar Worte ins Ohr.

Die Kleine beginnt zu weinen. Erst füllen sich die Augen mit Tränen, dann rollen ein paar über die Wangen, und zuletzt beginnt sie laut zu schluchzen. Nun werden allmählich die übrigen aufmerksam, die Arbeiter drüben auf der Bank gegenüber, der Bursch mit dem kalkbeschnitzten Hut und den hohen Schaffstiefeln, auf denen noch der Staub der Arbeit liegt, und das junge Mädchen drüben am Fenster.

Eine Frau, die müde und vergrämt auf einem alten Koffer hockt und ihrer Nachbarin eben auseinandersetzt, daß sie seit heute morgen um fünf Uhr unterwegs ist, fragt die Alte, was los ist.

Die stößt nun mit ein paar Worten heraus, daß sie in der Stadt Eier verhandelt hat und daß ihr zwei Mark an ihrem Gelde fehlen. Irgend jemand muß ihr falsch herausgegeben haben. Und sie muß die Eier selbst kaufen, die sie in die Stadt trägt.

Alle lauschen herüber, während sie spricht, und die neugierig gespannten Blicke, die auf ihr liegen, werden weich und mitleidig, als sie schweigt und sich noch einmal aufseufzend über ihr Geld hermacht und noch einmal zu zählen beginnt.

Vielleicht, daß sie sich doch vorhin beim Zählen versehen hat?

Wie ich die Alte sehe, schüttelt mich das Mitleid. Zwei Mark! Ganze zwei Mark! Und so viel Kummer darum! Wie gern möchte ich der Alten das Geld geben. Es zuckt mir in der Hand. Aber ich weiß nicht, wie ich es anfangen soll. Es sieht so progig aus, wenn ich nun in die Tasche lange und sage — Ja, was sagt man da?

Ich bin unglücklich, daß mir nicht einfallen will, was man in solchem Falle sagt ...

Währenddessen zieht der Bursch drüben, der mit dem kalkbeschnuigten Hut, eine Harmonika aus der Tasche und fängt an, darauf zu spielen.

Unpassender kann ja wohl nichts sein, als zu dem Kummer der Alten, der ihr doch deutlich genug im Gesicht geschrieben steht, noch Musik zu machen!

Das Kind dauert mich am meisten. Es weint, als wenn es die zwei Mark selbst verloren hätte. Es wird von uns allen am besten wissen, wieviel das Geld für die Mutter bedeutet.

Die Räder stoßen: Trum — rum — rum!

Der Bursch drüben hat sein Stückchen ausgespielt. Nun geht er auch noch sammeln, den Hut in der Hand.

Aber außer mir scheint sich niemand daran zu stoßen. Im Gegenteil: aus allen Taschen wandern Nickel und Kupferstücke in den Hut.

Auch zu mir kommt er, ein leises Lächeln um den bartlosen Mund.

Ich wende mich ab, geärgert und unwillig.

Aber der Bursch verzieht keine Miene, wendet sich dafür an meine Nachbarn und schüttet plötzlich der Alten das gesammelte Geld in den Schoß. Dann kehrte er an seinen Platz zurück, als sei nichts geschehen.

Die Alte ist völlig überrascht. Sie will danken, kann aber keine Worte finden, ist völlig ratlos und verwirrt.

Im selben Augenblick knirschen die Bremsen. Der Zug hält mit einem Ruck.

Ich fühle, ich bin glutrot geworden.

Wenn es so gemeint war! — Beschämt will ich mein Portemonnaie hervorholen. Aber es ist schon zu spät. Ich sehe noch, wie die Alte draußen steht, kopflos und rein verwirrt vor Überraschung und Glück ...

Dann wird die Tür wieder zugeworfen, die Lokomotive pfeift, und rumpeleud fährt der Zug weiter.

Der Schein der untergehenden Sonne liegt glühend rot in den Scheiben der Fenster.





Kirschen



er Nachtsch war bereits aufgetragen, und wir warteten nur auf das Zeichen unsrer Gastgeberin, uns von unsern Plätzen erheben zu dürfen, als der Diener noch einen großen, schimmernden Tafelaufsatz von besonders erlesenem Geschmack auf den Tisch stellte, dessen kostbare geschliffene Kristallschalen allein mit ausgesucht schönen, frischen Kirschen gefüllt waren, deren dunkles Blutrot zu dem blendenden Weiß des Silbers und dem Glanze des geschliffenen Kristalls einen wundervollen Gegensatz bildete.

Jeder von uns lobte die köstlichen, kühlen Früchte, wunderte sich aber im stillen, noch einmal Früchte angeboten zu sehen, nachdem das frische Obst vorhin bereits wenig Zuspruch gefunden hatte.

„Ich feiere nämlich heute das Fest der ersten Kirschen,“ nahm unsre Gastgeberin, die unsre Gedanken erraten haben mochte, lächelnd das Wort, als der Diener das Zimmer wieder verlassen hatte.

„Es ist das eine Erinnerungsfester für mich, ja, ein Fest, wenn Sie so wollen, nur hat es keinen fröhlichen Anlaß, wie ihn Feste sonst zu haben pflegen. Aber ich feiere es in jedem Jahre, sobald die ersten Kirschen reifen ... Mit diesen Früchten ist nämlich eine der schmerzlichsten Erinnerungen aus meiner Kinderzeit verknüpft. Auch wenn sie die Veranlassung zu meiner Gewohnheit kennen, werden Sie sie vielleicht eine Grille nennen, eine Wunderlichkeit, eine Schrulle des Alters, was weiß ich! Sie werden die Achseln zucken und sagen: Na ja, alte Leute haben so ihre Eigenheiten. Meinemwegen, ich bin Ihnen nicht gram darum. Aber es ist wirklich nicht das Alter,

das mich auf die Idee meines Festes gebracht hat ... Ich feiere es seit der Zeit, in der mein Vater wieder zu einigem Vermögen kam. Seitdem habe ich es jedes Jahr im stillen, ganz für mich begangen. Ein angenehmer Zufall will es, daß ich den Abend meines Festes diesmal in Ihrer Gesellschaft verbringe. Das Schönste ist aber der Morgen meines Kirschentages. Da lasse ich auf den Spielplätzen aller Schulen in der Stadt ein paar Körbe voll Kirschen an die Kinder verteilen ... Ich tue es zur Erinnerung an den Tag, an dem ich als Kind zum erstenmal die Unerbittlichkeit und Trostlosigkeit der Armut kennen gelernt habe.“

„Erzählen Sie!“ baten wir sie, und unsre Gastgeberin fuhr fort:

„Ich sagte Ihnen schon, daß sich meine Gewohnheit an eine Erinnerung aus meiner Kinderzeit knüpft. Ich war damals ein sechsjähriges Mädchen, und ich weiß noch so deutlich, als wäre es gestern gewesen, welche Freude mir der erste Schulausflug machte. Tagelang vorher fieberte ich vor Erwartung, und ich glaube, meine Träume sind selten wieder von solcher Unruhe erfüllt gewesen, wie in der Nacht vor dem kommenden großen Ereignis. War doch für mich damals ein Schulausflug ein Ereignis, denn meine Eltern waren arm, ärmer als ich es mit meinen sechs Jahren begriff. Mein Vater hatte bald nach meiner Geburt sein gesamtes Vermögen durch einen Schicksalschlag verloren. Wenn ich heute an diese Jahre zurückdenke, verstehe ich erst ganz, wie meine arme Mutter in der Zeit gelitten haben muß. Für sie war die Zeit meiner ersten Kindheit düster und grau von den Schatten der Armut und steter Entbehrungen. Ein harmloser, fröhlicher Ausflug mit uns Kindern ins Grüne wäre ihr als eine Verschwendung erschienen. Ich war darum kaum einmal über die Straße hinausgekommen, in der meine Eltern wohnten. Sie können sich denken, welche Wonne mir ein Ausflug versprechen mußte,

der welt vor die Tore der Stadt in einen Kaffeegarten führen sollte. Aber bereits am Tage vorher fiel der erste Wermutstropfen in den Becher meiner Freude.

Ich sehe noch alles genau vor mir: Es war in der Dämmerung, und ich hockte auf einem Bänkchen zu den Füßen meiner Mutter. Aufgeregt plauderte ich von dem, was der nächste Tag an Freuden bringen werde. Aber meine Mutter blieb still und schweigsam. Sie strich mir nur einigemal zärtlich mit der Hand über den Scheitel und sah mich still und traurig an.

Plötzlich sah ich langsam eine Träne aus ihrem Auge quellen.

Ich war bestürzt, unglücklich und selber dem Weinen nahe.

Auf meine Frage, was ihr fehle, antwortete sie nicht, seufzte nur, nahm meinen Kopf zwischen ihre beiden Hände und küßte mich lange und innig.

Am folgenden Tage hatte ich das Vorgefallene vergessen und stand am Mittag fertiggerüstet im Sonntagskleide und wartete voll Ungeduld auf den Augenblick, ausdrücken zu können.

Das Essen war bereits abgeräumt.

Mein Vater war um Mittag ärgerlich und verstimmt heimgekommen, und hätte nicht der Ausflug vor der Thür gestanden, so hätte ich merken müssen, wie unglücklich meine Eltern gerade an diesem Tage waren. Aber ich hatte kein Auge dafür! Erst als meine Mutter mich mit den Worten: ‚Geh zu Vater, daß er dir ein Taschengeld gibt!‘ wieder ins Zimmer schickte, ahnte ich, daß etwas vorgefallen sein mußte.

Etwas beklommen tat ich, wie mir gehelßen war. Mein Vater griff denn auch sofort in die Tasche und schenkte mir einige Nickelstücke. Ich erinnere mich nicht mehr, wieviel es gewesen sind. Aber ich weiß heute sicher, — daß es die letzten gewesen sind, die er besaß.

Strahlend vor Freude sprang ich hinaus. So reich war ich mein Lebtag noch nicht gewesen.

Der Nachmittag brachte eine Kette von Seligkeiten.

Mit Gesang marschierten wir hinaus und spielten, sangen und lärmten im Grünen. Eine Kuchenbude gab es im Garten und eine Schaukel, auf der man bis in die untersten Zweige der Bäume emporflog. Das Köstlichste aber war für mich ein Stand mit Kirschen. Große, schwarze, lockende Früchte waren es, süß und frisch, als wären sie eben im Paradiese gepflückt. Zu Hause bekam ich nie welche. Heute aber konnte ich mir kaufen, was ich wollte! Eine Tüte voll nach der andern verzehrte ich, und als es abends nach Hause ging, war meine Tasche leer.

Selig von den Genüssen des Tages kam ich heim.

Stumm kleidete meine Mutter mich aus.

Plötzlich flüsterte sie mir im Dunkel der Kammer ins Ohr: ‚Wieviel Geld hast du übrigbehalten?‘

‚Nichts!‘ erwiderte ich ahnungslos. ‚So schöne Kirschen gab es da.‘

Ich fühlte, wie sie bei meiner Antwort zusammenzuckte.

‚Nichts?‘ fragte sie tonlos, und mir begann bei dem eigentümlichen, matten Klang ihrer Stimme das Herz zu klopfen.

Eine bange Stille folgte. Dann hörte ich, wie sich aus ihrer Brust ein Seufzer losrang, leise, verhalten und doch deutlich in der drückenden Stille der Kammer.

In diesem Augenblick begriff ich plötzlich, was geschehen war. Ich hatte mein Geld vertan, leichtsinnig für Kirschen hingegeben, und zu Hause litten wir Mangel am Nötigsten! Nur um mir meine kindliche Freude nicht zu zerstören, hatten meine Eltern mich gehen lassen. Mein Vater hatte nicht gewollt, daß ich als einzige aus der Klasse zu Hause bleiben sollte, und seine letzten Nickel darum gegeben!

Am folgenden Tage gab es kein Mittagessen, und zum erstenmal begriff ich, wie unerbittlich grausam das Leben sein kann.

Keine meiner heimlichen bitteren Tränen schaffte nur einen einzigen der leichtsinnig ausgegebenen Groschen wieder her.

Den Tag hab' ich heute noch nicht vergessen!

Jedesmal, wenn ich die ersten Kirschen in den Straßen aus- geboten sehe, wird er wieder lebendig in mir. Ich fühle wieder den entsetzlichen Druck der Armut und habe nicht eher Ruhe, bis ich eine Schar kirschenhungriger Kinder erfreut habe.

Sie werden das kindisch und lächerlich finden. Aber ob Sie an meiner Stelle an den ersten Kirschen des Jahres vorbe- könnnten, ohne schmerzlich an Ihre Kindheit erinnert zu werden?"



Der Kondor



n einem elenden Menageriekäfig, zwischen einem Brüll- affen und einem Paar abgemagerter Hyänen, saß ein Kondor gefangen. Es war noch ein junges Tier. Seine Flügel hatten noch nicht die volle Größe, und in den Rielen der Schwungfedern befand sich noch Blut. Vor Monaten hatten ihn die Hände eines Jägers aus dem unbewachten Nest genommen. Nun saß er hinter den rostigen Eisenstäben seines Käfigs und dachte an die Heimat ... Stundenlang saß er da und starrte mit trübem Blick in die halbdunkle Bude hinein, in der es nach Pferde- fleisch roch und alle Gegenstände den scharfen Geruch der Raub- tiere angenommen hatten, die ruhelos hinter den Stäben ihrer Gefängnisse auf und ab schlichen. Seine Federn waren struppig und unordentlich, so jung sein Gefieder noch war, seine Be- wegungen waren matt und lässig; nur in den Augenblicken, wo ihm ein Traum die einsame Größe seiner Heimat zeigte, die blauen Berge und die schroffen Felsen Perus und die wilden Täler, die sich dort zwischen den Bergen hinziehen, leuchtete sein Auge auf, und mit wilden Flügelschlägen versuchte er sich zu erheben, von Sehnsucht gequält ... Aber die kurze harte Kette über den Zehen des linken Fußes mahnte ihn an sein Schicksal und zog ihn wieder auf sein Sprungholz zurück, auf dem er einen Tag nach dem andern verbrachte. Dann legte er wieder die Flügel zusammen, zog den Kopf zwischen die Schul- tern und schaute mit trübem Blicken auf die Leute, die vor seinem Käfig standen und ihn neugierig betrachteten.

Er war einer der Hauptanziehungspunkte für die Besucher der Tierbude und wurde als „echter Felsenadler aus den Kor- dilleren Amerikas“ im Verzeichnis geführt, einem kleinen,

schmutzigen, gedruckten Stück Papier, auf dem in dicker, schwarzer Schrift das Wort „Katalog“ zu lesen war und das nach Pferdefleisch roch, wie alles, was zur Bude gehörte. Dabei war es ein Glück, daß es in der Bude nach Pferdefleisch roch, wenigstens für die Tiere, die man darin eingesperrt hielt, denn Pferdefleisch war für sie die einzige Wonne ihres Lebens, ihre Morgen- und Abendandacht. Wenn es aber zuweilen fehlte und man erst auf Besucher warten mußte, um von neuem einkaufen zu können, knurrten die Tiere ungeduldig hinter ihren Gitterstäben und warfen tückische Blicke auf die Leute, die satt und zufrieden die Bude betraten, um die Tiere zu betrachten.

Jede Vorstellung begann damit, daß der „Tierbändiger“, der am Schluß die Wölfe über die Schnur springen ließ, ihnen glühende Reifen vorhielt und sie mit der Peitsche zwang, hindurchzuschlüpfen, den Kondor vorführte. Er wurde mit der Sitzstange aus dem Käfig genommen, man breitete seine Flügel aus und zeigte, wie weit sie klafferten, und dann liebkoste der Wärter ihn und gab ihm ein Stückchen Fleisch. Meistens ließ das Tier alles ruhig mit sich geschehen. Matt und schläfrig, bewegte es sich kaum auf seiner Stange. Aber zuweilen leuchtete es in seinen Augen auf, als zöge ein königlicher Traum an ihnen vorüber, ein Traum von einem Flug über Berggipfel hinweg, von der Jagd auf lebendige Beute und dem freien Horste auf schwindelnden Felsenwänden. Es war nur ein kurzes Ausleuchten, ein Aufflackern, eine vorüberhuschende Erinnerung. Aber wer diese funkelnden, königlichen Blicke aufging, voll tückischen Hasses auf die, die ihn quälten, erschrak und trat unwillkürlich einen Schritt zurück.

Nach einigen Monaten wußte es der Besitzer: „Cäsar“ hatte die Schwindfucht. Es war das ewige Kreuz, daß die besten Tiere seiner Bude nach einiger Zeit an der Schwindfucht eingingen. Daran hatte er den Schimpanfen verloren, den er im

vorigen Jahre für teures Geld erstanden hatte, den großen Amazonenpapagei und den Ara, der alle Besucher durch die Pracht seiner Federn fesselte. Langsam, allmählich begannen die Tiere zu kränkeln und gingen trotz der aufmerksamsten Pflege nach einiger Zeit ein.

Eines Tages wurde der Kondor wieder „vorgeführt“. Der Wärter strich ihm mit der Hand über den Rücken und zog die Flügel auseinander, wie er es sonst tat. Aber welche Fieberphantasie mochte dem königlichen Tiere plötzlich den Blick blenden, ihm das Blut ins Gehirn treiben und dem Blick seiner Augen den Ausdruck maßloser blinder Wut geben? War es die Krankheit? War es der Ingrimm über die langsame Todesmarter, die ihm zuteil geworden war, war es die Wut darüber, daß man ihn eingesperrt hielt und nun langsam das Mark seines Lebens dahinschwand, unaufhaltsam? Wütend hatte er sich plötzlich auf den Wärter gestürzt, dem er sonst nie zu nahe gekommen war. Mit einem einzigen Schnabelhiebe hatte das von einer Vision aufgestachelte Tier seinem Pfleger ein Auge ausgehackt und die beiden Füße mit den Krallen in seine Wangen eingeschlagen. Ein Schrei des Entsetzens erfüllte den Raum; man eilte herbei und warf sich auf das wilde, mit den Flügeln schlagende Tier, in dem der Geist seiner Rasse mit einem einzigen Schlage erwacht schien. Und dann verging der Wutanfall so plötzlich wie er gekommen. Mit unbewegter Ruhe hockte das Tier wieder auf seiner Stange und ließ sich in seinen Käfig zurückbringen. Dort saß es, als sei nichts geschehen, und starrte mit dem müden Blick ins Leere, den es vom ersten Tage an gehabt hatte, als es in diesen Raum gebracht worden war.

Am folgenden Morgen fand man den Kondor tot in seinem Käfig. In seinem Todeskampfe hatte das gefesselte Tier sich in die Kette verstrickt, und nun lag es da, als wenn es die eiserne Fessel im letzten Augenblick noch hätte zerbrechen wollen.



Die Moorhege



Es war an einem jener trüben, stürmischen Winterabende, die uns melancholischer machen können als alles andre auf der Welt.

Wir saßen am Kamin und hatten den Jagdgeschichten unsers Gastgebers zugehört, die er so vorzüglich zu erzählen verstand, und in denen er unerschöpflich war. Im Zimmer war die Dämmerung darüber tiefer und tiefer geworden, und nur das Kaminfeuer erleuchtete, zuweilen heller aufflackernd, das Dunkel.

Während einer Gesprächspause stand unser Freund plötzlich auf und wollte die Lampe bringen lassen.

„Bitte nicht!“ baten wir alle.

„Nun, wie ihr wollt,“ sagte er und kehrte lächelnd an seinen Platz zurück. „Der Zauber der Dämmerung ist vielleicht die einzige Romantik, für die wir heute noch empfänglich sind. Aber das Dunkel kann auch furchtbar sein, quälend, entsetzlich, atemraubend und drückender als die Last der Erde. Ich habe das einmal mit all dem Schauer empfunden, den nur die Wirklichkeit geben kann.“

„Erzähle!“ baten wir ihn.

„Es ist nur eine Jagdgeschichte, aber immerhin eine der sonderbarsten, die ich erlebt habe,“ fuhr er fort. „Sie liegt bereits etwa zwanzig Jahre zurück, und doch entsinne ich mich aller Einzelheiten. Selten hat ein Ereignis einen tieferen Eindruck in mir zurückgelassen.“

Ich war damals auf einige Tage bei einem meiner Freunde zu Besuch, einem Herrn von Steinhäusen — ihr werdet ihn nicht gekannt haben, er ist nun bereits seit einer Reihe von Jahren tot. Er hatte sich in der Zeit, irgendeiner Grille folgend,

ein großes Landgut gekauft, das in der Gegend zwischen Weser und Elbe in einer jener Heide- und Moorgegenden lag, die sich dort einsam und unermesslich unter dem weiten Himmel erstrecken und ein ideales Jagdgelände darstellen. Besonders auf Sumpfvögel, Enten und wilde Gänse, die zuzeiten in ganzen Schwärmen hier durchpassieren, kann man dort vorzüglich jagen, und mein Freund, der meine Jagdleidenschaft kannte, freute sich mit der ganzen Befriedigung des Gastgebers, als mir beim ersten Pürschgang vor Jagdeifer und Freude die Augen übergingen.

Ich blieb darum länger, als ich eigentlich gewollt hatte, jagte und leistete meinem Freunde Gesellschaft, der den liebenswürdigsten Wirt vorstellte, den es je gegeben hat.

Eines Tags — der Tag meiner Abreise war bereits festgesetzt — überraschte er mich mit dem Vorschlag, in der nächsten Nacht einmal nach Weise der Bauern auf den Entenfang auszugehen.

Ich hatte früher viel von dieser Art Jagd gehört und war darum begierig, sie kennen zu lernen.

Am nächsten Abend — es war ruhig und windstill, und der sternklare Himmel ließ leichten Frost erwarten — machten wir uns auf den Weg.

Mein Freund hatte ein großes Schlagnetz, wie es in der dortigen Gegend gebraucht wird, und eine Lockente in ein Schiff bringen lassen, das auf einem der Arme des Flusses lag, der zu dieser Zeit das flache Land mit unzähligen Kinnfälen überflutete und ein wahres Dorado für unsre Leidenschaft bildete.

Das Boot war außerordentlich schmal und lang; jede unvorsichtige Bewegung hätte es zum Kentern gebracht. Aber mein Freund verstand es, damit umzugehen. Er stieß das Boot mit einer langen Ruderstange vorwärts, und bald kamen wir in die schmalen Arme des Flusses, wo der Unkundige sich

in dem Gewirr der durcheinanderlaufenden unzähligen Wasserzüge, Gräben- und Flußläufe nimmermehr auskennen kann.

Erst nach einigen Stunden machten wir Halt. Ein großer, breiter, am Rande mit Röhricht bewachsener Tümpel dehnte sich vor uns aus, und an seinem Rande lag auf einem kleinen, niedrigen, künstlich aufgeworfenen Erdhaufen eine Hütte, nicht höher als dreiviertel Meter und nur darauf eingerichtet, einem liegenden Mann einen Unterschlupf zu gewähren.

Hier wollten wir bleiben. Wir spannten das Netz aus, das, ins Wasser gelegt, den argwöhnischen Enten unsichtbar bleiben mußte, setzten die Lockente aus und wollten uns nun in die Hütte zurückziehen und das Weitere abwarten, als wir die Entdeckung machten, daß die Zugleine, die zu unsrer Hütte führte, nicht glatt arbeiten wollte. Sie mußte sich irgendwo im Röhricht verfangen haben, und mein Freund fuhr noch einmal nach dem Netz hinüber, um nachzusehen.

Gerade kam er zurück, als er beim Aussteigen durch einen Fehltritt das leichte Boot in ein bedenkliches Schwanken brachte und unversehens ins Wasser stürzte. Ich half ihm bald wieder heraus. Aber die Situation war mehr als ungemütlich für ihn. Eine Nacht hindurch mit den völlig durchnässten Kleidern unbeweglich in der zugigen kleinen Hütte zuzubringen, wäre einem Selbstmord gleichgekommen, und so entschloß er sich denn, halb ärgerlich und halb belustigt über sein Mißgeschick, so schnell als möglich heimzufahren, um sich mit trockener Kleidung zu versehen. Gegen Morgen wollte er zurückkehren und mich und die gefangene Beute abholen. Er hoffte, sich unterwegs durch die Bewegung einigermaßen warmhalten zu können, wünschte mir den besten Erfolg und nahm Abschied.

Lautlos wie ein Schatten glitt sein Boot wenige Sekunden später in die Dunkelheit hinaus.

• • •



Ich wickelte mich in meinen Mantel, streckte mich in der niedrigen Schughütte aus und horchte in die Dunkelheit hinaus. Nur das leise Gurgeln des Wassers und das knisternde Rauschen des trockenen Röhrchens drang an mein Ohr. Die Lockente schwamm ruhig auf ihrem Plage hin und her, plätscherte, tauchte und putzte eifrig ihr Gefieder, das durch den Transport im Boote arg in Unordnung gekommen sein mochte.

In der ungeheuren Stille der öden, menschenleeren Gegend klang jedes Geräusch mit doppelter Stärke zu mir herüber, und deutlich hörte ich einige Stunden nach Mitternacht den ersten, weit entfernten Ruf vorüberziehender Wildgänse.

Ich spähte zum Nachthimmel hinauf, sah aber nichts als das bleiche Flimmern der Sterne. So vergingen mehrere Stunden. Ich hatte mich auf eine längere Wartezeit gefaßt gemacht, kann aber nicht leugnen, daß ich zuletzt doch eine leise Abspannung empfand.

Gegen Morgen merkte ich endlich, daß die Lockente auffällig unruhig wurde. Sie schlug klatschend mit den Flügeln und begann unruhig hin und her zu schwimmen und zu schnattern. Wenige Minuten später merkte ich, daß Enten auf dem Teiche einfielen.

Der Jagdeifer in mir erwachte. Ich faßte den Strick, mit dem ich das Netz schließen wollte, fester und lauschte gespannt über den dunkeln Spiegel des Wassers hin.

Ein paar atemlose Minuten vergingen.

Plötzlich sah ich die wilden Enten dicht bei der zahmen, die mit sonderbarem Rucken des Kopfes nun still an ihrem Plage verharrete. Ich konnte meine Ungeduld nicht länger zügeln, ein Ruck, und das Netz schlug zu.

Ein mildes Klatschen und Flügelschlagen bewies mir, daß ich Glück gehabt hatte, und ich umging den Teich, um näher an die Stelle zu kommen, wo das Netz gestellt war.

Vorsichtig zog ich es ans Land. Und nun blieb mir nichts andres übrig, als die gefangenen Tiere — es waren drei — mit den Händen zu erwürgen, wenn ich sie nicht der Freiheit zurückgeben wollte.

In diesem Augenblick empfand ich gegen diese Art der Jagd, die ich ja eigentlich nur ihrer Sonderbarkeit willen einmal hatte mitmachen wollen, einen starken Widerwillen. Es ist doch etwas andres, ein Tier mit der Büchse aus der Luft zu holen, als es heimtückisch in Schlingen und Netzen zu fangen und ihm dann kaltblütig das Genick umzudrehen.

Ich war ärgerlich auf mich selbst, als ich, die warme Beute unter dem Arme, zu meiner Hütte zurückkehrte. Ich hatte das Netz nicht wieder aufgestellt und beschloß, den Morgen und meinen Freund zu erwarten, ohne einen neuen Versuch zu machen.

Lieber wollte ich in der Morgendämmerung dies oder jenes zu schießen versuchen, wenn ich auch vielleicht vorläufig darauf verzichten mußte, der Beute habhaft zu werden, da wir die Hunde absichtlich zu Hause gelassen hatten.

* * *

Langsam graute der Tag mit jener schweren, bleiernen Müdigkeit, die nur die Wintertage haben. Der Himmel hatte sich bezogen. Der Wind, der vorhin frischer geworden war, hatte sich wieder gelegt, und nun begann mein Unglück: es begann zu nebeln.

Wer den Nebel dieser Gegend nicht kennt, der zäh und dick und den Augen ebenso undurchdringlich ist wie eine Wand, der weiß nicht, welche Gefahren er birgt. Er kam anfänglich zart und weich wie Flaumfedern, aber jede Minute ließ ihn stärker und dichter werden, und nach einer halben Stunde saß ich wie in dem weißen Dampf eines Waschhauses. Keine fünf Schritte vermochte ich zu sehen, und mit Sorge dachte ich daran, wie

sich mein Freund durch das unzählige Gewirr der Wasserzüge zu mir zurückfinden würde.

Ich hatte meinen Mundvorrat bereits während der Nacht verzehrt und wartete mit doppelter Sehnsucht darauf, erlöst und heimgefahren zu werden. Aber die Stunden rannen, und kein noch so entfernter Laut verriet mir, daß sich ein Boot nahte.

Ich rief, pfiß, klatschte in die Hände, schrie so laut ich konnte in den Nebel hinaus: „He, holla! Hier!“

Aber nichts antwortete mir als das leise Plätschern des bleigrauen Wasserspiegels zu meinen Füßen.

Ich wartete bis Mittag — niemand kam.

Endlich entschloß ich mich, den Heimweg selbst zu suchen.

Wäre ich niemals auf diesen Gedanken verfallen! Ich kannte die Gefahren der Gegend zu wenig, sonst hätte ich alles andre getan, als meinen sicheren Platz zu verlassen.

Es war ja klar, bei dem Nebel hatte mein Freund den Weg nicht zurückfinden können, und ich konnte lange warten, wenn es dem Nebel nicht gefällig war, abzuziehen. Daß ich die Richtung noch viel sicherer verfehlen würde, lag auf der Hand. Aber ich konnte doch hoffen, irgendwo in die Nähe menschlicher Behausungen zu gelangen, um dann einen sicheren Führer zu bekommen.

Sedenfalls — ich brach auf. Vorsichtig ging ich am Wasser entlang, kam an einen Graben, den ich übersprang, traf eine Wiese, auf der ich gut weiterkam, und bemühte mich, möglichst dieselbe Richtung einzuhalten. Aber bereits nach zehn Minuten wurde der Boden mit jedem Schritt weicher und schlüpfriger, Wasser quoll unter meinen Tritten auf, und ein leises Schwanken und Wiegen des Bodens bewies mir, daß ich eine morastige Stelle zu passieren hatte, die jeden Augenblick unter meinen Füßen nachgeben konnte.

Ich kehrte um, versuchte es an anderer Stelle, kam aber bald in die gleiche Lage.

So mühte ich mich in stiller Verzweiflung ein paar Stunden, sah nichts um mich als den Nebel, der feucht und kalt wie ein nasses Laken in der Luft hing, und beschloß endlich in verdrossener Wut, zu meinem Plaz zurückzukehren und meine Bemühungen aufzugeben. Aber die Sache war schneller gedacht als getan, und nach einer halben Stunde mußte ich einsehen, daß auch das unmöglich war. Ich hatte mich rettungslos verirrt.

Zu allem Unglück brach die Dämmerung herein, denn der kurze Tag ging bereits auf die Neige, und ich hatte die angenehme Aussicht vor mir, die Nacht schutzlos auf dem feuchten, morastigen Grunde zubringen zu müssen.

Schlimmer als jezt kann es nicht gut werden, dachte ich und beschloß, trotz der tiefer und tiefer sinkenden Dunkelheit, weiterzugehen. Vielleicht führte mich ein glücklicher Zufall auf irgend einen festen Weg, den ich verfolgen konnte.

* * *

Wie lange ich im Dunkel umhergeirrt bin, weiß ich nicht mehr genau. Jedenfalls war es lange nach Mitternacht, als ich völlig ermattet zu dem Entschluß kam, jeden weiteren Versuch aufzugeben, todmüde auf dem nassen Grunde niedersank und mich in mein Schicksal ergab.

Eine unheimliche Stille umfing mich. Wie die Wand eines Kerkers stand der Nebel um mich herum und hielt mich mit zäher unwiderstehlicher Gewalt gefangen — unentrinnbar.

Ich fühlte, ich war verloren, und trotzdem ich die Zähne zusammenbiß, stieg ein Entsetzen in mir auf, ein kaltes Frösteln, das mich bis zu den Fußspitzen durchschauerte.

Ich ballte meine Fäuste und schüttelte sie in ohnmächtiger, kindischer Wut.

In diesem Augenblick drang plötzlich ein Ton an mein Ohr, der mir das Blut in den Adern gerinnen ließ.

Ein langgezogenes, lautes, schadenfrohes Gelächter drang zu mir herüber, heiser und unmenschlich, als habe mich jemand die ganze Nacht auf meinem Irrpfade ungesehen verfolgt und könne sich nun, da er mich matt und verzweifelt am Boden liegen sah, nicht länger halten vor befriedigter Nachlust und Schadenfreude.

Und nun — während ich noch lag und lauschte — merkte ich, wie der Boden unter mir nachgab, und als ich mich erhob, um den trügerischen Plaz zu verlassen, sank ich plötzlich bis tief über die Knie in den morastigen Grund.

Es schien unmöglich, wieder auf festen Boden zu kommen. Immer wieder gab das Erdreich unter mir nach und hielt meine Füße wie mit Ketten fest.

Und abermals erhob sich das Lachen, schneidender und durchdringender noch als zuvor, und peitschte mich zu sinnloser Wut auf, daß ich selbst in das Lachen einstimmte, von Wut und Entsetzen geschüttelt.

Ich glaube, in diesem Augenblick bin ich nahe daran gewesen, den Verstand zu verlieren.

Zulezt gelang es mir doch, auf festen Boden zu kommen, eine Weide tauchte aus dem Nebel auf, und wo ein Baum im Boden Halt fand, mußte auch ich stehen können, ohne zu versinken.

Dort muß ich dann wohl niedergefunken und vor Erschöpfung und Abspannung ohnmächtig geworden sein, denn als ich erwachte, hatte sich der Nebel gelegt, es dämmerte, und nun erkannte ich zu meinem grenzenlosen Erstaunen, daß ich keine dreißig Schritt von der elenden Hütte entfernt war, von der ich ausgegangen war. Ich war während der ganzen Zeit mühevoll im Kreise umhergeirrt!

Ich ging hinüber, um mich drinnen auszuruhen, als mein Freund den Kopf schlaftrunken aus der Tür herausstreckte.

Er sah mich an, als erschiene ihm ein Geist.

In meinem über und über mit Moorerde beschmutzten und durchfeuchteten Anzuge mag ich wirklich einen sonderbaren Anblick geboten haben.

„Zum Teufell“ schrie er mich an und sprang wie elektrifiziert auf, „bist du's oder bist du's nicht?“

Ich überließ es ihm, sich davon zu überzeugen, und machte mich wie ein ausgehungertes Wolf über die Eßvorräte, die er mitgebracht hatte.

Erst auf der Heimfahrt erzählte ich ihm meine Schicksale.

„Kannst du dir erklären, was es für ein Gelächter gewesen ist, das mich so erschreckt hat?“ fragte ich ihn. „Wirklich, es hatte nichts Menschliches an sich.“

Da kniff er die Augen zusammen und sagte: „Sprich nicht so laut davon! Es kann die Moorhege gewesen sein, und sie will nicht, daß man von ihr spricht.“ — Es war wirklich nicht zu erkennen, ob er im Scherz oder im Ernst sprach.

„Aber du kannst Gott danken,“ fuhr er dann fort, „daß sie dich nicht tiefer ins Moor gelockt hat, wo du elend versunken wärst wie ein Stein.“ —

Der Erzähler schwieg, und es blieb einige Sekunden still im Zimmer, niemand sprach.

Da rief mein Nachbar plötzlich in das allgemeine Schweigen: „Und du meinstest vorhin, wir hätten heute nur noch Sinn für die Romantik der Dämmerung!“



Die Freunde

Unter den Brücken der Stadt hindurch floß der Strom, breit und ruhig. Die unzähligen Lichter, die von den Laternen der Uferstraßen und den Fenstern der Häuser auf ihn herunterstrahlten, spiegelten sich in seinem dunklen Wasser, das sich mit leisem Rauschen zwischen den gewaltigen steinernen Pfählen hindurchzwängte, über die der Zug der heimkehrenden Spaziergänger ging und die Straßenbahnen mit rasselndem Gepolter hinüberdröhnten.

Weiter oberhalb der Stadt, wo die Häuser allmählich spärlicher wurden und die Straßen sich vom Fluß zurückzuziehen schienen, breiteten sich Wiesen aus, die weit und flach bis zum Horizont sich erstreckten, wo eben ein fernes Gewitter hinter einer dunklen Wolkenwand mit unruhigem Aufflammen die Gegend beleuchtete.

Aber diese Wiesen führte der Kriegspfad der Knaben. Sie schlichen dort hinter den eingebildeten Feinden her. Unerhörte Taten der Kühnheit wurden vollbracht und unzählige Skalpe erbeutet. Pibdl schwang seinen Tomahawk wie ein Mohikanerhäuptling, und Köhnholz und Barg spielten ihre Rollen als Siourexindianer mit gleicher Ausdauer. Bis auf den Unfall des dicken Langloz, der unversehens in einen Wassergraben gefallen war und so wenig indianischen Gleichmut bewiesen hatte, daß er spornstreichs nach Hause gelaufen war, war alles gut abgelaufen. Man hatte unter den Bleichgesichtern furchtbar aufgeräumt. Endlich aber gebot die „Giftige Schlange“ Halt.

Alle warfen sich auf Kommando ins Gras.

„Ich glaube, wir können jetzt vorläufig das Kriegsbeil begraben,“ sagte Barg, der vom Laufen ermüdet war und zugleich fürchtete, bei gar zu spätem Nachhausekommen eine Behandlung zu erfahren, die der Würde eines Indianerhäuptlings nicht entsprechen würde.

„Aber es hat ja eben erst neun Uhr geschlagen,“ rief Pibdl. „Wann mußt du denn zu Hause sein?“

„Neun?“ sagte Barg. „Dann ist es wirklich am besten, wenn wir für heute das Kriegsbeil begraben.“

„Ach was,“ rief Pibdl, noch glühend vom Spieleifer. „Kommt mit, wir wollen uns bis zum Fluße schleichen. Vielleicht liegt das Boot wieder da, das wir da neulich gesehen haben. Damit können wir heute abend sein ein bißchen fahren!“

„Sawohl,“ sagte der „Große Hund“ und sprang auf, entzündet

von dem Vorschlag. „Es ist dunkel genug, und heute abend wird das Boot doch nicht mehr gebraucht.“

Die „Giftige Schlange“ zögerte.

„Wem gehört das Kanu?“ fragte er.

„Das ist egal,“ rief Pibdl.

„Ganz egal,“ pflichtete der „Große Hund“ bei.

„Wenn der ‚Fliegende Pfeil‘ es wagen will,“ entgegnete der Häuptling mit unnachahmlicher Würde, „ich habe nichts dagegen. Ihr seid zu zweien stark genug.“

Der „Große Hund“ und der „Fliegende Pfeil“ sahen ihren Häuptling erstaunt an. Ihr Respekt sank in diesem Augenblick auf einen bedenklichen Tiefstand herab.

„Geh in deinen Wigwam zu deiner Squaw,“ höhnte Pibdl.

„Was glaubt ihr denn?“ knurrte die „Giftige Schlange“ wütend. „Es ist neun vorbei, und ich kriege die schönste Senge, wenn ich nach halb zehn zu Hause komme.“

Der durchgebläute Siourexhäuptling schien den beiden andern ein so komisches Bild, daß sie in Lachen ausbrachen.

„Großer Hund, bist du bereit?“ fragte Pibdl, ohne Barg weiter zu beachten.

„Fliegender Pfeil, ich folge dir!“ rief Fritz Köhnholz.

Die beiden standen auf und verließen Barg, der sich ärgerlich und verstimmt auf den Nachhauseweg machte, nach wenigen Schritten stehenblieb, sich auf die Lippen biß, den andern beiden unentschlossen nachsah, die in der tiefer sinkenden Dämmerung bald seinen Augen entchwanden, um dann schneller als vorhin auf die Stadt zuzueilen.

Pibdl hatte den Platz am Fluße, wo das Kanu an seiner Kette zu liegen pflegte, bald wieder entdeckt. Es war ein großes, schwerfälliges Ruderboot, ohne Kiel, aus mächtigen Eichenbohlen erbaut und für ein paar Knabenhände beinahe zu schwer zu regieren. Die meiste Mühe aber machte die Ankerkette.

Sie war an einem armdicken Pfahl befestigt, der in den Ufersand getrieben war.

Die Knaben zerrten und rissen daran, ohne sie lösen zu können. Nach einigen vergeblichen Anstrengungen verfiel Biddl darum auf die Idee, lieber den Pfahl aus der Erde zu ziehen und mit der Kette ins Boot zu nehmen.

Beide strengten ihre Kräfte an, rüttelten und zerrten, bis der Pfahl in dem lockeren, nassen Ufersande allmählich nachgab und sich nach einigen Minuten aus dem Boden ziehen ließ.

Herzklopfend von der Anstrengung und von der Aufregung, die ihnen das Abenteuer verursachte, schoben sie ihn mit der Kette ins Boot, sprangen selbst nach und waren im Begriff abzufahren, als sie bemerkten, daß auch die Ruder auf dem Boden des Bootes festgekettet lagen.

Aber ein Zurück gab es nun nicht mehr. Das Boot war bereits vom Strom erfaßt und trieb langsam und geräuschlos weiter und weiter vom Lande ab.

„Ohne Ruder sind wir verloren,“ flüsterte Fritz Röhnholz aufgeregt und ein wenig angstvoll.

„Wozu haben wir den Pfahl?“ fragte Biddl zurück, und beide machten sich daran, die Kette, welche die Ruder hielt, mit dem untergeschobenen Pfahl zu sprengen.

Endlich brach sie, und die Ruder lagen frei.

„Wir müssen zu zweien rudern,“ riet Biddl. „Der Strom geht heute abend zu stark. Es scheint Ebbe zu sein.“

Unregelmäßig klangen die Ruderschläge der Knaben über das Wasser hin, die das Boot stromaufwärts zu rudern versuchten, damit sie nicht zu weit abwärts trieben und nachher die Möglichkeit hatten, das Boot an seinen Liegeplatz zurückzubringen.

„Ich glaube, wir zwingen's nicht,“ sagte Biddl.

Er fühlte, wie ihm der Schweiß den Rücken herunterzuriefeln begann. Keuchend vor Anstrengung ließ er das Ruder ruhen.

Das Boot lag schwer wie Blei im Wasser und war in der ganzen Zeit kaum einige Meter weitergerückt, während das Wasser mit leise klatschenden, gurgelnden Wellen unter dem Bug ihnen eine rasche Fahrt vorgetäuscht hatte. Aber ein Vergleich mit der Stelle, wo das Boot angekettet gelegen hatte, dort, wo die alte Weide ihre Zweige über den abenddunklen Strom neigte, bewies deutlich, wie sehr sie sich geirrt hatten.

Auch Fritz Röhnholz hatte sein Ruder sinken lassen. Nun hörte das Klatschen der Wasser unter dem breiten Bug des Schiffes auf. Lautlos trieb es mit dem Strom abwärts, der Stadt zu, die zu beiden Seiten des Flusses ihre Mauern empor schob.

Ein Rahnschiffer trieb auf trägem Boot langsam vor ihnen her. Der weiche, laue Wind des schwülen Abends vermochte das schwere Segel seines Rahnes nicht zu spannen: so hatte er keine andre Mühe, als auf das Steuer zu achten, damit er die Tonnen vermied, die das Fahrwasser begrenzten. Von fern kam den Knaben ein Luftdampfer nach, der, mit Menschen gefüllt, wieder zur Stadt strebte. Lustig klang die Musik der Kapelle vom Deck des Schiffes über das stille Wasser herüber.

„Verdammte Geschichte!“ sagte Biddl und griff wieder nach seinem Ruder. „Wir müssen es noch mal versuchen, Fritz! Wenigstens müssen wir dem Dampfer da aus dem Wege gehen, daß wir nicht in die Wellen hineinkommen, die der wirft.“

Beide begannen wieder zu rudern. Weil sie jetzt mit dem Strom fuhren, kamen sie bald aus der Fahrrinne heraus und trieben nun näher am Ufer hin. Aber unaufhaltsam ging die Fahrt flußabwärts, und ehe sie sich versahen, hatten sie die Stadt erreicht, wo sich die steinernen Bollwerke der Ufer zu beiden Seiten des Flusses wie die Mauern einer uneinnehmbaren Festung vor ihnen erhoben. Oben aber reckten sich Fachhäuser mit rauchgeschwärzten Giebeln hoch und schmal in die abenddunkle Luft.

„Wenn wir hier nur anlegen könnten — ich spränge aus dem Schiffe und ließe es einfach treiben,“ flüsterte Piddl seinem Freunde zu, der bleich am Ruder saß und ebensowenig wußte, was er raten oder beginnen sollte.

„Das geht nicht,“ antwortete er. „Wir müssen sehen, daß wir in den Hafen kommen. Da sind Steigleitern am Bollwerk. Vielleicht können wir da 'nauf.“

„Das ist aber noch 'ne gute Strecke, bis wir da sind,“ flüsterte Piddl.

Es war dunkler und dunkler geworden. Der Himmel hatte sich stärker bewölkt, und die Blitze des fernen Gewitters leuchteten heller und drohender hinter den Wolken auf.

Ganz leise meldete sich jetzt auch der Donner. Er ging mit einem dumpfen, schütternden Stoßen durch die warme, schwüle Luft.

Der Dampfer hinter ihnen hatte schon Lichter gesetzt, und man hörte deutlich die Räder, wie sie mit ihren Schaufeln schäumend das Wasser schlugen.

Lautlos führte der Fluß den Rahn weiter stromabwärts und trieb ihn unter der Brücke durch, wo das eingeengte Wasser sich rauschend zwischen den Pfeilern hindurchzwängte. Aber immer noch war kein Ende der unfreiwilligen Fahrt abzusehen. An verankerten Bockschiffen, die lang und niedrig, mit gewölbten Rücken auf dem Wasser lagen, ging es langsam, aber unaufhaltsam vorüber; an Seglern, die mit gerefften Leinen von der Mannschaft wieder zu ihren Liegeplätzen zurückgerudert wurden, an den Tonnen, die das Fahrwasser begrenzten und leise unter dem Druck des strömenden Wassers hin und her rollten, als badeten sie sich voll Behagen nach dem heißen Tage in dem laulichen Wasser.

Wieder war eine Brücke passiert, und das Bild des Stromes wurde bunter und bunter. Vergnügungsdampfer kehrten von

der See heim, stampften mit keuchenden Maschinen den Strom hinauf, piffen und tuteten und ließen ihre Kapellen spielen, über und über mit Lamplions behängt. Aber lautlos und still glitt der Rahn mit den beiden Knaben zwischen all der Unruhe hindurch.

Piddl stand der Schweiß auf der Stirn. Man mußte aufpassen wie ein Luchs. Wie leicht konnten sie von einem Dampfer im Dunklen überrannt, von einem Segelboot angerempelt werden, kentern und rettungslos ertrinken!

Um Fritz nicht nutzlos zu machen, schwieg er und lugte nur krampfhaft nach vorn, um hin und wieder durch ein paar Ruderschläge dem Boote eine andre Richtung zu geben, das sich immer wieder breit vor den Strom legte und nur widerwillig bei heftiger Anstrengung der Knaben sich dazu bequeme, die Nase in der Fahrtrichtung zu halten.

Nun fielen die ersten Regentropfen, schwer und warm. Mit hörbarem Klatschen fielen sie auf die Decken des Bootes.

„Piddl,“ flüsterte Fritz, „nun regnet's auch noch.“

„Meinst du, ich bin blind?“

„Ne,“ sagte Fritz, und in sein Gesicht trat ein Weinerlicher Ausdruck. „Ich wollte, wir hätten das Schiff gelassen, wo's lag.“

„Das wollt' ich jetzt beinahe auch!“ höhnte Piddl giftig. „Paß nur auf dein Ruder auf. Das ist besser als die dumme Rederei. Wir müssen hier gleich am Hafenkopf sein...“

Krampfhaft ruderten sie dem Blicklicht entgegen, das die Hafeneinfahrt anzeigte.

Der Regen war stärker und stärker geworden. Er fiel jetzt in rauschenden Strömen, sprang in hüpfenden Tropfen von den Bänken des Bootes wieder empor und durchnäßte die Knaben in wenigen Augenblicken.

Jetzt waren sie vor der Hafeneinfahrt. Ein riesiger Dzeandampfer schickte sich an, seine Ausreise anzutreten. Ein Schlepper

hatte den Koloß rückwärts aus dem Hafen gezogen und half ihm nun wenden.

Erst im letzten Augenblick sahen die Jungen die beiden Schiffe und rissen das Boot herum, das nun langsam zwischen Schlepper und Dampfer hindurchtrieb. Das Schleppseil fierte eben über ihren Köpfen hin.

Im selben Augenblick erscholl auf dem Schlepper, wo der Steuermann das treibende Boot entdeckt haben mußte, ein wüßtes Schimpfen. Ein Hagel von Seemannsflüchen prasselte auf die Jungen nieder, die die Gefahr erst ganz begriffen, in der sie geschwebt hatten, als sie längst an der Hafeneinfahrt vorübergetrieben waren.

„Was nun?“ fragte Bibdl, der zuerst wieder Worte fand.

„Hier werden die Ufer gleich flacher,“ flüsterte Fritz. „Wir gehen hier einfach an Land, ketten das Boot fest und kneifen aus. Wir müssen nur erst an dem Steindamm vorbei sein, der hier am Ufer entlang läuft.“

Endlich, nach einer Viertelstunde, hatten sie wieder Boden unter den Füßen! Das Boot hatten sie mit dem Pfahl, an dem es befestigt gewesen war, vor Anker zu legen versucht, und nun liefen sie über die nachtdunkle Marsch, alle Augenblicke von den Blitzen geblendet, die heller und leuchtender geworden waren.

Nach wenigen Minuten war das Gewitter ganz nahe.

Der Regen rauschte wie ein Gießbach herab, und der Donner fuhr jetzt mit kurzen, knatternden Schlägen durch die aufflammenden Lüfte.

„Wir müssen uns hinschmeißen,“ schrie Fritz seinem Freunde mit ängstlicher Stimme zu, und beide warfen sich in das nasse Gras, das sie mit feuchter Kühle empfing.

Plötzlich hörte nun der Regen auf.

Auf dem weiten Felde wurde es totenstill. Aber diese Stille

dauerte nur wenige Sekunden, dann begann das Wetter erst recht zu toben. Der Donner fuhr mit prasselnden Schlägen durch die Luft, und die Blitze flammten grell über dem weiten nachtdunklen Felde auf.

Keiner der beiden sprach ein Wort mehr.

Bibdl lag, das Gesicht auf den Boden gedrückt, und wagte kaum zu atmen. Eine Angst hatte ihn ergriffen, die sein Blut in dumpfen Stößen durch die Adern trieb, ihm die Kehle zusammenschnürte und seine Gedanken verwirrte.

Im nächsten Augenblick wird der Blitz dich treffen! Er muß dich treffen! Es ist unmöglich, daß er dich nicht trifft! dachte er. Dumpfe Verzweiflung erfüllte ihn. Vorhin im Boote, als sie sich unvermutet zwischen dem Riesendampfer und seinem Schlepper hindurchbugsierten mußten, hatte ihn die Geistesgegenwart nicht verlassen. Aber jetzt war es mit seiner Fassung vorbei.

Der grelle Schein eines Blitzes und der Donner, der darauf folgte, kurz und prasselnd, als würde mit einem Schläge das Dach des Himmels zertrümmert, betäubten ihn und ließen seine Glieder erzittern. Er hatte die Empfindung, daß er sich wie ein machtloser Wurm auf der Erde krümmte, den im nächsten Augenblick der Fuß eines Riesen zertreten würde.

In regungsloser Stille standen die Halme des Grases um ihn herum. Jeder Blitzstrahl, der mit grellem Licht durch die Nacht fuhr, leuchtete bis in das tiefste Dickicht der Halme hinein, als bleibe auch nicht das geringste Winkelnchen vor dem leuchtenden Feuer des Himmels verborgen.

Gewiß, es war ein Unrecht, daß er das Boot dort oben von seinem Plage gelöst hatte, daß er die Kette gesprengt hatte, welche die Ruder hielt, und er würde es in seinem Leben nicht wieder tun. Aber er hatte ja das Boot nicht stehlen wollen. Er hatte es ja nur zu einer kurzen Fahrt auf dem Strome benutzen wollen. Aber nun kam die Strafe für seine Untat.

Plötzlich hörte er zwischen der demutsvollen Stille, die zwischen den Schlägen des Donners über dem Felde lag, einen Vogel singen.

Ein Weidenfänger sang in den Uferweiden des Flusses zwischen sein Nachtlied.

Tröstend drang das Lied des kleinen Vogels, der irgendwo im Dunkel unbekümmert auf seinem Zweige saß, an das Ohr des Knaben.

Sollte das Wetter wirklich vorübergehen, ohne ihn getroffen zu haben?

„Fritz,“ flüsterte er, von leiser Hoffnung erfüllt.

„Nu?“ fragte der zurück.

„Hörst du den Vogel?“

„Ich hör' ihn wohl.“

„Sollte das Gewitter vorbei sein?“

„Weiß nicht!“

Aber die Blitze wurden matter, der Donner verzog sich mehr und mehr, und nach einigen Minuten konnten die Knaben aufstehen und der Stadt zutragen.

Es war ein Dauerlauf, wie sie selten einen gemacht hatten.

Erst vor der Winkelgasse machten sie halt und schlugen ein langsames Tempo ein.

„Na, meine Mutter wird 'ne schöne Angst gehabt haben,“ flüsterte Piddl.

„Das ist 'n Übergang,“ tröstete Fritz Röhnholz, noch schnaufend von dem langen Lauf. „Denk' mal an mich! Die Senge, die ich kriegen werde!“

„Auch 'n Übergang!“

„Na, ich danke! Halt' bloß reinen Mund!“

„Wenn ich nur wüßte, ob das Boot wieder an seinen Platz kommt! Ich glaube, ich schlafe besser.“

„Willst wohl schlafen!“

„Das sagst du!“

„Na, so was! Mußt nicht dran denken! Das Boot wird schon einer auffischen.“

„'s soll mich wundern!“

„Sieh, deine Mutter hat noch Licht.“

„Dacht' ich mir,“ rief Piddl. „Na, gute Nacht!“

* * *

Wie Verbrecher an den Ort ihrer Tat, zog es die Jungen an den Liegeplatz des Bootes zurück. Schon am übernächsten Abend gingen sie voll Spannung und Neugierde hinaus. Ihr Erstaunen war grenzenlos. Das Boot lag ruhig wieder an seinem alten Platz. Ein alter Mann hockte darin und mühte sich, das Wasser herauszuschöpfen, das auf dem Boden stand.

„Was hab' ich gesagt!“ flüsterte Fritz Röhnholz.

„Famos!“ rief Piddl, dem beim Anblick des friedlich vertauten Bootes ein Mühlstein vom Herzen gefallen war.

Der Schiffer war noch mit Wasserschöpfen beschäftigt, als die Knaben herangekommen waren.

„Woll'n mal sehen, wie er's wiedergekriegt hat!“ flüsterte Fritz. Schlendernd näherte er sich dem Ufer.

„Unkel, ist dat din Schipp?“ rief er zu dem Alten hinüber.

„Wullst et mi asköpen?“ lächelte der, seine Arbeit unterbrechend.

„Wi kummt all dat Water int Schipp?“

Umständlich erzählte ihnen der Alte, wie sich das Schiff vorgestern beim Gewittersturm losgerissen haben müsse und gewiß davongetrieben sei. Der Pfahl sei wohl zu schwach gewesen. Und einer der großen Dampfer, die so große Wellen würfen, müßte es dann wohl voll Wasser geschlagen haben. Er habe heute Nachricht vom Strandamt bekommen und es eben wiedergeholt.

Fritz sah sich währenddessen ein paarmal triumphierend nach Biddl um. Der Alte ahnte ja gar nicht, wie es in Wirklichkeit gewesen war.

„Süßts wi di 'n beten helpen?“ fragte er nun.

Das ist mehr als frech, dachte Biddl.

„Mintwegen, wenn ji Lust hebbt,“ rief der Schiffer zurück, zog das Schiff an der Ankerkette langsam ans Land und ließ die Jungen einsteigen.

Biddl griff gleich nach der kleinen Holzschaukel und begann eifrig zu schaufeln.

„Lat sinnig angahn!“ mahnte der Schiffer.

Aber Biddl war es, als müsse er mit dieser Arbeit einen Teil seiner Schuld wieder abtragen. Unermüdtlich schöpfte er und hielt nicht eher inne, als bis der letzte Tropfen entfernt war. Sein Gewissen schlug ihm so, daß er am liebsten alles eingestanden hätte.

„Vielleicht hebbt sick ok Jungs schippert und hebbt dat Boot naher drieiben laten,“ nahm Fritz jetzt das Gespräch wieder auf.

„Glöw ick nich,“ sagte der Alte, ein Stück Kautabak hinter die Backe schiebend. „Darto is dat Boot to swar.“

Jetzt hielt es Biddl nicht länger.

„Et is aber doch so, und wi sind dat wesen!“ sagte er und gestand plötzlich die ganze Geschichte vom Sonntag abend.

Fritz Röhnholz war sprachlos. „Du bist verrückt!“ rief er ihm leise und wütend zu und spähte, ob er nicht mit einem kühnen Tellsprung das Boot verlassen könne.

„Kackertügl!“ schimpfte der Schiffer, der nicht wußte, ob er lachen oder wütend sein sollte.

„Laten Se sick doch nicks ansnacken!“ versuchte Fritz die Situation zu retten. „He lugt jo.“

Jetzt war Biddl sprachlos.

„Ejell!“ knurrte Fritz leise. Damit sprang er aus dem Schiffe, das sich langsam an seiner Kette gedreht hatte.

Auch Biddl verließ jetzt das Schiff.

„Si willst woll ole Lue up't Spill kriegen,“ schalt der Schiffer ihnen nach.

Aufgeregt gingen sie wieder auf die Stadt zu.

„Na,“ sagte Fritz Röhnholz, als sie außer Hörweite waren, „du kannst dir gratulieren, daß das so abgelaufen ist. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn wir 'ne ordentliche Lage mit 'nem Tauend gekriegt hätten. So Schiffer sind nicht sauber.“

„Dafür ist aber nun alles in Ordnung,“ frohlockte Biddl.

„Bild' dir doch so was nicht ein! — In Ordnung? Der glaubt ja kein Wort von dem, was du ihm erzählt hast.“

„Das ist denn seine Schuld!“ beharrte Biddl, dem die Beichte, die er freiwillig abgelegt hatte, soviel wie eine Buße war.

„Man muß sich aber mächtig in acht nehmen, mit dir dumme Streiche zu machen,“ knurrte Röhnholz ärgerlich. „Du bist 'n netter Indianer! 'n Plappermaul bistel!“

„Spiel' dich doch nicht auf!“ antwortete Biddl gereizt.

„Was?“ schrie Röhnholz. „Erst verrätst du die ganze Geschichte, und dann willst noch 'n Wort haben?“

Dabei gab er Biddl einen Rippenstoß, daß er zur Seite taumelte.

Das war das Signal zum Kampf.

Wie ein paar wütende Tiger gingen sie aufeinander los und wälzten sich im nächsten Augenblick auf der lehmigen, vom Regen durchweichten Erde.

Die Prügel, um die sie tagelang heimlich gezittert und um die sie sich so sorgfältig gedrückt hatten, erteilten sie sich nun unerwarteterweise selbst und freigebiger, als eigentlich nötig gewesen wäre.

